# Leiden und Freuden

eines

# Schulmeisters.

Von

**Jeremias Gotthelf.**

Bearbeitung des Verfassers für das Deutsche Volk.

Vierter Theil.

Berlin, 1848.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

# Leiden und Freuden

eines

# Schulmeisters.

---

## Vierter Theil.

---

## Erstes Kapitel.

### Ein Tod und eine Theilung.

Es war eine feierliche Stimmung in unsern Herzen. Auch in unserm Häuschen war es uns fast, als ob wir in der Kirche, als ob der Herr zu uns eingekehrt wäre. Eine unaussprechliche Gewalt zog mich näher zu meinem Weibchen, und zärtlicher fühlten und thaten wir nicht gegen einander in den verrufenen Flitterwochen: nur war in der Zärtlichkeit etwas Gediegeneres und in unsern Gemüthern klang etwas Sonntäglicheres (ich weiß ihm keinen andern Namen zu geben) als Anfangs. Unsere Liebe hatte sich im Feuer der Noth bewährt und im Glauben geläutert und erhoben. Freilich stund ich da unendlich tief unter meinem Weibchen, aber eben das Gefühl, daß es in Glaubenskraft über mir stund, machte, daß ich mich um so fester an dasselbe schloß, mich an ihm hielt in den Stürmen, die über uns daher brausten. Da bewährte es sich gar herrlich, daß alle Dinge, denen die Gott lieben, zur Seligkeit dienen müssen. Achtet auf ein Ehepaar, welches Gott nicht liebt, wo jedes im Grunde des Herzens nur sich selbsten liebt, wie da jedes Unglück trennend zwischen sie trittet, ihre Herzen spaltet und durch diese Spaltung jedem Unglück ein dreifach Gewicht giebt. Achtet auf ein solches Ehepaar, wenn Unglück kömmt, wenn Bedrängniß einreißt, wenn ein geliebtes Kind stirbt, wenn Krankheiten sich lagern über eins oder beide, wenn Hoffnungen auseinander gehn, Wünsche brennen und nicht gelöscht werden können, wie da die Herzen blosgelegt werden und ans Tageslicht kömmt, was man unter künstlichem Flitter, zärtlichen Blicken, süßen Worten, artigen Mienen, schlau verborgen hatte. Keines trägt die Bürde gerne, glaubt das

Andere Schuld an derselben, glaubt, wenn sie beide sich nicht zusammengefunden, so wäre auch dieses Unglück nicht, wäre man nicht in solcher Bedrängniß; schiebt die Bürde dem Andern zum Tragen hin und schüttelt sich unwillig über seinen Theil, wird verdrießlich und ärgert sich über die Art und Weise, wie das Andere trägt. Dann kömmt es vom Aerger zu ärgerlichen Worten und aus beiden bildet sich das Verhältniß heraus, das besteht zwischen einem Zügel und einem Pferdefuß, der übergesprungen ist. Es entsteht eine Reibung, beide leiden, und je größer das Leiden wird, desto stärker wird die Reibung; und je heftiger die Reibung wird, desto weniger ist an ein Loskommen zu denken, wenn nicht etwa der Zügel bricht. Und wenn endlich auch der Zügel bricht, so hat man am Bein noch einen schweren Schaden. So ist jedes Unglück für jedes sündige Gemüth ein dreifaches Unglück.

Wer will es mir wehren, wenn ich behaupten will, jede Berührung der Außenwelt mit unserm Herzen erzeuge einen chemischen Prozeß, und je nach der Beschaffenheit des Herzens erzeugen sich in ihm bei dieser Berührung Dämpfe — Stimmungen, und je nach den Dämpfen ein Niederschlag — Worte und Thaten. An diesen Dämpfen und diesem Niederschlage eben erkennt der Mensch, weß Geistes Kind er ist. Ist das Herz ein verdorbenes, und welche sind es eigentlich nicht, so steigt bei der Berührung Verdorbenes auf zur Plage des Menschen, wie verdorbene Kinder eine Qual der Eltern sind; und diese Plage ist die Geißel, die zur Erkenntniß bringen, den Staar stechen, den Menschen dahin bringen soll, daß er sein Herz zu heilen sucht. Zu dieser Heilung sind Heilmittel da, und sobald das Herz zu heilen beginnt, sobald es Gott über Alles und den Nächsten als sich selbst zu lieben beginnt und sich nicht mehr zum eignen Herrgott macht, entstehen aus seiner Berührung mit der Außenwelt — andere Dämpfe, ein anderer Niederschlag. Was das Herz berühren mag, je liebender das Herz wird, je süßer und lieblicher werden die Dämpfe, desto fruchtbarer und segens-

reicher der Niederschlag, ja, je härter die Außenwelt an das Herz schlägt, desto hellere Funken sprüht die Liebe, desto inniger werden die Stimmungen, desto herzlicher jede Aeußerung in That und Wort. Die Heilung trägt in sich selbst den Lohn und giebt glücklichere Stimmungen und glücklichere Verhältnisse und als größtes Glück die merkwürdige Umwandlung, daß fortan Glück und Unglück, kurz Alles, was aus Gottes Hand kömmt und das menschliche Herz berührt, heiligend auf dasselbe einwirkt, statt wie früher als Versuchung verführend und sündigend, daß also in eigentlichem Sinne des Wortes Alles zu seiner Seligkeit dienen muß.

Wer ein Esel ist, wird mich um dieser Bilder willen als ein Materialist verschreien. Wer etwas witziger ist, aber doch nicht witziger als halbwitzig, der wird diese Zeilen lesen, sie aber nicht begreifen, und nicht begreifen, daß er sie nicht begreift. Wer aber ganz weise ist, wird auf das Allerwenigste die Bemühung nicht mißkennen, etwas recht anschaulich zu machen, was die meisten Menschen nicht verstehen und doch alle verstehen sollten. Nämlich das Verhältniß unseres Herzens zur Außenwelt, und die Art und Weise, wie beide ihre Kinder zeugen und was für Kinder.

Mein Weibchen und ich plauderten nun gar oft von ernsten wichtigeren Dingen zusammen, es war, als ob uns ein Blatt vor dem Munde weggefallen wäre. Ob diesen Reden versäumten wir unsere Arbeit nicht, das Kleinste wurde um so treulicher verrichtet. Aber diese Reden verhüteten, daß wir nicht kleinlichten unbedeutenden Dingen, Zufällen u. s. w. eine Wichtigkeit beilegten, die sie nicht hatten. Es muß jeder Mensch wichtige, wichtigere und wichtigste Dinge haben, Etwas, auf das er besonder Gewicht legt, dem er einen eigenen Einfluß auf sich gestattet und dem er Anderes unterordnet. Nimmt der Mensch nun nichts an sich Wichtiges in sich auf, so erhebt er eine Lumperei auf den Thron und betet sie an. Eine Frau die Schweine, eine andere den Kopfputz, eine dritte die

Fehler des Nächsten, eine vierte die Mägde und eine fünfte ihre Nerven. Ebenso von den Männern, die einen ihre magern Aecker und die andern ihre dumme Person, die dritten (besonders die Diplomaten) das Essen, die vierten das Geld und die fünften ihren Stammbaum, dessen Ende man aber ohne langes Steigen in einem Schwefelholzlädelchen finden möchte. Es achten darauf wenige Menschen, darum findet man ein so kleinlichtes Treiben in der Welt, so eng eingeschrumpfte Herzen, daß einem die Haare zu Berge stehen möchten. Das ist aber auch eine Kunst, die nicht im Wirthshause gelehrt wird, im Kleinsten getreu zu sein und das Höchste im Herzen zu tragen.

Wir hatten einen solchen Anker, der uns oben erhielt, aber nöthig, denn wir erfuhren die Wahrheit des Sprüchwortes, daß selten ein Unglück allein kömmt und daß es dem Hiob nur gegangen, wie vielen andern Menschen auch. Kaum hatte sich der Schmerz um unser Mädchen verklärt zu einem wehmüthigen, freundlichen Andenken, als Mädelis Vater zu kränkeln begann. Er klagte häufig über Schwindel und Mattigkeit. Eines Morgens setzte er sich auf sein Schuhmacherstühlchen und wollte unserm Kleinen einen Schuh flicken. Kaum hatte er den Leisten im Schuh und beugte sich auf seine Arbeit, so fiel er Kopfüber in die Stube hin. Der Kleine, der ihm zugesehen hatte, erhob ein mörderlich Geschrei, und wir beide, die draußen gewesen waren, stürzten hinein und fanden den Vater bewußtlos am Boden. Mit Mühe brachten wir ihn auf das Bett und wieder zu sich, aber reden konnte er nicht mehr, der Schlag hatte ihn getroffen. Der Arzt ließ ihm zu Ader, verordnete Einreibungen, das schwindende Leben wurde festgehalten, allein der Glieder Gebrauch blieb verloren. Von ganzem Herzen willig thaten wir, was wir konnten, zogen selbst in die Kammer hinauf, warteten ihm ab und verschafften ihm das Nothwendige, was er brauchen konnte, in Speise und Trank. Auch wurde dem Kranken, nach der Sitte in einigen Gegenden,

viel gekramet, was uns einigermaßen Erleichterung verschaffte. Es ist dies eine sehr schöne Sitte, wenn der Kranke nur nicht damit oft eine Fülle von Dingen erhielte, welche im höchsten Grade schädlich sind. Wenn ein krankes Kind z. B. neun Pfefferkuchen auf seinem Bette liegen hat, so kann man sich denken, wie bald es gesund werden wird.

Wenn die Leute kamen und den Vater sahen, so war selten Jemand, der nicht sagte: macht es nicht mehr lange. Ihm geht es gut und niemals übel. Das sagte man ganz ungenirt vor dem Kranken, und recht grausig war es anzusehen, wenn er zu solchen Reden mit seinen starren verzogenen Augen die Leute ansah, und ihnen zunickte. Mädeli weinte dann gewöhnlich, dann sagten ihm die Leute: Du Thörchen, weine doch nicht, sondern dank dem lieben Gott. Arbeiten kann er nicht mehr, ihn immer so zu pflegen, vermögt ihr nicht, und wenn du wieder ein Kind haben mußt, willst du dann oben in der kalten Kammer kindbetten?

Mir war es Angst wegen Mädeli, die in andern Umständen war, Tag und Nacht keine Ruhe hatte, die Haushaltung machen, die Pflanzungen besorgen sollte. Ich fürchtete, sie halte es nicht aus. Aber Gott giebt dem Menschen in der Noth wunderbare Kräfte. Ueberhaupt liegen im Menschen viel mehr Kräfte, ein größeres Maß von Kräften und besonders eine weit größere Spannkraft, als man ahnet. Man spielt im Grunde nur im Leben und mit dem Leben.

Nach ungefähr sechs Wochen wiederholte sich der Schlagfluß und der liebe Gott rief den alten müden Meister zu sich. Es ist das Sterben so geheimnißreich und ahnungsvoll, daß auch die rohesten Menschen stille werden in einem Sterbezimmer, auf den Zehen gehen, den Athem leiser ziehen und nur reden in der höchsten Noth. Es ist, als ob den Menschen ergreife das Wehen einer höhern Welt, als ob er fühle, diese Welt sei nahe getreten und ihre Geister walteten unsichtbar um ihn herum, lösten den

verwandten Geist aus der sterblichen Hülle und führten ihn mit sich ihre Wege.

Eine Leiche hatte für mich etwas unendlich Schauerliches. Da liegt sie, die sterbliche Hülle, die Schaale, dem Zerbrechen geweiht! Nun endlich wird man es inne, was der Leib eigentlich ist. Aber wenn man bedenkt, was diese sterbliche Hülle vorgestellt, wie sie sich selbst dargegeben als etwas, während sie nichts war, wieviel sie bedeutete, als das thierische Leben in vollen Adern schlug, wenn man dann den eigenen Leib betrachtet und seine Ansprüche, und gedenket, daß er auch bald so liegen werde, eine abgestreifte Hülle, ein leer Futteral, ein werdend Staubhäufchen, dann bebt der Mensch in sich zusammen und beginnt zu denken an das, was in dieser leeren Hülle wohnte und in seiner noch wohnt, und welche Geister diesen Geist gelöst und seinen lösen werden.

Es ist schauerlich, eine Leiche zu berühren, mir läuft es dabei kalt den Rücken auf und heiß durch alle Glieder, und das Herz zuckt zusammen, als ob der Tod es bereits mit seiner eisigen Hand gefaßt hätte. Ich war daher meinem Weibchen eine schlechte Hülfe, und ein Glück für ihns war es, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarsleute so aufwärtig sind. Ich hatte viel zu laufen und Bescheid zu machen an alle Verwandten meiner Frau nach allen Seiten aus.

Am Begräbnißtag sah ich zum erstenmal Mädelis Geschwister alle bei einander, aber keines gefiel mir wie mein Weibchen. Sie waren auch gar kaltblütig und gleichgültig bei der Sache und gar trocken mit uns. Es ist ein gar ernster Gang, der Gang zum Grabe. Es scheint mir immer, als lauern im Kirchhofe eine Schaar gewaltiger Gedanken auf jeden Leichenzug, die sich stürzen auf die Begleitenden und suchen, welches Herz sie erfassen mögen. Da lauert die Reue und suchet die unbarmherzigen, schnöden Herzen; da lauert die Angst auf die, welche einen Ankläger gegen sich begraben; da lauert das Grauen auf die, welche über die Gräber von Anklägern schreiten müs-

sen; da lauert der Schrecken auf Alle, welche am Zerdrücken von Herzen sind; es lauert auf die Stolzen das Gefühl ihrer Niedrigkeit, auf die Sinnlichen das Gefühl ihrer Vergänglichkeit, und auf Alle ein fährt der schauerliche Gedanke: ob sie etwa mit den eigenen Beinen auf dem eigenen Grabe stünden? Und hinter allen diesen Gedanken, die mit erschütternder Gewalt auf die Leichenzüge sich stürzen, kömmt leise, klingend in lieblich sanften Weisen, ein Lüftchen hergezogen und sucht nach liebenden Herzen, über welche jene Gedanken keine Macht haben, und an solche Herzen schmiegt es sich weich und leise, und flichtet dort aus den Thränen der Liebe ein strahlend Thor, das ins ewige Leben führt, und in süßen himmlischen Klängen singt das Lüftchen dem liebenden Herzen von der Auferstehung und dem Leben, von dem Wiederfinden der Getreugebliebenen in des Vaters Freude.

Zu Hause bereitete uns Jemand für die Verwandten das Essen, denn auch meine Frau geleitete, wie üblich, den Vater zu seiner Ruhestätte. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum fast an allen Orten die Weiber ihre Kinder nicht auf ihrem ersten Ausgange zur Taufe geleiten, und warum sie wieder an vielen Orten die Ihrigen nicht geleiten auf ihrem Heimgang. Haben sie etwa nicht nöthig zu gedenken, daß fortan alle Wege, welche man das Kind trägt, führt und weis't, in Gott sich ausmünden sollen? Haben sie nicht nöthig, ihrer Vergänglichkeit zu gedenken, von Zeit zu Zeit ihr Grab zu beschauen, zu bedenken, wie ihnen sein würde, wenn sie hinter dem Sarge ihres Gatten oder ihres Kindes gehen müßten, ob dann die Liebe ihre Trösterin oder die Reue und die Selbstanklage ihre Begleiterin wäre?

Schon auf dem Heimwege stichelte eines Bruders mitgekommene Frau von Theilen, und sie hätten expreß ein Wägelchen mitgenommen, um die ihnen zugefallenen Sachen mitzunehmen. Du mein Gott! Die Habseligkeiten des Begrabenen waren so dürftig, als man sich nur denken konnte. Sein Bett war das Beste daran, seine Kleider Bruchstücke, sein Uebriges Plunder, sein wenig Küchenge-

schirr hatte er uns allerdings zum Brauchen gegeben. Mädeli und ich hatten nichts darüber geredet und Mädeli sicher auch nicht darüber gedacht. Mir hingegen war der Gedanke ans Erben gekommen, und ich glaube, es sei wirklich selten Jemand, der, wenn ihm Jemand stirbt, den er lieb hat, aber den er erbt, nicht auch ans Erben dächte, und sicher Viele würden erschrecken, wenn vierzehn Tage nach Behändigung des Erbes die Beerbten wiederkämen. Der Vater hatte in den letztern Zeiten kein Tischgeld mehr geben können, und wir hatten nicht daran gedacht, die übrigen Geschwister oder die Gemeinde dafür anzugehen. In den letzten Wochen hatten wir große Unmuße mit ihm gehabt und auch Kosten, so daß wir wirklich geldlos waren und Fleisch und Wein für das Mittagsessen, welches wir den Verwandten bereiteten, und zwar um es wohlfeiler zu machen, zu Hause, dem Wirth schuldig bleiben mußten.

Da hatte ich mir erstlich gedacht, seine übrigen Kinder würden gar nicht nach diesen Dingen fragen, von denen uns das Bett sehr wohl gekommen wäre; und zweitens war mir im Hintergrunde noch die Hoffnung aufgedämmert, sie würden uns vielleicht noch etwas an unsere Ausgaben geben. Solche Gedanken sind gewiß einem armen Ehemann, der eine Niederkunft aushalten muß und kein Geld hat, zu verzeihen. Könnte man in allen Menschenköpfen alle eigennützigen, spekulativen Gedanken verfolgen, man würde ergrauen vor dem Herzlosen, Liebeleeren, Scheußlichen, das vor unsern Augen sich aufwinden würde. Es ist ein Heil, daß wir das nicht können, unsere Augen würden erblinden, unsere Herzen würden verbluten, wenn Anderer Gedanken uns offenbar, wenn wir sehen würden, wie manches Auge auf unsern Tod lauert. Der Gram würde wie ein Geier sich setzen auf unser Herz, das aber eben vielleicht ähnliche Gedanken und Gelüsten in sich wälzte. Was für Augen würden sich wohl die Menschen machen, wenn sie einander in die Seelen hineinschauen könnten, wie ins Gesicht? Der Schöpfer weiß wohl, warum er hier einen Vorhang gezogen hat.

Kaum waren wir heim gekommen, so fragte die Schwägerin nach dem zu theilenden Erbe. Wir wiesen vor, was war. Sie wollte nicht glauben, daß das Alles sei, ihr Mann hätte von viel Mehrerem gesagt. Die übrigen Kinder, welche seit Jahren das väterliche Haus verlassen hatten, wo noch der Verdienst größer und von bessern Zeiten her Manches vorräthig war, was seitdem abgegangen, muckelten auch von Verschleppen, Verläugnen. Die Schwägerin durchstöberte mit ihrem Manne und einer Schwester alle Winkel, um nach etwas Verborgenem zu forschen. Unglücklicherweise entdeckte die Letztere auf unserm Kachelbank einen Milchhafen, mit dem sie früher viel Milch geholt hatte und erhob nun über denselben ein Geschrei, als ob ein Stier sie bereits auf den Hörnern hätte. Da sehe man, was wir für Leute seien. Jetzt erst wollen wir recht suchen, wo das ist, wird noch mehr sein! schrie sie. Nun fingen sie an, das Unterste zu oberst zu kehren und sprachen am Ende unsere ganze Habe an. Da rissen sie einen Hafen z'weg und dort eine Kelle, wollten über unsere verschlossenen Schäfte, sie einsprengen, wenn wir nicht die Schlüssel gäben. Alles müsse erlesen sein, schrie das Eine; ein Anderes brüllte, man müsse uns zum Eid halten, und das Dritte vom Landjäger holen. Es war ein Höllenspektakel, und der Lärm wurde immer größer. Die Leute arbeiteten sich selbst in einen Zorn und in eine Wuth hinein, die kein Maß hatten. Die Vorstellung unseres Betruges wuchs wie ein Gespenst ins Unendliche, ich glaube, sie stellten sich am Ende vor, der Handel gehe um viel tausend Gulden; und wenn sie nur recht wüst thäten, so seien ganze Haufen Erbes aus mir auszupressen, wie Oel aus Steinen. Es kann wahrhaftig nichts Traurigeres geben, als Streiten um ein Erbe, und doch ist gerade dieses Streiten eins der häufigsten und ein Beweis mehr von dem Eigennutz und dem Lauern auf das Erben, von dem ich früher gesprochen. Wenn um Höfe, Schlösser und Haufen Geld gestritten wird, so glaubt man, das begreifen zu können, weil da es des Streitens sich lohne. Aber ver-

möchten es nicht gerade da am besten, Brüder und Schwestern Friede zu halten, wo viel zu theilen ist? Da sollte man doch eher etwas übersehen können. Aber eben mit dem Haben nimmt auch das Begehren zu. Das ist der Fluch, der im Golde liegt und von dem das Sprüchwort kömmt: Je mehr er hat, desto mehr hat er zu wenig. Sehr traurig, fast lächerlich und unbegreiflich will man es finden, wenn Arme um ein paar alte Leintücher, eine geflickte Pfanne, eine gespaltene Kaffeekanne und ein paar versalbete Hosen sich zanken. Ja, traurig ists allerdings, wenn die, die die Liebe am nöthigsten hätten, um so kleinlicher Dinge sich das für sie ohnehin bittere Leben noch mehr verbittern. Aber begreiflich ist das Ding gar sehr. Ein armer Mensch, der gar nichts anzuschaffen vermag, dem ist eine gespaltene Kaffeekanne ein gefunden Fressen und ein Bettstück ein wahrer Schatz, zu dem er vielleicht sonst sein Lebtag nicht käme oder nur durch tausend Entbehrungen. Und einem armen Weibe kann ein Fetzen von einem Leintuch, besonders wenn es noch zu kindbetten gedenkt, eben so wichtig vorkommen, als einer reichen Bürgersfrau ein ganzer Schrank voll Wäsche.

Man kann sich aber nicht vorstellen, wie uns beiden bei der ganzen Geschichte war. Ein vernünftiges Wort wurde gar nicht gehört, meine Bitten, Mädelis Weinen und Anhalten nicht geachtet. Die Titel regneten immer derber auf uns ein, je ordentlicher wir uns gebehrdeten. Mir kochte nach und nach auch der Zorn in meinem Innern, aber ich war so unterthänig gewohnt, so gewohnt, meinen Zorn im Stillen zu verwerchen, daß ich es höchstens zu einem unverständigen Brummen brachte, blaß wurde und in den Hosensäcken die Hände ballte. Mädeli bot allem auf, die Vermittlerin zu machen in aller Sanftmuth und Geduld; aber es schüttete eben nur Oel ins Feuer, und je ordentlicher es that, desto unverschämter wurden die Andern, ja die Schwägerin griff sogar nach unseres Kindes Bettlein und zeigte es ihrem Mann: ob das nicht auch anzusprechen sei? Da flammte aber auf

einmal, wie aus einem Hause, das der Blitz getroffen, die Feuersäule, aus Mädeli der Zorn empor. Ohnehin lang, ward es noch um einen halben Schuh länger, Funken sprühten aus seinen Augen, und mit einer mir ganz fremden Stimme, fest und scharf, wo jeder Laut dem Knall einer gezogenen Pistole glich und jedes Wort die Kugel selbst war, stellte es sich plötzlich, wie der Hirsch gegen seine Verfolger. Wie ein General befahl es der Schwägerin, das Bettlein an seinen Ort zu thun, das sei von uns bezahlt, überhaupt hätte sie hier gar nicht zu reden, sie gehe die ganze Geschichte nichts an, sie solle heimgehen zu ihren Eltern und da erben, was es da zu erben geben werde, Dreck und Läuse. Dann wandte sich meine Frau von Einem zum Andern und hudelte sie fürchterlich. Zuerst ging es über den Pathen unseres Knaben los. Von ihm hätte sie das nicht geglaubt, sagte Mädeli, er sei ihr immer der liebste Bruder gewesen, auf ihn hätte sie gebaut, wenn der Vater früher gestorben wäre, aber nun danke sie Gott, daß sie ihn nicht nöthig hätte. Sie sehe nun, was auch er für Einer sei. Pathe sei er von diesem Kinde, und statt diesem Kinde zu helfen, wolle er ihm sein Bettchen stehlen helfen, das habe man zusammen von einem Pathen nie erhört, so lange die Welt stehe. So fuhr sie von Einem zum Andern und am Ende Alle znsammen. Zum Erben seien sie jetzt Kinder, aber um den Vater zu helfen, da sei Keines ein Kind gewesen. Wir hätten ihn erhalten. Keines habe gefragt: Wer zahlt dafür? Krank sei er gewesen. Keines habe gefragt: Mangelt ihm etwas, können wir helfen? Gepflegt hätten wir ihn, alle Kosten bezahlt. Keines frage: Was sind wir schuldig für Mühe und Auslage? Wir hätten bös gehabt und den Vater gut gehalten. Keines danke uns dafür, und statt des Dankes wollen sie uns noch die eigenen Sachen stehlen. Sie seien saubere Leute, es müsse sich in den Boden hinein schämen vor seinem Manne, daß er sehen müsse, in welche schlechte Familie er geheirathet habe, müsse sein Lebenlang sich schämen, daß ich an ihrem Vater so viel gethan und doch nicht sein Kind gewesen sei,

und nun solchen Dank und solchen Schaden davon haben müsse. Dabei rannen die Thränen über sein erglühtes Gesicht, aber seine Kraft brach damit nicht zusammen, sondern es sagte ihnen noch: das Fleisch, das sie gegessen, der Wein den sie getrunken, der Todtengräber, der den Vater begraben — Alles sei nicht bezahlt, und nun sollen wir unsere Habe ihnen zum Theilen hergeben und dann die Schulden bezahlen? Mädelis Zorn überwältigte seinen Verstand nicht, sondern erglühte ihn nur; darum schlug er auf die andern ein wie eine Kartätschensaat. Die Brüder verstummten zuerst und vergaßen, das Maul offen, ob der Schwester Schelten, die sie nur als ein Kind gekannt hatten, zu antworten. Länger hielten die Schwägerin und die Schwester, welche den Milchhafen gefunden hatte, aus. In abgebrochenen Zornslauten widerbelferten sie ihm, aber vor dessen geregeltem, scharfen Feuer verstummten am Ende auch ihre blinden Schüsse, und Mädeli stund da, wie eine zürnende Königin, mitten unter ihnen, ohne Krone freilich auf dem Haupte, ohne Scepter in der Hand, aber mit dem Scepter im Munde, mit der Krone in den Augen. Sie frage, so schloß sie: ob sie jetzt thun wollen, wie billig und recht? Wollten sie das nicht, dann gut, dann möchten sie auch erfahren, was wir könnten und welche Rechnung wir machten. Zuerst begann der Pathe sich zu entschuldigen. Er hätte nich tgewußt, wie es wäre; wir hätten nichts gesagt, und da hätte er geglaubt, die Andern hätten auch etwas recht. Aber er begehre nichts Ungerechtes; was unser sei, sollten wir nur sagen, und auch, wenn wir etwas Weiteres hätten — er für sich begehre nichts, weder was recht sei. Auch der andere Bruder sagte: er lasse sich nicht sagen, daß er ein Betrüger sei, und man hätte ja gesehen, daß wir des Vaters Sache unter der unsrigen hätten, und da könnte Einem doch allerlei in Sinn kommen; aber er für seinen Theil begehre auch nicht mehr, als was ihm von Rechteswegen zukomme. Die Weibsbilder sagten: was recht sei, sei recht; und was sie gesehen hätten, hätten sie gesehen; und daneben sollten wir zusehen, was wir mach-

ten; für die wo Wittwen und Waisen betrügen, sei der Teufel da. Mädeli sagte: Den habe ich nicht zu fürchten, der sei auch für die da, welche nur nehmen wollten, was ihnen nicht gehöre, und nichts geben, wo es sich gebühre. Wollten sie im Frieden theilen, wohl und gut, wo nicht, so sollten sie gehen und machen, was sie könnten. Der Vater würde sich im Grabe umkehren, wenn er wüßte, wie sie thäten. Er hatte ihm manchmal gesagt, wenn er mich nicht hätte, er wüßte nicht, was er anfange, er hoffe aber, die andern Kinder würden uns daran denken. Der gute Vater wußte nicht, was er für Kinder hatte.

Nach langem Hin- und Herreden, nachdem jedes Stücklein sieben Mal zur Hand genommen worden, nachdem Mädeli sieben Mal mit der Rechnung gedroht, sagten sie endlich: ihretwegen könnten wir Alles nehmen, aber wenn wir noch mehr von ihnen wollten, so könnten wir sie ansuchen. Wir seien schlechte Leute, ihnen es so zu machen, armen Waisen. Wenn sie gewußt hätten, daß das so gehen sollte, so hätten sie den Alten auch nehmen können. Aber sie gingen am Ende doch so fort und nahmen doch viel mit sich: Groll, Haß, das quälende Mißtrauen, betrogen zu sein, die Qualen derer, die engen eigennützigen Herzens sind, die traurigen Zeugen, daß Solchen auch die Armuth zur Unseligkeit dienen muß.

Sie ließen uns nichts Weiteres zurück, als den Plunder, und doch viel — unendlich matte, wüste Köpfe, den Schmerz mißkannt, die Wehthat, grollend von Verwandten geschieden zu sein. Mädeli brach ordentlich zusammen aus seiner künstlichen Spannung und jammerte, was ich doch alles seinetwegen ertragen müßte. Wenn es ihm nicht wegen mir und dem Kinde gewesen wäre, so hätte es alles ertragen können. Aber da habe es müssen reden, es sei in ihn's gefahren wie Feuer und hätte ihn's gedünkt, es fürchte die ganze Welt nicht und es könnte und dürfte einem Jeden sagen, was er werth sei. Ich konnte ihm meine Bewunderung nicht versagen; ich selbst hätte angefangen, es zu fürchten, und es sei mir lieber, wenn es ihn's nicht alle

Tage so ankäme. In diesem Betragen lag aber Trost für die erlittene Mißhandlung für uns Beide. Mädeli hatte das Bewußtsein, viel gethan zu haben, und ich einen neuen Fund gemacht an meinem Weibe. Ich wußte bereits, daß es Kraft zum Tragen hatte, aber seine Entschlossenheit zum Handeln, wo die Noth an Mann trittet, die hatte ich erst heute bei ihm bemerkt. Kraft hatten wir auch nöthig zu unsern Schulden, die wir nicht alsobald bezahlen konnten, im Gegentheil der Gefahr ausgesetzt waren, noch neue machen zu müssen. Doch ging das besser als wir dachten. Die Ruhr regierte im Dorfe ziemlich gefährlich, so daß ich manches Leichengebet halten mußte, und die dafür erhaltenen Emolumente halfen mir diesmal so ziemlich aus der Noth. Weiß Gott, daß ich mich keines Todes freute, noch weniger ihn ersehnte, daß ich es nicht hatte, wie jene Todtengräbersfrau, welche den Schuldnern ihres Mannes nachlief und ihnen sagte, es komme eine grausame Krankheit, wo mehr als die halben Menschen daran stürben. Bis dahin sollen sie doch mit ihren Anforderungen Geduld haben, da habe dann, Gottlob, ihr Mann einmal recht zu verdienen und dann wollten sie Alle bezahlen. Wahrscheinlich wenigstens die, welche noch lebten. Nein, so war es nicht bei mir. Aber daß ich den halben Gulden ungern genommen, mich lange gewehrt, wenn man mir mehr gab, oder Fleisch oder Brot weggewiesen hätte, wenn es mir Jemand zuschickte, das könnte ich nicht sagen.

## Zweites Kapitel.

### Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung.

Glücklich erhielten wir wieder ein Mädchen. Wir meinten wohl, es gleiche dem seligen auf ein Haar, aber die andern Weiber wollten es nicht haben. Sie sagten, das Gestorbene hätte ganz andere Augen gehabt, sogenannte

Todtenaugen; Kinder mit solchen Augen lebten nie. Wir sagten oft vom Vater, wie der Freude hätte an der Kleinen, wenn er noch lebte, und doch mußten wir allemal sagen, es sei ein rechtes Glück, daß er habe sterben können, denn wir wüßten gar nicht, wie sein, wenn er noch da wäre. Es hütete uns nun aber Niemand den wilden Knaben, wenn mein Weib mit dem andern Kinde zu thun hatte. Ich wollte ihn daher mit in die Schule nehmen. Er war gar gerne dort, entweder spazierte er herum mit seiner Ruthe, oder aber es stritten sich die Mädchen um ihn, neben welchem er sitzen dürfe, und der Mutter war er auf so lange ab. Allein sobald Mädeli das merkte, wollte es nicht mehr thun. Das sei nichts, sagte es; was ich sagen würde, wenn auch andere Leute ihre Kinder senden würden in die Schule, und andere Leute hätten so viel Recht dazu, als der Schulmeister, und es manchmal noch nöthiger. Ja, wenn viele Kinder kämen, meinte ich, allein das komme den Leuten nicht in Sinn. Und so ein Kind störe gar nicht, und andere Schulmeister thäten es auch. Erst letzthin sei ich an einen Ort gekommen, wo zwei kleine Schulmeisterskinder in der Stube herumgelaufen wären. Die hätten Gesichter gehabt, in denen man das Weiße im Auge kaum hätte erkennen können, das eine gebrüllt, wie wenn es am Spieße stecken würde, das andere drein geschlagen mit seiner Ruthe, daß alle die Köpfe hätten weghalten müssen. Das hätte mir auch nicht gefallen, und so möchte ich nicht, daß es gehe. Aber unser Peterli sei sauber, manierlich, still, daß ich meine rechte Freude an ihm hätte, es sei schon, als wüßte er, daß er auch ein Schulmeister werden müsse. Aber Mädeli war unbarmherzig: sie wäre nicht ungerne zuweilen den Buben ab, allein sie wisse gar wohl, wie es mit solchen Kindern sei, sagte sie. Das müsse sie Niemand b'richten, daß sie nicht störten, wer mit ihnen sich abgebe, lerne doch gewiß nicht, und wenn so ein klein Kind in der Stube herumlaufe, so sehen die Meisten doch sicher mehr auf das Kind, als auf das Buch. Und

dann wisse sie gar wohl, was die Eltern zu Hause sagen darüber und wie ungern sie es hätten. Sie schickten ihre Kinder nicht in die Schule, damit sie dort Kinder hüteten, wenn gehütet werden müsse, so hätten sie zu Hause zu hüten genug. Mädeli wurde mir wieder Meister hier, und manche Schulmeisterin wird denken: Nein, beim Tausend, so dumm bin ich nicht, ich bin froh, wenn sie mir wegkommen. Und wenn sie in die Schule wollen, wer will sie abhalten? Das würde ja ein Gebrüll absetzen, das die Ziegel ab dem Dache sprengte. Mein Mädeli war aber eben keine Schulmeisterin, die meinte, der Mann sei nur um ihretwillen da und ebenso auch die Schule, und keine Mutter, die meinte, man müsse die Kinder alles zwängen lassen, nur damit sie nicht brüllen, nicht bedenken, daß, je zwängischer sie werden, sie auch desto mehr brüllen. Mädeli war darin gescheuter, nicht nur als manche Schulmeisterin, sondern auch als mancher Schulmeister, und namentlich als ich.

Freilich hatte es dabei böser, wie man sagt, aber deswegen machte es nie ein jammerhaft Gesicht, wußte allem zu thun; es war eine rechte Freude, wie es sich kehrte und wie es ihm von den Händen ging. Und wenn ich es bedauerte, klagte, es könne doch nicht alles machen und es immer aushalten, um so hinten umme Peterli eine Stunde in die Schule zu bringen, so wollte es es gar nicht haben, daß es ihm bös ginge. Es möge das gar wohl machen, sagte es dann, man sei doch auch für etwas in der Welt und müsse nicht meinen, daß das einen Tag gehen solle wie den andern; es gebe allenthalben bald mehr, bald minder zu thun: da müsse man sich darein zu schicken wissen. Gut haben, das könne bald ein jeder Tropf, wenn er dazu käme; aber sich zu rühren in der rechten Zeit, das sei eine Kunst für gescheute Leute. Die und jene hätte noch viel böser als es, es begreife wirklich nicht, wie sie es machen könnten, und doch gehe es. Es müßte sich also schämen, wenn es das Mindere nicht machen könnte und

nicht gerne machen würde. Man sollte glauben, auf solche salomonische Reden hätte ich geschwiegen. Aber nein, die Männer sind im Ganzen kreuzdumm. Ich machte es aufmerksam auf die, die es besser hatten, die z. B. eine Kindermagd vermochten, und sagte: es solle doch sehen, die hätte ja eine Kindermagd, und wenn sie es ohne eine solche würde machen können, so würde sie keiner den Lohn geben. Und wenn die nicht alles machen könne, so wüßte ich gar nicht, warum es Mädeli dann sollte machen können. Schwernoth! wie froh wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, die es böser haben als sie, die minder haben als sie, die nöthlicher thun müssen als sie! Wie froh wäre er, wenn er nicht alle Tage sagen müßte: Aber sieh doch, Frau, die und die haben es auch nicht, die und die können es auch ohne das machen; die und die haben noch viel mehr auf ihnen, und sind doch noch wohl dabei. Wie glücklich wäre mancher Mann, wenn seine Frau sich immer mit denen vergliche, deren Vergleichung ihr eine Mahnung zur Zufriedenheit mit ihrem Zustande würde, statt mit denen, die mehr oder Besseres haben, wenigstens äußerlich, wodurch eine beständige Unzufriedenheit erzeugt und genährt wird, die sich beständig über den armen Teufel von Mann ergießt. Diese große Tugend, deren Mangel manchen Mann z'Tüfels macht und zu dessen Abhülfe er gerne auf den Knien ein gut Stück Weg rutschen würde, begriff ich Esel nicht und wollte Mädeli sie vergiften. Und so eine Tugend ist ein gar zartes Wesen, besonders bei einer Frau, sie mag das Fingerle nicht erleiden. Aber glücklicherweise hatte ich mehr Glück als Verstand, d. h. ein Weib, dessen natürlicher Verstand ihm sagte, wann es ihm wöhler sei, ob zufrieden oder unzufrieden; und was es zufriedener mache, wenn es sich mit Leuten, die es böser oder besser hätten, vergleiche, und daß es in der Welt nicht alle Leute gleich haben könnten, und daß gar manche Leute, die es am besten zu haben scheinen, eine geheime Bürde tragen, die kein Bettler mit einem Finger berühren möchten. Mein Weibchen hatte ein siche-

res Gefühl, was zu seinem Frieden diene, und sein Verstand und Gefühl lachten mir dann ins Gesicht und sagten: ich solle mich doch um solche Dinge nicht kümmern und froh sein, wenn es alles machen möge; es könnten Zeiten kommen, wo wir es noch viel böser hätten, und auf solche müßten wir uns zur rechten Zeit vorbereiten. Sorgen und angsten wollen wir nicht, aber es sei doch gut, wenn man für alles z'weg und g'rüstet sei zu rechter Zeit. Es war aber auch, als ob der Geist der Weissagung aus meiner Frau geredet hätte. Wir hatten noch nicht gar lange unserer beiden Kinder uns gefreut im Frieden und in der Liebe, als ich Bescheid erhielt, mein Vater sei sehr krank, und wenn ich ihn noch sehen wolle, so müsse ich pressiren.

Den Auftrag hatte der Ueberbringer, ein wandernder Hühnerträger, schon vor einigen Tagen erhalten, um so mehr pressirte es. Gleich nach vollendeter Schule wollte ich wandern und Mädeli machte mir eben noch ein Kaffee z'weg, als ein zweiter Bericht mir den Tod ansagte und den Begräbnißtag.

Ich muß sagen, das that mir weh. Des Vaters kummervollen Blick, seine schweren Seufzer, als wir ihn das letztemal verließen, konnte ich gar nicht vergessen. Ich machte mir nun recht schwere Vorwürfe, daß ich sie so lange vergessen, daß vielleicht mein Vater aus Kummer und im Elend gestorben sei, daß ich ihm hätte helfen sollen. Dann fragte der Verstand: wie? Ich hatte ja selbst mit mir zu thun genug gehabt und nur mit der äußersten Noth der Schulden mich erwehren können.

Das ist eben traurig, wenn man helfen möchte, helfen sollte und nicht helfen kann. Und das thut eben weh, wenn man im Bewußtsein seines Unvermögens in seinem Gedächtniß die Personen, denen man helfen sollte und helfen möchte, und ihre Umstände gleichsam verschleiert hat, um nicht immer das Wehthun seines Unvermögens zu fühlen, und dann ein Begebniß den Schleier uns wegreißt, und die Noth und das Elend aus der Finsterniß plötzlich ins

Licht stellend, um so greller es uns zeigt. Um meinem Vater zu helfen, konnte ich Mädelis Vater nicht verstoßen, er war auch mein Vater geworden, er hatte keine Heimath, keine Frau, war also der Hülfe am bedürftigsten. Ich fand mich in meinem Herzen dazu verpflichtet und nie in Sinn kam es mir, Mädeli vorzuhalten, was ich für seinen Vater thue und was ich für meinen nicht thun könne. Was mein war, war sein, und das Seine mein. Zwischen unsern Leuten machten wir keinen Unterschied, betrachteten sie nicht als zwei gegenüberstehende Parteien, und allemal freute es mich, wenn ich meinem Schwäher etwas zu lieb thun konnte; wußte ich doch, Mädeli empfing es, als hätte ich es ihm gethan. Aber nun that es mir doch weh, daß ich nicht auch dort hatte helfen können; und mein Weibchen, das mich nicht nur verstund, sondern gleichsam fühlte, jammerte laut, daß ich doch recht nicht zürnen solle über ihns und seine Leute, daß ich so viel ihretwegen hätte, es wolle es mir zu vergelten suchen sein Lebenlang. O, es ist doch schön, reich zu sein und nie in den Fall zu kommen, helfen zu sollen und nicht zu können!

Aber gar viele Reiche fühlen ihr Glück, helfen zu können, nicht, sie fühlen nur den Aerger, helfen zu sollen und nicht helfen zu mögen. Es ist recht merkwürdig zu achten, wie gewandt Reiche im Auffinden von Gründen sind, um sich vom Helfen zu entbinden, wie sie ihren harten Sinn bald in Unwissenheit, bald in Systeme verhüllen, und wie sie dann verlegen werden, wenn man ihnen, durch Unwissenheit und System hindurch, unverschämt auf den Leib rückt!

Wie doch die Gänge im Menschenleben verschieden sind und in welch verschiedenen Lagen und Stimmungen der Mensch die gleichen Gänge macht! Das letzte Mal war ich den ersten Gang mit meiner Braut gegangen auf diesem Wege an heiterem Frühlingstage heiter und froh; nun ging ich zum letzten Gange mit meinem Vater an einem finstern Wintertage, finster im Gemüthe. Finstere Gemüther traf ich auch in unserer Hütte. Der Bruder

schaltete barsch und roh, die Mutter weinte viel, die Schwestern hatten verwahrloste Gesichter und freche Augen. Alle waren von kurzen Worten. Auf alle meine Fragen erhielt ich wenig Bescheid, bis eine meiner Schwestern endlich sagte: wenn es mich Wunder genommen hätte, so wäre ich wohl früher gekommen. Niemand nahm sich die Mühe auf meine Entschuldigungen zu achten.

Ach! ich sah den Vater noch einmal, als ich ihn in den Sarg mußte legen helfen. Er sah so klein und spitz und blaß aus, als ob er nichts als ein Seufzer wäre über das menschliche Elend, eine verkörperte Klage über die Trüglichkeit aller menschlichen Träume. Denn, was hatte der Vater alles geträumt, und wie war alles geworden! Ach, die Menschen kennen selten die Brücke, über welche Träume müssen, wenn sie ins Leben kommen sollen. Der Vater selbst war schon fast vergessen im Hause und verschollen in der Gemeinde, als man seinen sterblichen Theil zu Grabe senkte. Vielleicht noch an einem Donnerstag oder Dienstag erinnerte sich einer auf dem Wege oder in einer Pinte des alten Käser, frug nach ihm oder wußte dies und das von ihm. Aber noch war wohl kaum die Grasdecke über seinem Grabe dick und fest, als auch die letzten Töne seines Andenkens unter den Menschen verklungen sein mochten.

So war der alte Weber im Boden und doch wob der alte Weber auf Erden am Tuche fort, das er aufgespannt hatte. Es meinen die Menschen, wenn des Menschen Stimme verhallt sei, wenn sein Fuß im Grabe ruhe, so sei sein Leben zu Ende, sein Wirken abgeschnitten. Die Kurzsichtigen! Seine Worte, vielleicht 40jährige Worte, hallen fort in der Welt der Geister, sein Wirken spinnt seinen Faden fort und fort durch das große Gewühl dieser Erde, es webt der Weber fort und fort unsichtbar auf seinem unsichtbaren Webstuhle, den er in den Herzen derer aufgeschlagen hat, die mit ihm lebten. So weben nicht nur fort die, welche man große Geister, ihren Namen unsterblich nennt, so leben alle fort, welche mit andern Men-

schen Umgang gepflogen, der Bettler, der vor den Thüren lebte, und die arme Spinnerin, die Kuder spann ihr Lebenlang. So leben fort die Mütter, welche Kinder zeugten, die Väter, welche den Kindern voranwandelten. Jedes Wort, das hineinfällt in den großen Weltenacker, jede Handlung, die auch nur die kleinste Bewegung erzeugte im großen Gewühle, beide leben fort, sterben nimmer. Sie bringen ihre Früchte und die Früchte wieder ihre Früchte, und die Früchte sterben nimmer aus. Dieses unsichtbare Gewebe sehen wir nicht, das Anschwellen der Ansaat bemerken wir nicht, die unsichtbaren Weber sehen wir nicht, kennen wir nicht. Wenn wir schon aus den Billionen Webern heraus einige Dutzend zu nennen wissen, was ist das? Aber erkennen wohl einst die Weber selbst ihr Gewebe, können wohl ihre geschärften Augen ihre eigenen Faden verfolgen durch das unendliche, tausendjährige Geschlecht? Und wie wäre es, wenn uns im Tode unsere Augen aufgethan werden, und wenn wir nun zuschauen können und müssen, wie unsere Worte und Thaten fortwuchern, wie sie von Herzen zu Herzen gehen, vielleicht von Welttheil zu Welttheil, wie sie vergiften und heilen? Wenn wir so zusehen und zittern müssen vor den unermeßlichen Schwingungen, zu denen wir den Anstoß gegeben, die freilich keine Throne der Welt umstürzen, aber doch vielleicht den Thron Gottes in dem Herzen des Menschen, liebe Leute! wie muß uns da zu Muthe sein? Muß uns da der alte Webstuhl, auf dem wir so sorglos oder so anmaßlich gesessen, nicht feurig werden unter uns? Muß er uns nicht ein feuriger Wagen scheinen, auf dem wir aber nicht gen Himmel, sondern direkt zur Hölle fahren?

Solche Gedanken flatterten damals freilich nicht durch meine Seele, als man meinen Vater begrub. Damals stund vor meinen Augen sein dünnes, weißes Gesicht und in meinem Herzen regte sich die Trauer um seinen Jammer und sein Scheiden, ehe ich kindlich seinen Jammer zu stillen versucht. Das verscheuchte mir die Gedanken ans Erben, und ein Vorgesetzter, der mich vom Kirchhof beglei-

tete, verhinderte, daß sie nicht hinten drein kamen. Der erzählte mir, wie es in der letzten Zeit gar bös gegangen sei daheim. Mein Bruder sei den Eltern Meister geworden und habe nichts verdient und viel gebraucht. Anfangs hätten die Eltern nichts an ihm gesehen, später hätten sie es gerne geändert, aber da sei es zu spät gewesen, der Stärkere sei und bleibe der Meister. So seien viele Zinse aufgelaufen, seien laufende Schulden, man wisse nicht wieviel, und es sei die größte Frag: ob man den Concurs verhüten könne. Wenn ich etwa Geld hätte, um allem zu begegnen, so wäre es vielleicht eine Möglichkeit. Es sei allweg kein übles Gütlein, aber das Haus nichts mehr werth freilich.

Aber ich hatte kein Geld dazu und konnte nur bitten, daß man so wenig Kosten mache als möglich, und daß man suche, der Mutter etwas zu retten, wenigstens einen Aufenthalt im Hause. So ging ich ohne Erbe heim und auch ohne Zank, und Mädeli sah mich auch nicht sauer an, daß ich ohne Erbe kam, aber ohne Erbe sollte ich nicht bleiben.

## Drittes Kapitel.

### Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme.

Es waren viele Wochen vergangen; da pochte es eines Abends an unsere Thür. Mädeli säugte eben, so daß ich zum Fensterchen heraus Bescheid geben wollte. So wie ich den Kopf heraus streckte, fuhr ich wieder hinein und schrie: Herr Jeses, Gott, d'Mutter! Welche Mutter? fragte meine Frau. Meine Mutter, meine Mutter, und noch ein Säcklein! schrie ich. Aber mein Gott, warum lassest du sie da außen stehn im kalten Winde, tadelte meine Frau und machte sich alsobald zur Thüre hinaus und bewillkommte sie draußen gar freundlich und zärtlich. Ich war aber auch nicht umsonst erschrocken. Unerwartete Anlässe erzeugen im Kopf Gedankenblitze. Es sind nicht einzelne Gedanken, sondern es werden eine ganze Reihe von Gedanken auf einmal erzeugt, es werden eine Menge Zustände,

ein ganzer Zusammenhang von Veränderungen auf einmal erleuchtet und stellen sich vor unsere Augen. Ein solcher Gedankenblitz war mir beim Anblick der Mutter durch den Kopf gefahren. Ich sah, daß sie im alten Hause nicht mehr sein konnte, daß sie bei uns ihre Wohnung aufschlagen wollte. Ich sah, welche Störung unser Hauswesen dadurch erleide, welche Leiden mir und meinem Weibe warteten, kurz eine ganze Zukunft ging vor meinen Augen auf. Darum auch war ich hineingefahren, wie wenn ein wirklicher Blitz mich getroffen hätte, war unvermögend, die Mutter draußen zu empfangen, und vergaß fast, als sie mit Mädeli hereinkam, ihr die Hand zu reichen.

Die Mutter sagte: sie hätte nicht geglaubt, daß sie einst zu einer Schulfrau wolle, sie wisse wohl, wie werth man denen sei, besonders wenn man ihnen nichts zu geben hätte, und meine werde wohl nicht anders sein, als die anderen. Aber es sei nichts als billig, daß die Kinder was für sie thäten, seien doch die Kinder Schuld, daß sie mit leeren Händen von Haus und Hof müßte. Hätte man den Kindern alles angehängt, so gehe es einem so, eins laufe hieraus, das andere dortaus, zuletzt komme man dem heiligen Bettel nach. Den Kindern frage sie nichts nach, wenn sie es anderswo besser machen könnte, aber einstweilen habe sie genug gearbeitet, und wie es ohne Arbeit gehe, möchte sie nun auch einmal sehen. Während meine Mutter so auspackte, hatte Mädeli ein Kaffee gemacht, wartete der Mutter auf und pressirte sie und nahm diese Reden nicht übel. Meine Mutter hatte sich in ihren alten schwachen Kopf gesetzt, die Kinder seien an ihrem Unglück Schuld, und in ihrem versäuerten Gemüthe war der Entschluß entstanden: nun auch die Kinder ihr Unglück entgelten zu lassen und selbst so wenig darunter zu leiden als möglich. Nun hatte sie kein anderes Kind, dem sie aufsitzen konnte, als gerade mich, der Bruder sei z'Krieg, hatte sie gesagt, und wo die Mädchen herumliefen, möge sie nur nicht fragen. An den Unterschied, den sie früher unter den Kinder gemacht, an die Zurücksetzung, die ich erlitten, daß

sie die andern Kinder zu ihrer Qual erzogen und also an ihrem Verderben mehr oder weniger Schuld sei, daran dachte sie nicht von ferne. Daß die andern Kinder sie arm gemacht und nicht ich, fiel ihr von ferne nicht bei; im Gegentheil lud sie mir die meiste Schuld auf. Wäre ich bei ihnen geblieben und hätte ich mich nicht davon gemacht wie ein Schelm, so wäre es nie so gekommen. Damals wäre es gut gegangen, meinte sie, und daß man mich fortgetrieben, daß ließ sie sich nicht einreden. Also mich wollte sie strafen für alle Kinder zusammen, und mein Mädeli mit mir. Gegen die Sohnsfrau hatte sie im Voraus Vorurtheile, glaubte, sie meine es nicht gut mit mir, und gegen diese böse Meinung hatte sie sich gepanzert und gewaffnet; sie wollte zeigen, daß sie sich nicht von einer Jeden unterdrücken lasse. Und wenn einmal Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen sich in einem Kopfe eingenistet haben, und besonders in einem weiblichen Kopf, und noch dazu in einem alten, dann bringe sie der Kukuk heraus. Dann sind diese Vorurtheile das Prisma des Gemüthes. Wie das Prisma alle Lichtstrahlen bricht und färbt, so färben nach ihrer Weise diese Vorurtheile alle Handlungen der Menschen, gegen welche man Vorurtheile, oder auch für welche man Vorurtheile gefaßt hat. Und je nach dieser Färbung verketzert und vergöttert man, spuckt ins Angesicht oder leckt die Hände, nimmt alles giftig auf und erwiedert giftig alles, oder wird ob allem charmirt und findet alles superb. Es ist sehr schwer, von einem solchen Prisma sich frei zu halten und klar, rein in reinem ungebrochenen Lichte zu schauen. Ansichten und Meinungen sind noch leichter klar zu betrachten als Personen, das können Wenige, und in aufgeregten Zeiten, um so weniger, je höher man zu stehen glaubt. Und es ist wirklich ein jämmerlich Schauspiel, zu sehen, wie eben die, welche sich für Weise halten, zu Narren werden, und wie vollends das Volk geblendet ist und Windmühlen nicht für Schlösser, sondern gar für Götter hält, und wie die vermeintlichen Götter sich nicht bloß für Götter halten, sondern ein

Jeder sich für den einzigen wahren Gott selbst. Und wenn das also geht hoch oben, wer will es einem alten erregten Weibe verargen, wenn es nicht anders that, und seine Vorurtheile ihm zum Schilde wurden, durch den die Strahlen von Mädelis Liebe durchgehen mußten und dort zersetzt der Mutter Herz wie Aeußerungen des Hasses berührten? Mir verzeihe man, daß ich also rede von meiner Mutter und scheinbar schonungslos den Schleier wegziehe von ihrem Herzen. Es geschieht dieses aus wahrhafter Liebe zu ihr, denn indem ich den Zustand ihres Herzens zeige, wird man ihre Handlungen begreiflich finden. Und daß ihr Herz nicht ein anderes war, daß es sich so gestalten konnte in sechzigjährigem Leben, — das wird jeder begreifen, der weiß, was die Welt und das Unglück aus einem Herzen machen, wenn nicht wahres Christenthum es gesund erhält. Und daß sich die Mutter nicht geändert, wird nur den verwundern, der noch nie versucht hat, das eigene Herz zu ändern und nicht befunden hat, wie zäh es ist. Ich möchte durch die Darstellung ihrer Gemüthsart bewirken, daß ihrer und aller sechzigjährigen Mütter und Väter Schwachheiten, Wunderlichkeiten Unverträglichkeiten von dem jüngern Geschlecht nicht angesehen werden möchten, als Fehler, die gebessert, gestraft und zurückgewiesen werden sollen, sondern als Leiden, als Leiden nicht sowohl in Beziehung auf die Jüngern, sondern als Leiden für die Träger derselben, Leiden für Väter und Mütter. Sie haben ihre körperlichen Beschwerden, haben die Abnahme der Sinne, eine Folge der Krankhaftigkeit des Leibes, der seiner Auflösung entgegengeht. So wird auch die Seele krankhaft, wenn sie nicht geheilt worden durch den großen Seelenarzt. Diese Krankheiten sind allerdings den Nächsten lästig, aber am meisten darunter leidet doch der Kranke selbst. Solche Krankheiten sind weit peinigender als Leibesschmerzen. Ein glieder-, wassersüchtiger Mensch leidet viel, aber ein zanksüchtiger, ein selbst- oder habsüchtiger Mensch noch viel mehr. Ein Halbblinder, Halbtauber entbehrt unendlich viel, aber ein mißtrauischer, mißvergnüg-

ter Mensch noch unendlich mehr. Jener entbehrt nur Töne und Farben, dieser die Freude an Gott und die Liebe der Menschen. Darum möchte ich mit gutem Grunde Allen zu bedenken geben, daß die Krankheiten alter Gemüther für sie selbst die bittersten Leiden bringen. Und wo Leiden und Leidende sind — was ziemt wohl dem Christen, Unduldsamkeit, Härte, Hohn? Nein, ich denke, daß Jeder weiß, daß Mitleid sich zieme und Barmherzigkeit, ein geduldiges Warten und Pflegen. Die Christen wissen das recht wohl in körperlichen Krankheiten, aber bei geistigen Krankheiten vergessen sie es meist. Sie vergessen nämlich, daß Fehler Krankheiten sind. Es ist ein angeborner Glaube an unsere Freiheit in uns, so daß wir wohl mit körperlichen Uebeln, die wir uns nicht selbst gegeben, die wir nicht selbst heben können, Mitleid haben, aber nicht mit geistigen, wähnend, in unserer Freiheit liege es, sie fortzuschaffen, in unserer Freiheit hätten wir sie angenommen, der Fehlende sei also selbst Schuld an seiner Qual und plage muthwillig Andere. Bedenke man aber, daß zwar jedes Volk zur Freiheit berufen ist, jedem Volke Freiheit ziemt, daß aber in langer Knechtschaft die Kraft, die Freiheit zu gewinnen und zu bewahren, verloren gehen kann. In solcher Knechtschaft nun haben die gelebt, die im Alter so unverträglich werden. Ihre Kraft ist gebrochen, ihr geistig Auge ist so dunkel geworden, daß es die Fesseln nicht mehr sieht, in denen es geschmiedet liegt. Darum überlasse man da Gott das Fordern und übe Nachsicht und Geduld, und bitte Gott um Barmherzigkeit, damit er thue, was Menschen unmöglich ist.

Ich möchte also bitten, mich hier in meiner Darstellung nicht der Unkindlichkeit zu beschuldigen. Ich liebe in meiner Mutter alle Mütter, und möchte daher allen Müttern bei ihren Kindern bereiten Geduld und Liebe. Darum schelte man mich nicht herzlos, wenn ich jetzt noch etwas von der Handlungsweise meiner Mutter rede. Andere Kinder mögen daraus sehen, daß ihre Mütter recht gut zu ertragen wären, wenn man nur Liebe walten las-

sen wollte und bedenken: daß man Andere ertragen soll, wie man selbst ertragen zu werden wünscht. Aber das ist eben der Teufel der Menschen, daß selten Jemand glaubt, daß die Andern auch etwas an ihm zu ertragen hätten.

Diesen Gedanken hatte eben meine Mutter auch nie, und das eben wars, was sie so unglücklich machte, daß sie immer nur betrachtete, was sie von Andern zu erdulden meinte und nie, was Andere wirklich von ihr erduldeten.

Mädeli, in seiner zuthätigen Liebe, hatte mich bei Seite genommen und strich mir über die Stirne mit seiner Hand und bat mich, doch nicht so sauer zu sehen, die Mutter könne sonst glauben, sie komme unwerth. Und ich solle doch ja recht nicht etwa glauben, es sei böse darüber, im Gegentheil, es freue sich recht sehr, nun auch zu zeigen, daß es meinetwegen alles zu thun vermöge, ich hätte auch so viel an seinem Vater gethan. Meine Mutter könnten wir nicht in der Kammer schlafen lassen, es sei zu kalt für sie da, ich solle das Bett in der Stube aufmachen, den Webstuhl brauche ich so jetzt nicht. Natürlich freute mich meines Weibes arglose Liebe und ich mochte ihm seine Freude nicht trüben durch meine Befürchtungen, sondern küßte es nur recht zärtlich und gab mir alle Mühe, meine Runzeln von der Stirne zu treiben. Als wir wieder hineinkamen, sagte meine Mutter: sie merke wohl, wie wir die Köpfe zusammensteckten und wie Mädeli mich aufweisen wolle, daß ich sie wieder wegschicke, das sei nicht bravs von ihm, allein es solle ihm nichts nützen, sie gehe doch nicht fort, und wenn wir sie vor die Thüre würfen, so bleibe sie da liegen. Wir wollten ihr das Gegentheil begreiflich machen, daß wir gerade abgerathen zusammeer ihr das Bett in die Stube zu machen, damit sie bequemn, sein könne. Allein obgleich die That bewies, was wir wollten, so gestand sie doch ihr Unrecht nicht ein, sondern behauptete es fort und fort. Und wo sie uns zusammen stehen oder reden sah, faßte sie Mißtrauen und meinte, wir hätten sie verhandelt oder hätten etwas Heimliches, das wir ihr vorenthielten, und dann stichelte und trümpfte

sie Eins nach dem Andern. Am schlimmsten ging es, wenn wir später einen halben Tag auf dem Lande zusammen arbeiteten, wo sie uns nicht beobachten konnte. Wir konnten dann eines traurigen Abends versichert sein. Entweder redete sie gar nichts oder lauter Stichelreden. Es ist wirklich nichts gräßlicher als dieses beständige Mißtrauen in Andere, dieses beständige Aufpassen auf Worte und Mienen. Es ist kaum etwas Peinigenderes in einem Hause, als wenn man gezwungen wird, Worte, Mienen, Gebehrden ängstlich zu bewachen, wenn man mit Niemand ein Wort reden, bei Niemand stehen bleiben darf, wenn man nicht bös Wetter haben will. Und wenn Mann und Weib einander nicht einmal recht ansehen dürfen, wenn sie im Frieden bleiben wollen, so schleicht fast unwiderstehlich ein düsterer Geist ins Haus, eine Alp legt sich auf die Brust und alles wird doppelt schwer. Wie ein solches Mißtrauen in eine Brust sich nisten kann, weiß ich nicht. Ich will nicht sagen, es entstehe aus dem eigenen Bewußtsein des Uebelmeinens, und auch nicht aus dem Bewußtsein, das Andere Ursache haben könnten, Einen zu verhandeln, und auch nicht aus der Eifersucht, daß die lieber seien, mit denen man heimlich thue; aber alle drei Dinge mögen wirken dazu, in den einen Herzen dieses Element vorherrschend sein, in andern das andere.

Wir konnten uns fast nicht anders mehr mittheilen als mit wehmüthigen Blicken, und auch diese bewachte die Mutter und sagte: Ja, seht nur einander an, daß ist mir doch sehr gleichgültig; und da sie mit uns in der gleichen Stube schlief und noch recht gut hörte, so war uns auch hier Stillschweigen auferlegt.

Die Mutter dagegen hatte gerne etwas Heimliches, und steckte gerne mit Jemand den Kopf zusammen. Sie war an die häuslichen Verschwörungen gewohnt, sie waren ihr zur täglichen Nahrung geworden. Solche Verschwörungen giebt es in jedem Hause, am allermeisten aber da, wo eine schlechte Regierung ist, wo viele Meister sind und kein rechter, oder wo eine illiberale Regierung ist, die

das Volk drückt und nur auf seine Kosten leben will. Diese Verschwörungen sind mancherlei Art, lustig und ernsthaft, aber zum Frieden dienen sie selten. Im Hause hatte nun die Mutter Niemand, mit dem sie gegen die Andern sich verschwören konnte. Sie versuchte es bei Mädeli und bei mir, und, wie gesagt, sicher nicht aus Bosheit oder Tüfelsichtige, sondern aus reiner, purer Gewohnheit, und weil ihr Niemand jemals gesagt hatte, welches Laster diese Gewohnheit eigentlich sei. Sie wollte sich Anfangs hinter mich stecken und mir die Laus hinter das Ohr setzen: Mädeli sei keine Haushälterin, spinne nichts, sein teufels Waschen trage einen Teufel nichts ab. Aber ich achtete auf solche Reden nicht, oder wenigstens sie sah keine Folgen von diesen Reden. Man nennt solche Zwischenreden in einer Ehe nicht umsonst eine Laus hinter das Ohr setzen, denn solche Reden gramseln und beißen sich ein, ohne daß man weiß wie. Und man muß mit aller Kraft sich mühen, den Eindruck solcher Reden zu verwischen, sonst wecken sie den Argwohn, man glaubt auch Dinge zu sehen, die nicht sind, der Argwohn macht böses Blut, aus dem bösen Blut kommen böse Worte, und diese scheiden die Gemüther.

So ein einzig aufweisend verdächtigend Wort in eine Ehe hinein geworfen, kann eine wahre Teufelssaat werden, die tausendfältig Unglück bringt. Es gramselte mir allerdings auch etwas hinter den Ohren, und es wollte mich zuweilen bedünken, Mädeli mache eigentlich nichts; allein wenn ich dann seine Emsigkeit sah, als ich sah, wie es bei aller Armuth bei uns doch noch gut aussah, und besser roch als bei manchem reichen Bauer; und als ich in seine treuherzigen Augen sah, wie sie so sehnsüchtig Liebe und Freude an mir suchten — da ward ich gewahr, daß es eine Laus sei, was mir hinter den Ohren gramsele; ich zog sie hervor, zerdrückte sie mit dem Daumen, daß es klepfte, und hütete fortan meine Ohren vor solchem Ungeziefer. Die Mutter suchte nun an Mädeli zu kommen und wollte ihm anschaulich machen, daß ich gegen ihns un-

verständlich sei. Solche Reden thaten Mädeli gar weh. Es fühlte den Versucher darin wohl. Es wies ihn streng von sich. Allein es that ihm leid, daß der Versucher, der zwischen uns treten wollte, meine Mutter war, und fühlte wohl, daß wenn die Mutter nichts ausrichten könne bei ihm, es in ein bös Verhältniß mit ihr käme. Das gute Weibchen durfte mir das lange nicht klagen und konnte es kaum vor der Mutter aufpassenden Augen. Endlich gab es eine gute Stunde, wo wir einen neuen Bund machen konnten, zusammenzuhalten fest, treu, offen und ohne Argwohn. Natürlich ward die Mutter dadurch vereinzelt, nicht daß wir ihr unsere Liebe entzogen, aber sie konnte mit keinem gemeine Sache gegen das Andere machen, konnte bei keinem wohlgemuth über das Andere klagen, ward nie versichert, unbedingt Recht zu erhalten; und das that ihr zu weh, als daß sie es in dieser Vereinzelung ausgehalten hätte.

Der Mensch kann nicht alleine sein; hat er keinen Menschen zum Anschluß, so wählt er etwas anderes: zarte Mädchen wählen einen Kanarienvögelchen zum Herzen und Schnäbeln. Verrauschen die zarten Zeiten und kommen die plumpern, materiellern, so trittet der Schoshund auf. Hexen wählen Katzen, Zauberinnen Schlangen, etwas Warmes muß es sein, das der Mensch an seinen Busen drückt, besonders der weibliche. Glücklich Der und Die, denen ein Bruder oder eine Schwester oder ein Sohn Kinder liefert zum Hätscheln und Herzen, leider aber oft zum Verderben.

Meiner Mutter Herz zog auch sie zu ihrem Großkind, dem Buben; das Mädchen sah sie nicht an. Der Bube frug ihr Anfangs nichts nach, sondern schrie immer, wenn sie ihn nehmen wollte; aber die Liebe einer Großmutter ist hartnäckig und die Liebe eines Kindes weich und leicht gewonnen. So zog sie ihn bald an sich heran. Aengstlich um seine Liebe, suchte sie dieselbe durch alle Künste sich zu sichern, ward die Dienerin seiner Launen und nahm ihn bei jeder Gelegenheit gegen uns in Schutz.

Nun ich war auch ein blinder Vater, und wenn meine Mutter nicht noch blinder gewesen wäre, so hätte ich vielleicht gerade gemacht was sie, und den Knaben gegen Mädeli in Schutz genommen, das eine liebende aber keine blinde Mutter war, und z. B. nicht bald sich etwas abbrüllen ließ gegen seine Ueberzeugung. Die kleinen Kröten erkennen instinktmäßig die Kraft, welche in ihrem Brüllen liegt. Sobald irgend etwas ihrem Willen entgegentritt, so erheben sie ein Zetergeschrei, das durch Mark und Bein schneidet. Der Mutter thut das Schreien in den Ohren weh, oder sie fürchtet, die Nachbarsleute möchten sie verbrüllen, oder der Vater es hören und mit ihr schelten, daß sie das Kind immer zu brüllen mache. Kurz, unter zehn Malen wird dem Kind in der Stadt sechs, auf dem Lande acht Mal sein Wille gethan. Es kann erzwingen. Wenn dann später diesem verwöhnten Willen andere Menschen entgegentreten, so entsteht der Streit; tritt ihm das Gesetz entgegen, so wird die Sünde geboren, und tritt ihm endlich Gott selbst entgegen, so wird er vernichtet in Jammer und Verzweiflung.

So hoch faßte ich freilich damals die Sache nicht, oder vielmehr ich faßte sie gar nicht, sondern fühlte nur meine Liebe zum Kinde, während Mädeli in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit ahnete; daß Gott die Kinder durch die Hand der Eltern regieren und nicht erzwingen lassen will. Weil aber die Großmutter mit dem Kinde so Vorrecht that und dasselbe sich allein zuwendete, wurde ich von meiner Blindheit etwas geheilt, und sah nach und nach ein, wie eine solche Behandlung dem Kinde verderblich werden müßte. Was ich also an mir selbst nicht gesehen hätte, das sah ich an Andern. Sobald wir dem Kinde nun etwas abwehrten, etwas nicht thun wollten, so flüchtete es sich heulend und schreiend zur Großmutter, und die nahm es nicht nur in Schutz, es konnte bei ihr machen was es wollte, sondern sie begehrte mit uns vor dem Kinde auf und sagte uns: Wir seien gegen unser Kind wie die wüstesten Hunde, die sie gesehen hätte, und wir gingen mit

dem Kinde um, daß wir es vor Gott nicht verantworten könnten. Man kann sich denken, wie weh uns das thun mußte! Wollten wir das Kind strafen, so mußten wir einen Augenblick abpassen, wo die Großmutter nicht da war, und so ging der beste Augenblick verloren. Zehnmal ging es ungestraft aus, weil wir uns mit der Mutter nicht prügeln wollten; denn sie hätte es uns aus den Händen gerissen. So gewöhnte sich das Kind nicht nur eine Menge Unarten an, sondern es gewöhnte sich auch, die wenigen Strafen nicht als natürliche Folgen seines Bösthuns anzusehen, sondern als willkührliche Wehthaten, herrührend von den wüstesten Hunden, die es gebe. Es gewöhnte sich, diesen Strafen sich zu widersetzen, oder zu entziehen, oder wenn es beides nicht konnte, uns bei der Großmutter zu verklagen, welche es dann um so zärtlicher streichelte. So besserten die Strafen das Kind nicht mehr, sondern sie erbitterten es nur. Das thut auch jede Strafe beim Kinde, sobald das Kind bei ihrer Anwendung Zwiespalt sieht, sobald es eine Möglichkeit sieht, daß sie ihm hätte können geschenkt werden; sobald es sieht, daß Jemand seine Parthie nimmt.

Unser Kind gewöhnte sich aber nicht nur an Straflosigkeit, sondern auch an Partheiung im Hause; gewöhnte sich daran, es mit der Großmutter zu halten gegen uns. Sicherlich wirkt auch nicht bald etwas schädlicher auf ein kindlich Herz ein, als eine solche Spaltung, als die daraus folgende Angewöhnung, für seine Partei alles zu erlistelen, ihren Nutzen und Vortheil zu suchen, die andere Parthei zu täuschen, zu hintergehen, zu übervortheilen. Aus diesem beständigen Plänkeln entsteht dann Eifer, Bosheit, Schadenfreude, Rachsucht, und der gute Engel flieht.

Der Großmutter konnte aber doch Peterli nicht ganz genügen. Gar manche Klage verstund er nicht, gar mancher Herzensergießung entlief er. Sie mußte auch außer dem Hause Jemand suchen, mit dem sie verkehren und dem sie alles klagen konnte, was ihr von uns Ungerechtes geschah. Denn, wie gesagt, je mehr Jemand zu Klagen Ur-

sache giebt, desto mehr vermeint er selbst Ursache zu klagen zu haben.

## Viertes Kapitel.

### Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere.

Wir hatten uns bis dahin von den Leuten nicht fern gehalten, aber doch auch Niemand zum Vertrauten unserer Haushaltung gemacht.

Lieb und Leid hatten wir zusammen getragen und Niemand zwischen uns eingelassen. Keines von uns schwatzte aus die Geheimnisse unserer Liebe oder unserer Kümmernisse, Keines klagte über das Andere, und meine Frau hatte nicht Lust, den andern Weibern zu erzählen meine Gewohnheiten, meine Schwächen, meine Härten; und mir fiel auch nicht bei, andere Weiber zu fragen, wieviel sie in ihren Haushaltungen brauchen, und über meine Frau zu klagen, wieviel sie brauche, wie verthünlich sie sei und wie wenig sie dagegen verdiene. Klagt einmal ein Mann also einem Weibe, so ist er meist verloren, denn er wird selten ein Weib antreffen, die ihm nicht Recht giebt, die nicht mehr verdienen und weniger wird brauchen wollen.

Unsere Haushaltung, unser Verhältniß war also wie ein verschlossenes Druckli, in welches gar viele Weiber gar zu gerne ihre G'wundernasen gesteckt hätten. Nicht weit von uns wohnte eine Frau, welche die längste, nämlich G'wundernase, hatte. Sie hatte ein bedeutendes Talent, allen Leuten die Würmer aus der Nase zu ziehen unter dem Schein der größten Theilnahme und Gutmüthigkeit. Männer, Weiber, Alle mußten ihre Geheimnisse beichten. Und wo sie eine Dienstmagd von weitem roch, da streckte sie ihr schon von weitem die Hand dar und sagte: wie geht es dir doch auch, nahm mich doch schon lange Wunder, wie du es da aushalten kannst, du armes Tröpfli. Und jedem Babi sagte sie Bäbeli, und jedem Trini Trineli, und wußte gar schön und süß zu flattiren jedem Mensch.

Aber bei dem G'wunder blieb es nicht. Sie wollte auch allenthalben die Hand im Spiel haben, wollte regieren, und das, wie sie meinte, mit Recht, denn sie bildete sich ein, eine besondere Weisheit zu besitzen und gescheuter zu sein, als alle andere Menschen. Sie theilte daher allenthalben Räthe aus und sagte immer: Heh, sieh, das verstehst du nicht, daß mußt du so machen, mache nur, wie ichs sage, es kömmt dir wahrlich gut. Und dann wußte sie eine Menge Geschichten, wie sie hier und dort die Leute glücklich gemacht mit ihren Räthen. Es wunderte freilich hie und da Leute, warum die gute Frau ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauche, da sie dieselbe denn doch am nöthigsten hätte.

Die Frau war zwar reich, aber ihre Kinder mißriethen ihr doch. Sie wollte zwar immer darstellen, daß alles gerade so gehe, wie ihre Weisheit es ersonnen habe, andere Leute waren aber nicht ganz so dumm, wie sie glaubte, und sahen auch unter die Decke. Nun — wollte sie ihre Weisheit nicht für sich selbsten brauchen, so ging das Niemand etwas an, obgleich Mancher meinte, ihre Haushaltung ginge ihn doch gerade so viel an, als sie die seinige, und so gut sie in die seine rede oder darüber aburtheile, so gut habe auch er das Recht, in die ihrige zu reden und über die zu urtheilen. Aber bei diesem Rathen geschah ein doppeltes, was dieses Rathen und Einmischen nicht heilsam machte. Sie redete zwar immer von ihrem guten Herzen und ihrer Gutmüthigkeit, und der Schein davon war da; aber an gar manchem Ort ist der Schein von Gutmüthigkeit, und hinter diesem Schein sitzt Eitelkeit und Eigennutz. Wenn sie wahrhaft gutmüthig gewesen wäre, so hätte sie nicht soviel aufgewiesen, nicht diesen aufgehetzt gegen seinen Nachbar, und hätte dann dem Nachbar gesagt: Sieh, vor diesem nimm dich in Acht, er meint es nicht gut mit dir, ich könnte dir was von ihm erzählen, wenn ich wollte.

Das andere Unglück war das, daß ihr ganzes Wesen sammt ihren Räthen durchaus nicht auf Religiosität und

Sittlichkeit beruhte; sondern Eigennutz, Eitelkeit und Schlauheit regierten abwechselnd und ein bedeutender Grad von Selbstbeherrschung kam ihr zu Hülfe. Sie konnte die freundlichsten Mienen machen, wenn es ihr ums Augenauskratzen gewesen wäre, und konnte lachen, wenn es ihr schwer auf dem Herzen lag. Sie konnte Männern und Weibern, Mädchen und Burschen zu den gröbsten Unsittlichkeiten rathen, konnte sagen: der Pfarrer predigt wohl dagegen, aber wer wollte alles halten, was er sagt! Und die gleiche Frau, die solche Räthe gab, konnte Handkehrum über Weiber und Männer, welche sie haßte, furchtbar schimpfen und sagen: sie seien schlechte Leute, wegen nicht halb so schlechten Sachen, als zu denen sie selbst gerathen hatte.

Ueberhaupt hatte die Frau etwas Freigeisterisches und sagte oft: O man muß nicht alles glauben, man sagt gar Manches, kein Mensch glaubt es mehr. Und die gleiche Frau klagte am gleichen Tage doch wieder: Ehemals sei es nicht so gewesen. Die Welt werde alle Tage schlechter. Der sei sich aber dessen nicht zu verwundern. Die Leute hätten ja keinen Glauben mehr. Sie war im alten Glauben erzogen worden, und ihre weibliche Natur hielt einen Theil davon sammt einer Portion Aberglauben fest. Dann aber war ihre Blüthenzeit in die Zeit gefallen, wo die französische Revolution ihre Lehren in alle Länder trug. Zur selben Zeit hatte ihr Mann viel zu bedeuten gehabt.

Dieser Mann hatte geglaubt, um sich aufzuschwingen müsse er sich federleicht machen und allen Ballast über Bord werfen, und vor allem die Religion. Da die Frau damals mit ihrem Manne sich gemeint, sich vielleicht eingebildet hatte, durch ihn Frau Staatsräthin oder Frau Direktorin zu werden, so hatte sie auch gemeint: er wisse nun alles und könne alles. Sein Glaube ward daher auch der ihre, seine Brocken schnappte sie auf, sie ward auch eine gute Jacobinerin. Der neue Glaube war der Frau in vielen Dingen gar bequem, und nach ihm erweiterte sie ihr Gewissen, daß es dehnbar und groß wurde, wie Hals und

Schnabel einer Löffelgans. Damit war aber der alte Glaube nicht fort, Neues und Altes lag da untereinander und übereinander, wie an einer Geldtagssteigerung. Anfangs natürlich lag das Neue obenauf und war allein sichtbar, die Zeit rüttelte aber Beides, und Altes kam herauf und Neues herunter, und so lag es bunt und lustig durcheinander. Bald hörte man ein strenges Urtheil, bald einen leichtfertigen Rath, bald stolperte man über eine Aeußerung des Unglaubens, bald drang einen ein andächtiger Seufzer in die Ohren. Und die gute Frau hatte in all ihren Händeln, und weil sie rings herum so vieles wissen mußte und zu sorgen hatte, nie Zeit aufzuräumen in sich, sie ließ das getrost unter einander liegen und war wohl dabei.

Diese Frau hatte nun einen bedeutenden Einfluß, und den Schaden, den sie auf diese Weise stiftete, die Unsittlichkeiten, zu denen sie rieth, möchte ich nicht gut zu machen haben. Und da sie auch nie zur Ueberwindung, zu sittlichen Kraftanstrengungen, sondern zu Listen und Ränken, zum Uebertünchen, zu Deckmänteln rieth, so möchte ich die Leute, die sie verdreht, nicht gerade zu machen haben. Diese Frau hatte es schon lange geärgert, daß sie nicht an uns kommen, ihre Nase nicht mitten unter uns haben, unsere Haushaltung nicht leiten konnte mit ihrer Weisheit. Nun ists aber merkwürdig, wie so zwei klatschsüchtige Weiber sich zusammen finden; es ist wahrlich, als ob sie sich röchen.

Die Bekanntschaft zwischen meiner Mutter und dieser Frau war angeknüpft, wir wußten nicht wie. Dort fand sie dann noch andere Weiber, mit welchen sie ferners bekannt wurde, so daß sie nun ganze, halbe Tage verschwand. Anfangs freute uns dieses für die Mutter. Wir hofften, die kürzere Zeit, die sie hätte, würde sie auch besser gelaunt machen. Ich muß bekennen, wir athmeten allemal recht frisch auf, wenn sie fort war, es war, als ob eine ganz andere Luft im Hause sei. Unsere Gesichter wurden wieder fröhlich und die Worte, die wir nun nicht auf der Goldwage abzuwägen hatten und dann nicht noch sieben-

mal drehen mußten, gingen uns wieder frisch vom Munde. Aber die Mutter wurde, wenn sie zu Hause war, seit ihren Besuchen immer handlicher und immer unzufriedener. Sie räsonirte über alles, sogar darüber, daß sie mit uns und den Kindern in der gleichen Stube schlafen müßte. Sie hätte nicht geglaubt, sagte sie, daß sie in ihrem Alter noch ganze Nächte das Kindergeschrei hören müßte.

Am meisten aber war sie mit dem Essen unzufrieden und trieb meinem Weibchen deshalb fast die Seele aus. Erdäpfel, wenigstens geschwellte, aß sie keine, oder wenn sie je einen aß, so mußten wir eine ganze Woche lang bei jedem Husten hören von dem Erdapfel, den sie hätte essen müssen. Wir mußten aber doch Erdäpfel essen, und es war meiner Frau fast nicht möglich, immer etwas Appartes für die Mutter zu haben, und doch that sie es, soviel möglich. Aber dann war ihr das Brot nicht recht. Es sei doch schrecklich, meinte sie, daß so eine alte Frau mit so bösen Zähnen altes Brot essen solle; das könne einem doch Niemand zumuthen, als eine Sohnsfrau. Und hatte sie frisches Brot, so klagte sie: es sei doch schrecklich, daß eine so alte Frau so schwarzes Brot essen solle; ehedem, wo die Leute noch was geglaubt, da hätte man in jedem Hause ein weißes Brötlein für die alten Leute gehabt. Der Kaffee war ihr auch nie recht. Den Cichorienkaffee möge sie nicht erleiden, sagte sie, er mache ihr das Wasserbrennen. So stark geröstet habe sie ihn nie, sie habe immer gehört, es mache kurzen Athem. Die Milch war zu blau, und Mädeli wurde zugemuthet, es blase sie ab für sich und gebe nur den dünnern Theil auf den Tisch. Und Mädeli machte gerade das Gegentheil. Mädeli, in der besten Meinung, that alles Mögliche, hatte aber nie Dank davon, sondern statt dessen Vorwürfe oder Sticheleien. Ich sah oft, wie es seine Erdäpfel und seinen Kaffee mit Thränen hinunterwürgte, nur damit beides mir nicht vor Ohren und Augen käme. Es wollte keine Jammerbüchse sein, aus der, statt wie aus einer Elektrisirbüchse oder Flasche blitzende

Elektricität, Jammertöne strömen, denen man aber eben deswegen ordentlich aus dem Wege geht, um nicht eine Ladung zu erhalten. Mädeli wollte bei mir nicht über meine Mutter klagen, sondern sie ertragen aus Liebe zu mir, da es mich mehr liebte als sich selbst. Gar viele lieben meinetwegen wohl ihren Mann, aber daß sie seinetwegen etwas ertrügen, ohne es ihn entgelten oder merken zu lassen und nachzurechnen — selb nicht. Aber deswegen hatte ich um so mehr Mitleid mit ihm. Es ist da auch gerade wie bei Kranken. Je mehr ein Kranker jammert und klagt und ungeduldig sich gebehrdet, desto weniger Mitleiden hat man ihm, desto ungeduldiger wird man über ihn, desto mehr läuft man von seinem Bette weg.

Je geduldiger aber ein Kranker ist, desto mehr Mitleid hat man mit ihm, desto mehr Mühe giebt man sich mit ihm. So hatte ich es mit Mädeli. Wenn ich sah, wie es seine Erdäpfel hinunterwürgte, mit dem Kaffee noch allerlei Anderes schluckte und doch freundliche Augen und milde Worte beizubehalten suchte, so schwoll mir eben deswegen das Herz, und ich fing an der Mutter zuzusprechen und ihr zu zeigen, daß wir thäten, was wir vermöchten, daß sie es immer besser hätte als wir, und sie zu bitten, mein Weibchen nicht so zu plagen, sie sehe doch, in welchen Umständen es sei und daß es thue, was ihm möglich sei. Das nahm aber dann meine Mutter übel und sagte: sie sei auch manchmal in solchen Umständen gewesen, und es hätte sich auch Niemand ihrer geachtet. Es sei auch nicht bravs von mir, daß ich es nie mit ihr halte, und sie hätte auch vernommen, wieviel besser Mädelis Vater es gehabt und was Mädeli dem alles angehängt hätte. Mädeli bat mich oft recht dringend, doch gar nichts mehr zu sagen, wir wollten es mit Geduld annehmen, wir wüßten ja nicht, womit wir das versündigt hätten und was wir darob verdienen könnten. Die Sache kam aber immer ärger, die Mutter wurde immer mißvergnügter und wußte alle Tage mehr zu klagen. Wir begriffen nicht, woher das kommen möchte, bis eines Tages die weise Frau wie zufällig beim Garten

stehen blieb, wo Mädeli eben mit dem Kraut zu thun hatte. Bist du auch einmal an der Sonne? frug die Frau; es ist recht, man muß nicht immer am Schatten sitzen und was tändeln. Wo habt ihr das Mutterli? fragte sie ferner, es ist mir gar lieb, habt mir einmal recht Sorge zu ihm und gebt ihm auch recht zu essen und gönnet es ihm. Meine Frau war ganz verduzt über diese Ermahnungen, die gar gutmüthig ausgesprochen wurden. Sie entschuldigte sich auf das Beste und sagte: die Mutter sei uns recht lieb, sie hätte es besser als wir selbst.

Ja, ja, man meine es manchmal, man habe die Leute lieb, man gebe es ihnen gut und doch plage man sie und lasse sie Mangel leiden. Man solle doch immer nachdenken, was man selber gerne hätte, und wenn man nur denken wollte, so würde man vieles anders machen können und es würde nicht mehr kosten. Auf das alles verstummte Mädeli und konnte gar nicht begreifen, was das zu bedeuten habe. Endlich sagte die Frau noch: Ja, Fraueli, du mußt gewiß anders werden, so ists nicht recht, und du wirst verbrüllet im ganzen Land. Z'Mutterli kann mich dauern, und so stünde es Niemand aus. Adieu, und sags auch dem Mann, es würde einem Schulmeister wohl anstehen, Verstand zu haben gegen seine Mutter.

Nun war uns die Lösung des Räthsels leicht. Wenn eine Frau gefragt wird in recht gutmüthigem Tone: Gott grüße dich, mein Frauchen, und wie geht es dir immer. Ich denke oft, wie es dir gehe, nicht wahr, wie es kann und mag? so werden nicht die halben Weiber sich der Klagen enthalten können. Der Ton, in dem sie angesprochen worden sind, hat ihnen die Versicherungen gegeben, daß sie da Bedauern und Theilnahme finden werden: und wenn eine Frau sich nicht kann beneiden lassen, so möchte sie doch gerne bedauert sein. Nun fängt sie an zu klagen, und Klagen findet jeder Mensch, wenn er sie sucht, und je mehr sie bedauert wird, desto mehr klagt sie, bis sie endlich in dem Haufen von aufgethürmten Klagen fast erstickt und ordentlich elend wird. Die ersinnten, hervorgelockten Klagen

werden am Ende auch von der Klagenden für wahr gehalten, sie nimmt den Aerger darüber mit nach Hause, und hat sie z. B. über schlechten Kaffee geklagt und ist darüber bedauert worden, so wird sie den Kaffee daheim schlecht finden, darüber die Nase rümpfen, und wenn er auf Extrapost aus der Levante gekommen wäre.

Auf solche Weise ist schon manches Herz künstlich unglücklich gemacht, mancher Hausfriede zerstört, manche Ehe zertrümmert worden. So war meine Mutter bedauert worden, dadurch wurden ihre Leiden vergrößert, sie wurde immer bitterer, ihre Klagen wurden immer größer und wir unter den Leuten immer mehr verbrüllet. Denn da wir nichts sagten, keine Partei suchten, so nahmen alle der Mutter Partei und urtheilten, was wir doch für wüste Leute seien. Man sehe es uns nicht einmal an, meinten die Einen, die Andern behaupteten aber, schon lange nicht nur Pulver gerochen, sondern auch gesagt zu haben, das komme am Ende dann so.

Was in meines Weibchens Herz vorging, weiß ich nicht, weiß nicht, ob nicht ein schwerer Kampf in demselben Statt gefunden: denn als ich es vor Augen kriegte, sah ich nur noch verweinte, aber nicht wilde oder böse Augen. Auf meine Fragen vernahm ich den Vorfall, und wir machten es uns beide deutlich, woher er entstanden, daß die Mutter über uns klage allenthalben, und alle Weiber im Dorfe gegen uns Partei nehmen, weil wir Niemand klagten, keine Vertrauten suchten. Ich wollte nun mit der Mutter aufbegehren und ihr ihr Geläufe abstellen. Aber meine Frau wollte nicht, sie behauptete, das mache das Uebel nur ärger, sie klagte dann nur desto mehr, und anbinden könne man sie doch nicht. Ein Mittel braus'te mir durch den Kopf: den Leuten nämlich auch zu sagen, wie es stehe, zu sagen, was wir thäten und wie die Mutter eine sei. Damit hätten wir sicher wenigstens die halben Leute auf unsere Seite gezogen und wären bei ihnen wieder in guten Geruch gekommen. Allein mein Weibchen sagte: Möchtest du das, Peter? soll ich anfangen über deine Mutter

zu lästern? was könnten dann erst die Leute mit Recht von mir denken, wenn ich einer so alten Frau ihre Fehler aufdeckte und z'weglegte? Nein, Peter, da ist nichts zu machen, wir müssen das in Gottes Namen tragen; es wird schon wieder besser kommen.

Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl dessen, was christlich und nicht christlich sei. Es war ohne sogenannte Bildung, eine besondere Education war nicht mit ihm gemacht worden, und doch dachte es so sinnig, waltete so lieblich, trug so kräftig, daß man so was unter dem Kittel nicht vermuthete, und wenn man das Unerwartete fand, verwundert nach den Ursachen gefragt hätte und wo Mädeli erzogen und gebildet worden sei? Ich fragte das freilich nicht, aber ich dachte doch manchmal darüber nach, wenn ich durch dasselbe beschämt worden war. Ich konnte nichts anders denken, als daß das alles von der Liebe komme, welche Mädelis Verstand schärfe, ihre Kraft erhöhe, kurz die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden. Für solche Liebe ist eigentlich das weibliche Gemüth geschaffen, ein Thron ist in demselben für sie aufgebaut, von dem herab soll sie regieren; eine Fülle von Kraft steht ihr zu Gebote, alle Empfindungen weiht und heiligt sie; und aus den Empfindungen, nicht aus dem Gedanken, entspringt des Weibes ganzes Wesen. Aber leider wird dieser Thron anders besetzt schon frühe bei Vielen. Selbstsucht thronet oben und zeigt sich bald als Eitelkeit, bald als Hoffarth, bald als Sinnlichkeit, bald als Bequemlichkeit, kurz in vielfachen Gewändern nach Laune, Alter und Gelegenheit, bestimmt des Weibes Empfindungen und beherrscht somit sein ganzes Wesen. Und früh sorgen die Eltern dafür, daß es also geschehe, und verwöhnen das Kind und vergiften sein Empfinden, so daß, wenn dann auch einmal die Liebe zum Manne kömmt, sie nicht Herrscherin wird, sondern eine Magd der Selbstsucht, und von ihr sich muß mißhandeln oder verabscheiden lassen nach Lust und Laune. Und doch hatte der liebe Gott so gut es dem

Weibe ausgedacht. Eben weil das Weib vorzüglich empfindet mehr als denkt, hat er ihm die süßeste aller Empfindungen bereitet, hat dieser Empfindung die Macht gegeben, dem ganzen Gemüthe zu gebieten und die Eigenschaft ihm mitzutheilen, daß in der Berührung mit der Welt nicht Bitterkeit nicht Leidenschaften entstehen, für deren Zähmung keine Gewalt da ist; hat also dem Weibe eine Kraft bereitet, welche der Welt den Stachel nimmt; einen Balsam, der alle Wunden heilet; eine Empfindung, die wahrnimmt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Und das eben erkennt man nicht, mißkennt, was des Weibes Glück ausmacht, will an Platz des Empfindens das Erkennen, an Platz der Liebe den Verstand setzen oder gar das Gedächtniß; daher eine so rasende Menge unglücklicher Weiber, die eine so rasende Menge Männer rasend machen oder wenigstens halb. O Herrgott, unsere weiblichen und männlichen Pädagogen dann noch zu den Eltern! Mich wundert, wenn man nicht nächstens Schulen einrichtet, wo die Mädchen auf den Händen werden gehen müssen mit den Beinen zierlich in der Luft.

Das Herz meines Weibes, oder seine Empfindung, war durch nichts vergiftet worden; die Liebe fand den Thron noch leer, und auf demselben wachte und waltete sie nun mit Meisterschaft, und wenn sie matt werden wollte, so trank sie aus dem Born der ewigen Liebe und ward wieder stark und weise.

Und was diese Liebe stark ist, glaubt man gar nicht. Für Jemand, den man haßt, ein gut Wort zu geben oder einen Gang zu thun für ihn, ist Höllenpein; für Jemand, den man liebt, sich zu opfern, ist Freude; einem hassenden Herzen wird alles schwer in der Welt, ausgenommen die Sünde; einem liebenden Herzen wird das Schwerste leicht, ausgenommen die Sünde. Das fühlten wir, denn Mädelis Liebe trug auch mich empor.

## Fünftes Kapitel.

### Von schulmeisterlichen Finanzen.

Nun kam eine immer zunehmende Geldnoth. Unter drei Gulden in der Woche konnten wir es nicht mehr machen für die gewöhnlichsten Bedürfnisse in der Haushaltung, und woher sollten wir nun diese nehmen? Dann waren noch keine Kleider angeschafft, keine Schuhe für die Kinder, kein Hausgeräthe, kurz von allem diesem nichts. Also nur zu meiner Haushaltung brauchte es bis 50 Gulden jährlich Nebenverdienst, und woher sollte dann das andere alles kommen? Und wenn man alles kaufen muß bis an die Erdäpfel, so rechne man einmal nach, was es heißt, wenn man für 6 Personen nicht mehr brauchen will als 2 Gulden wöchentlich. Für 10½ btz. Brot, 7 btz. Milch, 1½ btz. Salz, 5 btz. Butter oder Schmalz, 4 btz. Mehl und 3 btz. Kaffee, ist wahrhaftig wenig für 6 Personen, und doch schon mehr als 2 Gulden. Bäuerinnen, denen Kühe, Schweine und Spycher das Meiste geben, und die das Geld ungezählt aus dem Schranke nehmen, werden vielleicht finden, das sei noch ziemlich viel, denn sie rechnen gar nicht nach, was sie brauchen, und würden verzweifelt aufbegehren, wenn der Mann ihnen nachrechnen wollte. Stadtfrauen, die könnten das eher berechnen, wenn sie rechnen können und gewohnt sind, ihre Ausgaben gleich zu berichtigen. Von diesen können die einen aber nicht rechnen, manchmal sogar Professorinnen nicht, und wenn sie auch von ihren Männern verbeiständet wären. So sandte z. B. eine, um Geld zu sparen, Knecht und Magd auf einen Berg, um Heidelbeeren zu suchen und Geld zu sparen, und gab ihnen Wein und Wurst mit. Die beiden suchten nun Heidelbeeren mit allem Fleiß, verthaten nebenbei noch 10 btz. und brachten am Abend für 6 krz. Heidelbeeren heim. Die kann uns also nicht nachrechnen, denn die kanns nicht, sie weiß zwischen 10 btz. und 6 krz. kaum den Unterschied. Zu diesem allem gesellte sich eine Extra-Ausgabe, die immer mehr Geld fraß. Meine Mutter

kränkelte immer mehr, und mancherlei Uebel begannen sich bei ihr zu regen, von denen die Brustwassersucht das gefährlichste war. Diese Uebel klagte sie nun ihren Freundinnen, und diese gaben ihr bald dieses, bald jenes Mittel an, bald diesen und jenen Arzt, der ihr bestimmt helfen könne. Kam sie dann heim, so redete sie so lange davon, daß ihr noch zu helfen wäre, wenn man eigentlich ihr zu helfen begehrte und sie nicht lieber auf dem Kirchhofe sähe, daß wir nicht anders konnten, als sagen: sie solle doch sagen, was zu machen sei, wir wollten ja gerne alles thun, was zu thun wäre. Dann kam richtig ein neues Mittel oder ein neuer Arzt zum Vorschein. Ich mußte unser Geldlein zusammenräumen und mich auf die Beine machen, und man kann sich nicht vorstellen, mit welcher Angst ich oft den Anspruch des Arztes erwartete: ob das Tränkli 3 btz. oder 4 oder 5 kosten solle. Wie mir die Hände zitterten vor Angst, wenn es einen Batzen mehr und vor Freude, wenn es einen Batzen weniger kostete! Das kann sich sicher Niemand vorstellen, als wer drei Kinder hat und eine Frau und eine Mutter, und für jedes nicht mehr als drei Kreuzer täglich, von welchen 3 Kreuzern er die Hälfte nicht weiß, wo nehmen. Es muß sich Niemand verwundern, wenn bedrängte Hausväter manchmal sich lieber der Hoffnung überlassen, es werde dem Kranken von selbsten bessern, als daß sie die Gesunden hungern lassen; man weiß gar nicht, was solche Bedrängniß ist. Schade, daß keine Einrichtung ist, wobei bedrängte Hausväter, ohne eigentlich besteuert zu heißen, unentgeltlich zu ärztlicher Hülfe kommen können ohne weitere Umtriebe; es würde mancher brave Mann und manche brave Frau mehr am Leben bleiben. Das ist aber nur da möglich', wo vernünftige Aerzte sind und vernünftige Gemeinden, und eine vernünftige Ordnung im Staate.

Einer der Aerzte war der theuerste von allen, der forderte für seinen braunen oder rothen Mischmasch nicht nur 3 und 4 btz., sondern gewöhnlich einen halben Gulden, und gerade der wußte ihr Vertrauen am besten zu

fesseln, zu dem mußte ich am meisten, wie ich auch seufzte und stöhnte. Meine Mutter hatte am linken Bein oben in dem Fußgelenk einen Schmerz bekommen und mich deswegen zu diesem Doktor gesandt. Derselbe sagte: nun, das sei gar gut, es werde ihr jetzt schon ganz bessern. Ihre Leber sei früher krank gewesen, jetzt sei sie ausgelaufen und in das Bein hinunter, was sie im Fußgelenk fühle, sei nichts als ein Leberfluß. Der sei ihm nun am rechten Ort und das Herz werde jetzt schon gesund werden. Unglücklicherweise sagte ich das der Mutter wieder, und von dem an faßte sie ein besonderes Zutrauen zu ihm und hoffte von ihm völlige Genesung.

Auf diese Weise kamen wir immer tiefer in die Noth hinein. Wir brachen uns ab, soviel wir konnten, und Mädeli und ich sannen oft darüber nach, wo wir etwa noch einen Kreuzer ersparen könnten. Und wenn wir dann nachsannen, was wir alles noch nöthig hätten, was angeschafft sein sollte, so wollte es mir manchmal fast über das Herz kommen. Aber mein Weibchen tröstete mich dann, ich solle doch nicht so kummern, es könne es noch machen ohne dies und jenes, so lange wir gesund seien, mache Alles nichts, wir könnten noch viel übler z'weg sein. Ich solle doch nur an die und die denken. Und dann hätten wir doch noch eins, was so viele nicht hätten, wir hätten den Frieden unter uns und hülfen einander treulich, und da sei es doch noch immer dabei zu sein. Freilich, wenn unsere ältern Kinder mit blauen, kalten Beinen im Herbst zum Ofen krochen, weil wir ihnen noch nicht Strümpfe zu kaufen vermochten, und wenn es um das jüngste ganz zerfetzte Windeln wickeln mußte, so wurde ihm manchmal das Auge feucht, aber es küßte dann das Kind und sagte: Komm, Du mußt zu saugen haben. Und wenn dann das rothe, pfausbackige Kind in vollen Zügen zog, so lächelte die Mutter wieder und meinte dann: Ja, ja, es dünkt dich doch gut, wenn du schon nicht in ganzen Windeln bist!

Aber als allgemach das baare Geld immer seltener bei uns wurde, als wir manchmal auf Borg nehmen muß-

ten und immer länger nicht bezahlen konnten und das Rückständige immer mehr anschwoll, da wurde uns doch immer banger ums Herz. Man glaubt nicht, wie man so nach und nach in Hinterling kommen kann, und wie unvermerkt ein Tag zum andern sich schlägt und ein jeder unvermerkt die Schuld größer macht. Es ist eine Pein, wenn man einmal etwas auf Borg nehmen muß, aber wenn man noch einmal wiederkommen und weder das Alte noch das Neue zahlen kann und wieder auf Borg nehmen muß, da steigt die Pein mit jedem Mal und allemal wird der Gang schwerer. Auf der andern Seite werden die Gesichter länger, die Mienen unfreundlicher. Bald fällt ein Wörtchen, man solle erst das Alte zahlen, ehe man Neues nehme. Dann macht man mit schwerem Herzen Verheißungen, die man nicht halten kann, wie man wohl weiß, und den ganzen Tag liegt es so schwer auf einem, als ob man Steine im Herzen hätte. Viele Eltern helfen sich damit von dieser Pein, daß sie die Kinder senden, wenn auf Borg zu holen, saure Gesichter zu sehen sind. Das ist wahrhaftig eine der ärgsten älterlichen Unbarmherzigkeiten, die es geben kann. Entweder es verhärtet des Kindes kindlichen Sinn, oder dasselbe wird gedrückt, schämt sich und verliert Muth und Freudigkeit, es beugt muthlos sein Häuptlein unter des Lebens hartes Joch und hebt es nimmer wieder auf, faßt nie wieder Muth und Freudigkeit.

Man denke sich doch in ein kindlich Herz hinein, das hungerig und freudevoll seine Milch, sein Brot holen geht in der Hoffnung, bald gesättigt und getränkt zu werden, und es muß lange warten, es wird Rath gehalten in der Stube, und es vernimmt endlich den Bescheid: jetzt bekomme es noch, aber wenn es das nächste Mal wieder komme ohne Geld, so jage man es vom Hause fort. Es bringt den Bescheid nach Hause, am andern Morgen soll es wieder gehen, es frägt nach Geld. Es bekömmt Antworten aller Art: Sage nur, wir wollen zahlen, aber der Vater sei nicht daheim gewesen; oder wir hätten einzuziehen und könnten es nicht bekommen;

oder wir ließen anhalten um Gotteswillen und wollten zahlen, sobald wir könnten. Die einen Kinder gehen, lügen, und wenn es an einem Orte nicht mehr gehen will, so lügen sie an einem andern Orte. Andere schüchterne Kinder weigern sich und werden geschlagen, werden mit Drohungen vom Hause weggejagt, müssen zitternd und zähneklappernd das Essen auf diese Weise betteln gehen. Und wenn sie den Leuten nichts abbetteln können, so giebt man ihnen entweder neue Schläge oder neue Lügen an. Man denke sich denn doch die Wirkung solcher Unbarmherzigkeiten auf ein Kind. Nein! unser Kind marterten wir doch nicht auf solche Weise. Mädeli holte Anfangs selbst. Allein ich sah, daß es dasselbe nicht übers Herz bringen konnte. Es klagte mir nicht, es sagte mir nicht: Du kannst auch einmal gehen, die Sache ist so gut für dich als für mich.

Aber ich sah an Mädelis schwerem Schritt und verweinten Augen, wie hart es ihm ging, ohne Geld gehen zu müssen. Ich fand es nicht billig, daß es alleine diese Pein tragen müsse, und nach langem Streiten nahm ich sie ihm ab. Wohl hatte es sein Gutes, wenn der Schulmeister selbsten ging und für einen Batzen Milch auf Borg holte, die Leute muckelten weniger. Aber hie und da fiel doch ein Wort, oder eine Frau konnte sich doch nicht enthalten zu sagen: Gebt ihr eurer Mutter auch davon? Aber man denke sich denn doch die Lage eines Schulmeisters, der am Morgen das Essen auf Borg herbeitragen muß. Wie freudig muß er wohl am Morgen aufstehen, durch welche Gedanken geweckt? Wie soll man sich ausschließlich mit dem Unterricht beschäftigen, wenn einem am Morgen an einem Orte die Milch abgesagt worden und an einem andern das Brot, und man nun nicht weiß, wo man beides für drei hungrige Kinder hernehmen soll? Wer will da dem Schulmeister gebieten, seine Seele solle beim Unterricht sein?

Man klagt so viel über unverschämte Schulmeister und daß sie einem immer vor der Thüre seien, und meint dieses mit Recht ihrer Trägheit zuschreiben zu können. Bald

sagt man: er ist nichts nutz, bald sagt man: sie ist nichts nutz; wenn sie wollten, sie könnten Geld verdienen wie Heu, und was sie haben, muß gebraucht sein, was sie in einem Tage fressen können, darf nicht gespart werden auf den folgenden Tag. Ich gebe gerne zu, es giebt Schulmeister, welche faul, welche bräuchig, ja verthunlich sind und durch eigene Schuld in die Armuth versinken. Ich gebe wieder zu, daß es Schulmeister giebt, die ohne großen Lohn, durch eine gewisse Anstelligkeit und Gewerbsfähigkeit mit Ehren durch und sogar zu etwas Vermögen kommen. Sie werden Gemeindeschreiber, Krämer, Bäcker oder alle drei Sachen zusammen, Bannwarte, häufen vielleicht sieben Pöstlein auf einander oder treiben mit Geschick allerlei Handwerke, aber dann sind sie alles andere, nur nicht Schulmeister, und die Schulmeisterei ist nur Nebensache. Wenn nun einer eben Schulmeister geworden ist, weil er sich dazu geartet glaubte, kann man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er nicht Krämer wird, wozu er sich nicht schickt? Kann man es vielleicht nicht viel eher dem krämernden Schulmeister zum Vorwurf machen, daß er Schulmeister geworden und nicht blos Krämer geblieben? Kann man es überhaupt Jemand zum Vorwurf machen, wenn er neben seinem eigentlichen Amt und Beruf nicht viel zu verdienen weiß? Man macht hinwiederum gar Manchem, der mit Ehren durchkommen möchte und daher für seine Schreibereien unverblümt etwas fordert, gleich den Vorwurf: er sei unverschämt, wenn er nur die Feder in die Hand nehme, koste es 2 Batzen.

Wahrhaftig, man macht vielen Schulmeistern und ihren Weibern nur deswegen Vorwürfe über ihre Armuth, weil man gar nicht nachrechnet, sondern nur so in Bausch und Bogen abspricht, oder weil man bei andern Schulmeistern ihre Noth und Dürftigkeit nicht wahrnimmt. Sie hangen zwischen Leben und Verhungern, aber sie können es verbergen, kommen anständig daher und Niemand merkt, wie sie oft wochenlang kein Fleisch vermögen und manchmal Tage lang keinen Kreuzer Geld im Hause haben und es machen ohne Brot. So wäre es vielleicht auch mit uns

gegangen, wenn meine Mutter nicht gekommen wäre, durch sie wurde unsere Noth sichtbar und kam unter die Leute.

Gerade hier werden nun die, welche von kindlichen Pflichten nichts wissen, anhängen und sagen: da sei ich also doch selbst Schuld, die Mutter hätte ich nicht zu nehmen gebraucht, die Gemeinde hätte sie erhalten müssen; und die Haut sei doch noch näher als das Hemde, und wenn ich sie nicht gehabt hätte, so hätte ich es also als Schulmeister machen können. Es sei mir also recht geschehen, daß ich so in die Dinte gekommen.

Aber ist denn eigentlich ein Schulmeister von Rechtswegen ein Hund? Hat er, wie ein Hund, keine Pflichten gegen seine Eltern, soll er sie von seiner Thür wegjagen, wenn sie hülflos anklopfen an dieselbe? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, in Erfüllung solcher Pflichten einer der Ersten zu sein, zu zeigen, wie eigentlich Kinder die natürlichen und ersten Unterstützer ihrer Eltern sein sollen? Wie traurig ists für ihn, wenn sein Amt ihm keine Mittel dazu bietet, wenn er, der voran stehen soll, hintenan bleibt, oder, wenn er sie zu erfüllen sucht, zu Grunde geht. Man sollte allerdings aber glauben, man halte ihn nur für einen Hund an vielen Orten. Wie einem Hunde, giebt man ihm nur so viel, daß er das eigene nackte Leben durchbringt mit Mühe; daß er ein Mensch sei und Familienglied oder Familienvater, darum bekümmert man sich nicht. Wenn er heute sich satt essen kann, so glaubt man ihm genug zu geben; daß er krank werden kann, daß Umstände besondere Auslagen erfordern können, die einen Sparpfennig nothwendig machen, daran denkt man nicht. Wenn er krank wird, so kann man ihn freilich nicht dem Schinder bringen wie einen Hund, aber man kann ihn verkommen lassen oder fortjagen, und das geschieht wohl auch.

Es werden freilich eine Menge Menschen es in Abrede stellen, daß sie den Schulmeister für einen Hund halten. Aber wenn derselbe nun klagte, daß er keine Familie erhalten, nichts für eine Krankheit bei Seite legen, keine Mutter, keinen Vater aufnehmen könne, weil er eine einzige

Stube habe, so würde man ihn auf die unterste Klasse von Menschen hinweisen, auf alle Habenichtse, auf alle, die der Gemeinde nächstens auf den Hals fallen werden, auf alle heut zu Tage Proletarier Genannten, und würde ihm sagen: Aber Schulmeister, was hast du zu klagen, das laß an andere, welche es viel böser haben. Du kannst deine Sache am Schatten machen, hast den Lohn gewiß, zahlst keinen Hauszins, kriegst große Geschenke, man riecht dir ja die Würste oft auf hundert Schritte an. Da laß andere klagen, welche am Wetter sind, Hauszins geben müssen und nichts kriegen als Kinder. So trösten die Menschen. Aber müssen denn die Schulmeister gerade mit der untersten Klasse der Menschen verglichen werden, mit den Menschen, deren Fertigkeiten und Fähigkeiten mit ihren Bedürfnissen, auch den gemeinsten, kaum im Verhältniß stehen; mit den Menschen, an denen die ganze Welt die Schuhe abwischt und die Launen ausläßt; mit den Menschen, von denen man eigentlich nur das Halten zweier Gebote fordert: daß sie nicht stehlen und nicht tödten. Die vier ersten wendet man gar nicht auf sie an; vom fünften nur die Auslegung des Heidelbergers, daß sie Meisterleuten und Obrigkeiten getreu seien, über das siebente drückt man die Augen zu, zur Uebertretung des neunten fordert man sie auf, und wenn sie das zehnte halten wollten, würde man sich lustig machen über sie, indem man ihnen den G'lust von Herzen gönnt und sich ergötzt an selbiger, wenn sie nur die Sache selbst nicht kriegen.

Wenn also auch nicht mit Hunden, so stellte man doch die Schulmeister mit dieser Klasse von Leuten zusammen, mit Händen und Füßen stieß man die Lehrer in diese Klasse immer zurück, wenn sie sich daraus arbeiten wollten, und wer um seines Geldes oder seiner Fähigkeiten willen nicht mehr zurückzustoßen war, der würde dann dem Schulmeisterstand entlockt.

Daß man ehedem, als man mit der Faust das Meiste, mit dem Kopfe wenig machte, gar keine Schulmeister hatte, oder die wenigen wenig achtete, begreift man. Als man

später mit der Peitsche nicht mehr alles ausrichtete, sondern das Wort Gottes als Kappzaum noch nöthig hatte und zu gleicher Zeit als Hemmmaschine, wie sie Schafen und Pferden, die man weiden läßt, angelegt werden, da stellte man Schulmeister an, um die Menschen zu spannen oder ihnen Dreiangel an die Hälse zu legen, damit sie nicht durch die Hecken könnten; aber mehr sollten sie eben nicht sein als Hemmmaschinen, und sollten nicht einmal begreifen, daß sie mehr werden könnten. So ein Hemmjunge hat es noch schlimmer als ein gehemmtes Schaaf. Dieses kann doch noch selber sich zu fressen nehmen, soviel es findet, dem Hemmjungen theilt man aber seine Portion aus, und wehe ihm, wenn er mehr begehrt! Man wollte es recht eigentlich so, daß die Schulmeister Kirchenmäusen glichen, damit sie aus Hunger recht zahm blieben und gelehrig nach jeder Pfeife zu tanzen. Dann trieb man den grausamen Hohn so weit, daß man die Schulmeister um ihrer Armuth willen verachtete und dieselbe ihnen als selbstverschuldet vorwarf. Diese so verachtete und verhöhnte Kaste verließ nun Jeder, der durch Erbe oder Erwerb irgend zu Vermögen kam, und so blieb die Kaste arm und verachtet.

Also geschah es zu der Zeit, als die Wellen der Noth über mir zusammenschlugen und ich nichts mehr sah, als Noth rings um mich, Noth über mir und Noth unter mir, als Mädeli und ich zusammen weinten und nichts mehr zu machen wußten, als dem Vater im Himmel unsere Noth zu klagen.

## Sechstes Kapitel.

### Nun gar in solcher Noth noch Visiten.

So saßen wir einmal traurig an einem stürmischen Oktober-Nachmittag in unserer Stube beisammen, ich und mein Mädeli; die Mutter war fortgegangen. Wir hatten Erdäpfel gegraben, als auf tüchtigen Sturm die muthwilligen, wilden Kinder des Winters, die flüchtigen Schnee-

flocken daher brausten um Augen und Ohren, und uns vom Felde weg hinter den Ofen jagten, und nun, wie ärgerlich, daß wir ihnen entronnen, zur Hausthüre einstürmten, die Fenster peitschten und g'wunderig in dichten Schaaren sich an die Fenster legten, um zu gucken, ob wir drinnen seien. Es war so recht heimelig Wetter, wenn es einem heimelig zu Muthe ist. Und es war uns auch so in unserm Stübchen, alleine und geborgen vom wilden Wetter. Da sagte ich: ein Kaffee wäre jetzt nicht übel. Aber einen Kaffee konnten wir nicht machen. Mädeli ging über den Küchenschrank und fand nur ein klein Tröpflein Milch, die mußte für die Kinder gespart werden, und daß man ihn schwarz trinken könne, das wußten wir nicht. Freundlich brachte mir Mädeli Brot und sagte, ich solle nehmen, wenn ich möge. Brot sei allweg immer das Beste. Das rührte mich an meinem Weibchen: Nein, du bist immer das Beste, sagte ich, und nahm mit der einen Hand das Brot, mit der andern mein Weibchen und küßte es tapfer ab. Und während ich am besten küßte, da hämmerte es an die Hausthüre, daß ich wenigstens einen Schuh weit von Mädelis Munde fuhr, nicht wissend, welcher Kobold da draußen so lärme. Mädeli aber schrie: Herr Jeses, laß mich gehen; ein wüst Gesicht hat durch das Fenster gesehen, und klopft jetzt an die Thür, du mein Gott, wie ich mich schämen muß! Während diesem Reden dachte Niemand ans Bescheidgeben. Der draußen hatte aber nicht lange Geduld, es wurde die Thüre rasch aufgerissen und herein trat der große, schwarzschnäuzige Jäger, um und um voller Schnee und hinter ihm sein Hund. Potz Blitz, wie da Mädeli von mir wegfuhr, blutroth und erschrocken, bis in eine Ecke hinein, und wie der schwarze Kerl so spöttisch lächelte und seine scharfen Augen von einem zum Andern gehen ließ, und wie ich da saß mit einem Gesicht, so dumm, als nur irgend ein Schulmeister je eins gemacht, und das will viel sagen. Schulmeister, das wird deine Frau sein? Ja, sagte ich. He nun, — dann macht es nichts, fahrt nur fort, als ob ich gar nicht da wäre. Somit bot der meinen Lesern Wohlbekannte uns die Hand und sagte:

er sei auf der Jagd gewesen und hätte an einen Hasen gesetzt, den sein Hund schon am Morgen früh aufgestochen. Der habe sich daraus gemacht durch Feld und Wald und er sei immer auf und nach gewesen, bis ihn der Schneesturm überfallen, daß er am Ende nicht mehr gewußt, wo er sei, und der Hund nicht mehr gewußt, wo aus der Hase sei. Da seien beide aufs Gerathewohl zugelaufen, bis sie auf eine Straße und zu einem Hause gekommen, dort habe er eine alte Frau herausgeklopft mit großen Mühen, um sie zu fragen: wo er sei? Die habe ihn lange angesehen und endlich auf die zweite Frage ihm geantwortet: Das sage sie ihm nicht. Zum Narren halten ließe sie sich nicht, denn jedes Kind wisse ja, daß dies Gytiwyl sei. Nun habe er an mich gedacht, und gedacht, er finde da am besten einen warmen Ofen, um sich zu trocknen, und könne dazu sein Versprechen halten, setzte er spöttisch hinzu.

Er that ganz, wie wenn er zu Hause wäre. Putzte vor allem seine Flinte sauber ab und stellte sie in die Küche hinaus, damit sie nicht anlaufe, zog dann seine Schuhe und Kamaschen aus und sagte: Taueli, hänge mir die zum Feuer, aber verbrenn sie nicht, sonst kriegst meinen Schnauz ins Gesicht. Und als er endlich mit allem fertig war, sagte er ganz ungeniert: Taueli, kannst mir was Warmes machen, so wäre es mir anständig. Die Frau ging verblüfft hinaus und bald rief sie mir: Peter, komme, höre was! Draußen examinirte sie mich, wie ich zu diesem unverschämten Menschen komme und wer er sei u. s. w., denn ich hatte Mädeli von ihm zu erzählen vergessen. Sie könne ihm keinen Kaffee machen, könne keine Milch bekommen. So böse hatte ich Mädeli noch nie gesehen. Mit schwerem Herzen sagte ich dem Gast das. Er lachte mich aber aus und sagte: Milch begehre er ja gar keine, man solle ihm den Kaffee nur schwarz bringen und Zucker dazu und ein gutes Glas Schnaps. Mit noch schwererem Herzen ging ich hinaus und sagte dem Mädeli das. Mädeli kehrte mir unwillig den Rücken und brummte: z'Kaffee wolle es

machen, wenn es sein müsse, aber für einen solchen Räuber oder Mörder laufe es nicht um Kirschenwasser und um Zucker aus. Da stand ich in der höchsten Verlegenheit zwischen der Küche und der Stube auf dem Tritt und wußte nicht, sollte ich hinein oder hinaus. In der Stube griebelte ich lange in unserm Schränklein, nahm ein Körbchen, ein Druckchen hervor, stellte es wieder weg und nahm es wieder hervor, so daß endlich der Jäger mich fragte: was ich da suche, wir werden das Kirschenwasser doch nicht in einem Körbchen haben? Nein, aber das Geld, antwortete ich. Hellauf lachend antwortete er, es scheine ihm doch nicht, sonst fände ich welches dort, aber es werde mir gehen, wie den andern Schulmeistern auch, daß ich alles hätte im Hause, nur nicht das, was man brauchen könne, und kein Geld, es zu kaufen. Damit warf er ein Stück Geld auf den Tisch und sagte, er sei nicht gekommen, um zu schmarotzen, sondern um bequem auszuruhen. Ich solle also nicht Complimente machen und die Sachen holen, meiner Frau wolle er es selbsten sagen, daß er uns nicht lästig fallen wolle.

Als ich heimkam mit meinem Eingekauften, fand ich meine Frau nicht nur besänftigt, sondern ganz freundlich mit unserm Gast; derselbe sah sie auch mit ganz zärtlichen Augen an, so daß ich nicht recht wußte, was denken, und es mir fast ward, als ob eine Laus hinter dem Ohr mich zu beißen anfange.

Als er nun so behaglich saß, sich gütlich that und uns zum Mithalten einlud, bedauerte er unsere Lage. Es gehe uns, wie den andern Schulmeistern, sagte er, das thue ihm leid für uns, für die andern aber nicht, es geschehe ihnen allen Recht. Es möge wohl hie und da einen geben, der es gut meine und sein Mögliches thue, aber nützen thäte keiner etwas, und man müsse wohl dumm sein wie ein Bauer, daß man sie nicht abschaffe oder sie zu Säuhirten oder Bettelvögten mache.

Natürlich machte mich das alte Lied wieder ärgerlich. Doch erwiederte ich nur ganz bescheiden, daß es allerdings

Schulen geben möge, welche nicht wären, wie sie sein sollten, aber damit sei nicht gesagt, daß keine guten wären. Er kehre nicht die Hand um, meinte er, für das, was eine besser sei als die andere. Aber was er doch denke, entgegnete ich, ob er dann keine Religion mehr begehre, und ob Schreiben und Rechnen nicht auch vielen Leuten kommod wäre, vom Lesen wolle ich nur nicht reden? Ja, das sei alles recht gut und schön, aber in der Schule lerne der Mensch doch weder das eine noch das andere. Alles, was man in den Schulen lehre, mahne ihn an Zahlpfennige. Kinder hielten sie für ächte Friedrichsd'or, aber wenn man sie für Friedrichsd'or brauchen wolle, so lachen einen die Leute aus. Das wäre kurios, entgegnete ich. Ich lehre doch die rechte Religion aus dem Fragenbuch und halte auf Beten, und fast alle Kinder könnten das Fragenbuch auswendig. Er solle nur einmal kommen und sie überhören, da sei es ihnen gleich, wo sie aufsagten, hinten oder vorne. Das glaube er, lachte er, sie verstehen hinten und vorne gleich viel davon. Kurzum, Schulmeister, sagte er, es ist doch so, ich habe es erfahren. Ich habe alles gelernt, was ein berühmter Schulmeister mich lehren konnte, war drei Jahre lang der Oberste in der Schule, und als ich in die Welt hinauslief, war alles, was ich hatte, lauter Zahlpfennige, mit denen ich gar nichts anzufangen wußte, und in allen Dingen mußte ich von vorne anfangen. Entweder können die Schulmeister selber nichts, oder aus Mißgunst und Eifersucht lehren sie nicht recht oder halten alle zum Besten.

Mit dem Schreiben und Rechnen konnte ich nicht alles dawider haben, allein mit der Religion sei es durchaus nicht so, behauptete ich. Wenn man die in der Schule nicht lerne, wo lerne man sie dann, fragte ich? Auf die seien wir ja apparti g'lehrt und b'richteten die Kinder darauf, ja es gebe Schulmeister, die mit der Gottseligkeit so genug zu thun hätten, daß sie gar nicht an etwas anderes kämen. Schulmeister, was ist Religion? fragte er mich plötzlich. Da verging mir einige Zeit das Antworten und das Maul

blieb mir offen stehen. Endlich ermannte ich mich und sagte: He, Religion ist, wenn man Religion hat, und nichts Schlechtes macht und betet und in der Bibel liest. Ja, Schulmeister, du machst es gerade auch so, so bin ich auch b'richtet worden ungefähr. Und ich bin ein Geschickter gewesen; und mein Vater hat manchmal im Wirthshaus auf den Tisch geschlagen und gesagt: Wenn mein Benz so ein donners Bürger von Bern wäre, er würde Landvogt oder gar Schultheiß. Ich konnte dem Schulmeister auch antworten, so wie er fragte, wie Schnupf, und blieb nie eine Antwort schuldig. Meine Mutter kam oft in die Kinderlehr, lehnte ihre dicken Arme übereinander und hörte mit einem göttlichen Behagen zu, wie geschickt ich sei, wie ich allemal die letzen Sylben oder gar das letzte ganze Wort dem Schulmeister nachsagte, ohne zu fehlen. Und wenn sie heimkam, so sagte sie zu den Mägden: Benz ist ein Gelehrter, ich glaub, wenn Benz fragte, der Schulmeister könnte Benz nicht antworten, wie Benz dem Schulmeister. Den nächsten Sonntag fragten dann die Mägde auch: ob sie nicht in die Kinderlehr könnten, zu sehen, wie der Benz es könne? Ob die Mutter es erlaubte, kann man sich denken. Nun hielt ich etwas auf meinen Ruhm, aber weiter dachte ich nicht, ich war der Geschickteste, und damit war ich mehr als zufrieden. Ich war ein großer, wilder, starker, übermüthiger Bauernsohn und dachte nicht von weitem daran, daß ich meine Religion, außer in der Schule oder in der Kirche zum Antworten zu brauchen hätte, als etwa zu beten und Niemanden zu morden. Ich fluchte, daß der Boden zitterte. Ich war hinter unsern Mägden her, und wenn ich eine ergreifen konnte, so griff ich so weit ich konnte. Ich gehorchte den Eltern nur, was ich mußte, und gab der Mutter die schnödesten Worte und auch den Vater schonte ich nicht; und je mehr ich das konnte, desto mehr meinten sie sich mit mir. Ich verdarb den Nachbarn Manches, und wenn ich einen armen Bub prügeln konnte, so war das meine Lust. Ich hatte gar von Weitem keine Vorstellung, daß das die Religion

etwas angehe, überhaupt dachte ich gar nie an Religion, als wenn ich antworten sollte.

Da warf mich das Schicksal ins Leben hinaus.

Mein Vater, ein abgerichteter Bauer, duldete keine eisernen Gabeln im Roßstall, weil er behauptete, man steche damit die Rosse oft, ohne daß man es wisse. Die hölzernen Gabeln waren mir aber zuwider, überhaupt wurde ich allemal böse, wenn etwas befohlen wurde. Ich nahm also, wenn ich misten oder die Streu zurecht machen mußte, eine eiserne Gabel und wurde darüber oft gescholten, und der Vater hatte mir bereits manchmal gesagt: Bub, wenn du mir das noch einmal machst, schlage ich dich sammt der Gabel unter die Rosse. Einmal wollte mir ein junges Pferd nicht auf die Seite gehen, damit ich den Mist unter seinen Füßen wegnehmen und zurecht legen konnte, ich sagte: geh nun! ich gab ihm mit der Gabel, allein es bewegte sich nicht. Ich fluchte mit ihm, schlug es stärker an die Seite, da schlug das Pferd auch nach mir und streifte mir glücklicherweise nur die Seite, warf mich aber doch in den Gang hinaus. Da übermannte mich der Zorn, und ob ich eigentlich schlug oder stach, ich weiß es nicht, kurz man sah die drei Gabelzinken in drei blutigen Wunden am Kreuz des Pferdes, das auch wie wüthend schlug.

Zu diesem Höllenlärm kam mein Vater. Auch ihn ergriff der Zorn, da er in meiner Hand die eiserne Gabel sah und auf des Pferdes Rücken die blutenden Wunden. Ein tüchtiger Schlag von ihm, begleitet mit vielfachem Donner, warf mich an die Wand zurück. Meine Wuth war Berserkerwuth geworden und meine Gabel kehrte sich gegen den Vater. Der aber, ein gewaltiger Mann, früher berühmter Schläger, griff mit seiner eisernen Hand mir darauf, sie flog aus meinen Fäusten, und nun nahm der Vater mich in die Hände. Wie ich biß und schlug, es war, als ob mein Vater fühllos wäre, meine Fäuste Seifenblasen, meine Holzschuhe Semmel, meine Zähne Zuckerbrot. Er warf mich an den Ohren

zwischen die Pferde hinein, drückte mir den Kopf in den Mist und schlug und trat mich, bis endlich der Mutter es gelang, ihn wegzuziehen und mich frei zu machen. Wie ich aussah, kann man sich denken. Ich wurde kurzweg zum Brunnen geschickt und dann solle ich mich fortmachen. Aber wie es in mir aussah, das kann sich Niemand vorstellen. Eine Wuth kochte in mir, heiß wie die Hölle. Ausbrechen offen durfte sie nicht, ich hatte meine Ohnmacht gefühlt; aber auf Rache sann ich, je gräßlicher je besser. Lange brütete ich im Gaden über Racheplänen. Haus anzünden, Vater erstechen u. s. w., das waren die zwei Hauptgedanken, die sich mir im Gemüthe wälzten. Fort wollte ich allweg, da bleiben — der geschlagene, mißhandelte Bub unter den Knechten und unter den Mägden — das war über meine Kraft. Als alles im Bette war, stand ich leise auf, zog meine bessern Kleider an, raffte all mein Geld, das ich im Schaaf- und Taubenhandel gewonnen, zusammen und schlich hinaus, noch immer nicht mit mir einig, was ich thun sollte. Den Vater zu erstechen, hatte ich aufgegeben, das Haus hätte ich gerne angezündet, aber ich hatte kein Schwefelholz, und in die Küche zu gehen, fürchtete ich mich. Ich versuchte, Stroh mit Schwamm anzublasen, allein es ging nicht. Aber etwas mußte doch gehen. Ich wußte, daß mein Vater oft mitten in der Nacht und jedenfalls am Morgen vor Tag um das Haus herum und in alle Ställe ging ohne Laterne. Ich deckte daher alle Jauchelöcher ab ums Haus herum, und dachte bei mir: in welchem erfährst du wohl, wie es einen ist, wenn man im Mist ersticken muß.

Dann lief ich fort in die weite Welt hinein, bis es Morgen war, an dem Gedanken mich ergötzend, wie der Alte schnaufen werde im Mistloch. Als es Tag war, da kamen die Gedanken: wohin, was anfangen? Zum Land aus wollte ich, denn im Lande hielt ich mich nicht sicher. Von Langenbrucker Kuhhändlern hatte ich gehört, daß in Basel das Loch sei, wo man zum Land aus könne. Dahin steuerte ich also.

Nun will ich meine Abentheuer euch nicht erzählen, das würde sonst gehen bis morgen. Ich will euch nur sagen, daß, weil nun kein Schulmeister da war, der mich fragte, keine Kirche, kein Fragenbuch, aus dem ich auffsagen mußte, ich gar keine Religion hatte. Ich war ein wilder, wüster Bube, der alles für erlaubt hielt, was er machen konnte, wo möglich ungestraft.

So kam ich endlich auf ein holländisch Schiff, das nach Batavia ging, als Schiffsjunge, nachdem ich mit Holzflößern den Rhein abgefahren war. Die Reise ist lang und wegen den unruhigen Meeren gefährlich. Ans Meer hatte ich mich bald gewöhnt, an meinen Dienst auch. Da ergriff uns im indischen Meer ein gräßlicher Sturm oder Orkan, wie man sagt. Von dieser Gewalt, die da in der Natur tobt, hat man hier keinen Begriff. Wir glaubten alle uns verloren, und jeder betete, was er wußte und so laut er konnte, damit der liebe Gott es höre im Donner der Wellen und im Sausen des Sturmes. An dem Rest eines Mastes, der zerbrochen worden war, wie ein Schwefelholz, hielt ich mich fest, neben mir noch einen der Passagiere. Der betete aber nicht, und da glaubte ich, auch für ihn beten zu müssen, und betete daher um so lauter folgendes Gebet, das ich zu Hause des Morgens und des Abends beten mußte und das man auch zuweilen in der Schule betete; und wenn ich hinten aus war, so fing ich wieder von vorne an:

„Herr Jesus in der Kirchen saß, daß er mit seinen zwölf Jüngern das heilig Nachtmahl aß. Johannes sprach: es ist guter Wein. Herr Jesus aber sprach: es ist nicht Wein, es ist von meinem rosenfarben Blut, es ist für eure Sünden gut. Das sollet ihr essen und trinken zu meinem Gedächtniß. Herr Jesus aber sprach: Jetzt muß ich von euch gehen, schwere Zeit muß ich ausstehen. Die Juden nahmen ihn, sie huben ihn, sie schlugen ihn, sie henkten ihn auf an ein Kreuz. Sie nehmen unsern lieben Herrn Jesus herab, sie legten ihn in ein steiniges Grab, in dem noch nie kein Menschenkind gelegen war. Der Herr Jesus

aber sprach: wer das Bet beten kann und alle Tag zweimal nüchtern spricht, und ihm sein heilig bitter Leiden nicht vergißt, dem wolle er drei Engel senden drei Tag vor seinem End; Einen, der ihn weise, Einen, der ihn speise und Einen, der ihn führe ins Paradies und vom Paradies ins Himmelreich. Amen.“

So schrie ich Gott an wie wüthend — und es half. Wir waren glücklicherweise nicht in den Bereich von Riffen, Felsen, Brandungen ꝛc. gekommen. Der Orkan sauste vorüber, die Sonne brach wieder hervor aus dem Wolkenmeer und besänftigte mit ihren kosenden Strahlen des Meeres Falten und Furchen, und ob solchem zärtlichen Streicheln wurde glatt wieder seine Stirne. Ich war wieder ganz hellauf und hatte mein Beten, und daß ich zu Gott gebetet und daß ich geglaubt, er habe Macht über den Orkan, schon rein vergessen, als der Passagier von gestern an mich trat. Er sah ganz aus wie ein Landvogt, nur viel milder, und fragte mich: ob ich katholisch sei? Nein, sagte ich. Dann werde ich reformirt sein? Nein, sagte ich. Ah so, also ein Lutheraner? Nein, sagte ich. Da verlor der Mann seine Geduld, sagte einige Worte in fremder Sprache und fragte: Wie heißest du und woher bist du? Benz Wehrdi aus der Löhr. Wo ist denn das? Innerhalb Basel, nicht weit von Bern. Zu was für eine Kirche gehörst du denn? Nach Häustiwyl gehen wir zur Kirche. Was habt ihr für eine Religion? Welche der Schulmeister und Pfarrer uns lehren. Endlich brachte er heraus, daß ich ein Christ sei und noch dazu einer, den der Pfarrer confirmirt habe. Nach langem Fragen nach unsern Büchern, nach der Kirche, wie sie aussehe und was in ihr vorgehe, brachte er endlich auch heraus, daß ich ein Reformirter sei. Aber auf alle Fragen über die Religion selbst, konnte ich ihm kein Wort antworten. Das sei doch ein dummer Teufel, dachte ich, unser Schulmeister könne es anders. Der Mann war über mich nicht wenig verwundert und meinte: ich werde armer Leute Kind gewesen sein und keinen Unterricht genossen haben. Das wurmte

mich und ich antwortete: er könne ja selber nichts. Der Mann lachte, dann sagte er: es müsse um Bern herum mit der Religion schlecht bestellt sein, wenn man dort nicht einmal wüßte, welche man hätte, und wenn man dem Namen nach reformirt sei und doch noch katholisch bete. Von da an beschäftigte sich der Mann, der an meinem trotzigen Wesen Gefallen fand, viel mit mir. Es kam heraus, daß ich mit Schreiben und Rechnen gerade so bestellt war, wie mit der Religion. Wie ich Fragen aufsagen konnte, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, so konnte ich Buchstaben machen, wenn ich sie abschreiben konnte. Ich hatte hundert Heustöcke gerechnet, aber nie einen gemessen, darum hätte ich auch keinen auf Ort und Stelle ausmessen, ja ich hätte kein Klafter Holz in Schuhe auflösen können. Ich konnte also eigentlich rein nichts. Der Mann wußte auf dem Schiff und später zu Batavia, wo er eine bedeutende Anstellung hatte und mich zu sich nahm, so gut alles anzukehren, daß ich in tausend Verlegenheiten und am Ende zur Ueberzeugung kam, ich könne nichts. O, dachte ich manchmal, nachdem ich diese Ueberzeugung erhalten hatte, wenn doch unsere Schulmeister alle hier wären, oder wenn es doch der Regierung im Sinn käme, sie alle nach Batavia zu schicken, da könnten sie merken, was sie eigentlich wären. O, wenn ich an die zehn Jahre dachte, die ich in der Schule zugebracht, um nichts zu lernen, so rollte mir das Blut siedend heiß im Leibe herum, und wenn ich damals ein Schulmeisterlein in die Finger gekriegt hätte, wer weiß, wie es ihm ergangen wäre. Darum habe ich die Schulmeister so auf dem Korn, weil man nichts brauchen kann, was sie lehren. Sie wissen etwas halb oder zum Viertel, oder haben manchmal nur von Weitem läuten gehört, und nun muß das arme Kind das schlucken wie Kieselsteine, ein unverdaulich Zeug, das am gesundesten noch ist, wenn man es so bald als möglich wiedergeben kann. Was sie geben, ist und bleibt todt und erstickt. Sie können nichts, am allerwenigsten die Religion mit dem Leben verbinden und dadurch sie lebendig machen. Darum

hat man gewöhnlich, je mehr Religion in der Schule getrieben wird, desto weniger, wenn man aus der Schule ins Leben kömmt. Freilich ist es auch merkwürdig, daß sobald etwas Vernünftiges in einer Schule getrieben wird, die Leute zu schreien anfangen, man wolle keine Religion mehr, und die Religion sei die Hauptsache. Und die Religion, welche diese Leute meinen, ist gar nichts anders als der Deckel auf Geist und Leben, daß keines Luft bekommt, sondern hübsch erstickt bleibt. Es ist merkwürdig, wie alles stillschweigend sich die Hände bietet, um die Religion zu einem Deckmantel jeglicher Unvernunft, jeglicher Sünde zu machen; und wie die, welche am meisten darunter leiden, das sogenannte Volk, am meisten auf diesen unsaubern Deckmantel halten, am meisten schreien, wenn man ihn heben will; und dann viele Lehrer den kothigen Mantel, an dem so mancher Esel sein Maul abgewischt, für den heiligen, reinen Leib selbsten halten und ihn dafür anpreisen, gerade wie jener Küster, der mir einst eine wurmstichige Leiter von Tannenholz und eilf Sprossen zeigte und behauptete, daß sei die wahre, ächte Leiter, auf der Jacob die Engel vom Himmel und gen Himmel habe steigen sehen.

So erzählte der Jägersmann, aber viel weitläufiger, als ich es hier sagen kann. Er führte eine Menge Geschichten an, wie es ihm erging in seiner Unkenntniß und wie manche Sünde er beging, ohne daran zu denken, daß die Religion sie nicht erlaube.

Ich wollte meine Sache aber noch nicht aufgeben und meinte, der Fehler könne doch vielleicht an einem andern Ort sein als an den Schulen, und dann könnten die Schulen doch auch anders geworden sein, als sie zu seiner Zeit gewesen. Allein Mädeli brach unsern Streit ab mit der Frage, wie es ihm in Batavia ergangen und wie er wieder hergekommen sei? Er erzählte uns das Ding kürzlich also: Mein Herr machte mich nach und nach zu seinem ersten Diener und gab mir einen Lohn, um den manches Patriziersöhnchen, dem der Vater aus des Staates Tisch-

drucke ein Pöstlein als Taschengeld gegeben hat, mich beneidet hätte. Nach mehreren Jahren starb mein Herr in dem ungesunden Lande, nachdem er mich zu einer Anstellung noch bestens empfohlen hatte. Dort erwarb ich mir nun Vermögen und führte dabei ein gut Leben in doppelter Bedeutung; ich ließ mir wohl sein und zeigte im Leben, daß ich Religion im Herzen hätte.

Ich weiß nicht, wie es ging, aber meine Gedanken schweiften immer mehr ins Vaterland zurück; für mein Leben gerne hätte ich gewußt, wie es dort ging: ob Vater und Mutter noch lebten, wie die Brüder sich aufführten, ob die Schwester verheirathet sei? Saß ich einmal alleine des Abends auf des Hauses Dach, so rollte meine Jugend an mir vorbei, und wenn ich mich dachte als Hirtenknabe, im Herbst sechs stattliche Kühe vor mir hertreibend, in der einen Hand die Geißel, unter dem andern Arm einen Bündel Späne: so konnte ich mich von dem in mir aufgehenden Bilde nicht mehr losreißen. Ich sah mich auf dem mächtigen Acker das Feuer anzünden, nachdem ich einige Zäune geplündert hatte. Mit einer eigenen Wohllust fühlte ich die nassen Beine im nassen Thau und dann die wohlthätige Wärme des Feuers. Ich stahl wieder Erdäpfel auf dem ersten besten Acker zum Braten, oder Aepfel, und lockte nach und nach andere Hirtenknaben zu mir her. Da vergaßen wir die Kühe, und die ließen es sich wohl sein auf dem Acker, auf dem das meiste Gras war, ohne zu fragen wem er sei. Wir aber brieten was wir hatten, prügelten uns, machten Spiele und ließen uns durch nichts stören, als wann zuweilen ein Bauer kam, auf dessen Acker die Kühe lustig weideten, uns das Feuer zerstörte, uns nachlief, um uns zu haaren, und wenn er endlich athemlos absetzen mußte, ohne einen gefangen zu haben, uns nachrief: Wartet nur, ihr Donnersbuben, kriege ich einen, so erwürge ich ihn! Und wenn ich mir die kühlen Nebel dachte des Morgens, wie alles verhüllt war, daß man kaum zehn Schritte weit sah, so fühlte ich den wunderlichen, herbstlichen Nebelgeruch wieder in meiner Nase, und dann sah ich,

wie der Nebel allmählig wich, ich sah eine Kuh nach der andern, einen Weidbub nach dem andern auf dem weiten Felde, sah wie der Nebel sich immer mehr säumte, sah helle Risse in dem grauen Meere, sah an den Vorbergen wie an einer Leiter die Nebel höher steigen, sah wie der blaue Himmel hervortrat, wie die Sonne ihr Antlitz zeigte hinter dem Schleier, und wie auf einmal der Schleier fiel und ihr Antlitz im alten Glanze strahlte, die einzelnen Nebelwolken flüchtig durch den Himmel eilten und verschwanden, einem geschlagenen Heere gleich, daß in der Flucht seine Rettung sucht. Und wie es dann so lieblich warm blieb bis am Abend, bis die Glocke Feierabend läutete im Dorfe, und dann alle Weidbuben aufprotzten, ihre Feuer noch einmal hoch auflodern ließen und mit ihren läutenden Kühen läutend dem Dorfe zuzogen durch die Nebelchen durch, die auf einzelnen Matten emporstiegen. Sah, wie die Kühe, je näher sie ihrem Stalle kamen, um so schneller eilten, um der drückenden Milch los zu werden; hörte wie sie von Weitem dem Melker zubrüllten: sie kämen und er sollte z'weg sein; wie dann die Glocken munterer anschlugen und im ganzen Dorfe man nur die rufenden Kühe hörte und ihre Glocken, und zwischen durch die scharfe Stimme eines Weidbuben, der einem noch ungehobelten Kalb, das seinen Stall nicht wußte, die Dressur beibrachte.

Wenn so ein Abend in meinem Geiste aufging, dann ward ich traurig, es ward mir ums Herz so eng und in den Augen so naß, das ich laut auf hätte weinen mögen, und solche Abende gingen mir immer öfterer auf und immer tiefer wurde der Schmerz und immer dringender die Sehnsucht, das noch einmal mit eigenen Augen zu schauen, noch einmal das Läuten der Kühe mit eigenen Ohren zu hören. Allmählig starb ich allen Geschäften ab und versank in ein stilles, tiefes Träumen, dem ich Tag und Nacht nicht los werden konnte; und dieses Träumen zehrte an meinem Körper, daß er einher wankte, wie ein Schatten an der Wand und ein Kind mich hätte umwerfen können. Ich wußte nicht, wo es mir fehlte, kein Arzt konnte mir

helfen. Sie redeten von allerlei, von schleichenden Fiebern und Fehlern in der Leber, dem Herz, der Lunge, der Milz, und Gott weiß wo an allen Orten; und immer tiefer ward mein Sehnen und doch konnte ich nicht zu dem erlösenden Gedanken kommen. Da kam eines Tages, als ich eben wieder in meinen Träumen des Vaters Pferde in die Schwemme ritt, ein Bekannter zu mir, um Abschied zu nehmen, weil er nach der Heimath gehe. Da ward es, als wenn ein heller Glanz mir ins Auge dringe, als ob ich in dichtem Nebel versenkt gewesen wäre und plötzlich die Sonne mir hervorbreche in aller Herrlichkeit, und diese Sonne war der Gedanke, der Entschluß — denn beides war eins — nach der Heimath zu gehen.

Es fehlte mir nichts mehr, weder im Herzen noch im Magen, alle Mattigkeit war entschwunden und machte einer rastlosen Thätigkeit Platz, meinen Entschluß auszuführen. Ich war ein ganz anderer Mensch und konnte gar nicht begreifen, daß das Heimgehen mir nicht früher in den Sinn gekommen. Aber wahrscheinlich war wirklich das Herz zu krank zu diesem Gedanken, und er mußte von außen hineingeworfen werden. Nichts hinderte mein Weggehen, als allfällig die Sucht, noch reicher zu werden, aber die fühlte ich, Gottlob! nicht vor der Sucht, meine Kühe wiederzusehen, meine Nebel und meine Strohdächer. Ich hatte ein Vermögen gesammelt, das mich unabhängig machte, ich konnte es leicht los machen, und da ich um meine Besitzthümer, meine Fahrhabe nicht lange marktete, so ward ich ihrer bald ledig und frei wie ein Vogel in der Luft. Aber leider war ich kein wirklicher Vogel, dessen Flügel ihn so schnell tragen über Land und Meer. Es schien sich alles gegen meine Hast verschworen zu haben. Den Ungeduldigen macht alles ungeduldig, dem Hastigen geht alles zu langsam. Die Winde wollten nicht wehen, die Wellen nicht rollen, die Segel nicht ziehen, und der Kapitain schien mir das alles expreß zum Trotz zu machen. Und doch ward mir wieder so wohl, wenn ich dachte, daß ich jede Stunde

meinem Ziele näher käme und jeder Morgen dem Morgen näher sei, an dem ich in der Heimath erwachen werde.

Endlich war die Seefahrt zu Ende, und als wir feste Erde unter den Füßen hatten, kein Meer mehr trennend zwischen mir und meinem Lande lag, da ward ich ruhiger und fuhr durch Deutschland herauf diesmal dem Bodensee zu. Als ich aber endlich von der Höhe über Lindau wieder hineinsah ins Schweizerland, als ich die gewaltigen Berge sah, das üppige Rheinthal mit seinem jungen, lustigen aber wilden Rhein, die grünen Appenzeller Halden und den großen Thurgauer Garten, und aus dem großen Ganzen wie freundliche Gesichter mir die blühenden Dörfer und Städte entgegen blickten, da schwoll mir das Herz, und ich hätte einen Satz nehmen mögen über den weiten See hinüber, um den ersten besten Schweizer beim Kopf zu nehmen und wahrscheinlich Schläge zu kriegen zum Dank für meine Zärtlichkeit.

Auf meiner Reise hatte ich mir oft den Kopf zerbrochen, auf welche Weise ich den Meinigen mich darstellen wolle, denn ich hatte auch manches Geschichtchen von dem Wiedererscheinen verloren gegangener und wiedergekommener Söhne gelesen. Bald wollte ich kommen als großer Herr in vierspänniger Kutsche, bald als Bettler in Lumpen, als Roßhändler, als Soldat, kurz in einer Menge verschiedener Aufzüge. Endlich entschloß ich mich für das Allereinfachste, nämlich zu kommen in dem Aufzug, in dem ich mich gerade befand. Auf der letzten Station (damals fuhren die Posten noch selten durch die Nacht in der Schweiz) konnte ich nicht schlafen. Vor meinem Bette war alles lebendig. Menschen und Häuser, Vieh und Land tanzten Stube auf und ab und rund um mein Bett herum, alles wie ehedem in der Heimath. Endlich heiterte es durch die Scheiben, es brannte mich im Bette, und durchs Haus fuhr ich wie der böse Geist, wenn auch nicht mit Ketten- doch mit Stiefelgerassel. Ich ruhte nicht, bis der Postillon auf war, der wollte aber erst etwas Warmes genießen, ehe er fuhr; da mußte ich hinter die Köchin; die Köchin wollte

aber erst von der Wirthin die Schlüssel, und bis ich alles endlich von einem Jedem holte, was es wollte, hatte ich von einem Jeden, was ich nicht wollte, Schimpfreden, die ich mir aber bald mit einigen Malayischen Phrasen vom Leibe hielt.

Wie mich doch zuerst die Kirchthürme heimelten und dann die Strohdächer, die, wie Nachtkappen tief in die Augen, tief in die Fenster hineingehen! Dann kamen Brücklein, unter denen ich gefischet oder gekrebst; Thürli, mit denen man Reisende geneckt; Bäume, wo ich Obst gestohlen oder Vögel ausgenommen, endlich ein Haus — aber es war ein neues und unbekannte Gesichter in den Fenstern. Endlich kamen die bekannten Häuser und die bekannten Hunde liefen bellend hinter der Postkutsche drein; es war mir, als ob ich jeden beim Namen hätte rufen mögen, und vor dem bekannten Wirthshause hielt der Wagen. Da lagen noch die gleichen Reiswellen neben dem Hause, die gleiche hölzerne, abgelaufene Treppe führte zur Thüre, und wahrlich akurat die gleiche Stubenmagd, von der ich einst wegen tölpischen Zärtlichkeiten eine Ohrfeige erhalten hatte, kam heraus, die Haare noch in den Händen und sie zu Ende flechtend. Gott grüße dich, Eiseli, rief ich und sprang ihr fast um den Hals. Das Mädchen sprang drei Schritte zurück und sagte: Herr Jeses, woher kennt ihr mich, habe euch nie gesehen? Da fiel mir auch ein, daß das achtzehnjährige Bernermädchen keine Bekanntschaft von mir, wohl aber die Tochter meiner alten handfesten Freundin sein könne, und so war es auch. Nur war das junge Mädchen viel freundlicher als die alte, und in der saubern Bernertracht kam sie mir ganz allerliebst vor, und als sie noch das Schaubhütchen aufsetzte, um eine Verrichtung zu machen, da hätte ich das Mädchen küssen mögen, wenn ich nicht eine Ohrfeige gefürchtet hätte.

Der Wein des Wirthes war noch akurat gleich geschwefelt wie vor zwanzig Jahren und war curioser Weise in diesen Jahren auch gar nicht älter geworden. Aber

nun klopfte mir doch das Herz, so nahe den Meinigen, und ich wußte nicht recht, ob ich zu ihnen gehen oder sie herbescheiden solle, und bald wäre ich umgekehrt. Die Eltern waren gestorben, die Güter getheilt, die Geschwister verheirathet, soviel vernahm ich von meinem hübschen Mädchen, das heimgekommen g'wundrig und doch scheu um mich herstrich und allerlei wissen wollte, was ich ihm nicht sagen mochte. Endlich bei einbrechender Dämmerung ging ich dem väterlichen Hause zu, auf dem Wege noch manchen Menschen erkennend, dort aber erkannte mich Niemand. Als ich mich meinem Bruder als seinen Bruder vorstellte, sagte er kaltblütig: das wird nicht sein, wenn der gehört hätte, es gebe was zu erben, er hätte sich längst gestellt. Ich stellte ihm vor, daß ich gar weit gewesen und davon gar keine Kunde hätte erhalten können. Das soll ich einem andern sagen, sagte er, der Vater sei ein bekannter Mann gewesen in der Welt, und als er gestorben, hätten es alle Leute vernommen, und so weit man gekommen, hätte man von ihm gesprochen. Aehnlichen Bescheid erhielt ich allerwärts, nirgends wollte man mich anerkennen in der Verwandtschaft. Man begehrte nicht, noch einmal mit mir zu theilen, und für mich hatte man nichts bei Seite gethan, sondern meinen Tod angenommen. Alles das, was ich von meiner Jugend und Vater und Mutter zu erzählen wußte, sollte ich von mir selbst gehört haben, und nun, um dieser Kenntniß willen, mich für den gestorbenen Bendicht Wehrdi ausgeben.

Das war unsinnig. Denn wie hätte mir Benz Wehrdi den Pflaumenbaum zeigen können, von welchem er einmal seinen Bruder hinuntergeworfen? Wie wäre es ihm eingefallen, mir zu erzählen, in welchem Stalle wir die Kaninchen gehabt und mit welchem Bruder ich gemeinsam gehandelt, oder wie lange einer an den Fragen auswendig gelernt und an welchen Stellen das Eine oder das Andere von uns durch den Vater abgeschlagen worden sei? Aber denn doch fanden sie mehr Glauben als ich, und selbst der Schulmeister, den ich daran mahnte, wie manch=

mal ich für ihn die Ruthe geführt und wie er sie mir einst auch gegeben, als ich Statthalters Anna Bäbeli küßte, verläugnete mich. Das sei freilich wunderlich, hieß es, allein ich sei doch der Benz nicht, ich gleiche ihm ja gar nicht. Der habe keinen Schnauz gehabt, aber schön roth und weiße Haut und sei fast einen halben Schuh kleiner gewesen; oder wenn ich es sei, so solle ich es beweisen, solle den Heimathschein zeigen, wenigstens den Taufschein. Daß ich keins von beiden mitgenommen, wußte man gar wohl. Ich suchte rechtliche Hülfe. Da gab es Erscheinungen auf Erscheinungen, wir wurden herumgezogen und an die Erscheinungen kamen die beiden Advokaten in einer Chaise.

Ich war endlich genöthigt, beim holländischen Gesandten Schutz zu suchen. Da nahm, ich weiß nicht wie es kam, meine Sache eine günstigere Wendung. Ich wurde als Bürger von Küngiwyl anerkannt und in einem Vergleich erhielt ich ein Theilchen des väterlichen Vermögens, von dem, wenn es recht gegangen wäre, gleich ein Theil für mich hätte abgesondert werden sollen.

Während der Jägersmann also sprach, war meine Mutter heimgekommen und hatte mit großer Verwunderung das Traktement gesehen. Die Verwunderung verwandelte sich aber alsobald in ihrem Gemüthe in Bitterkeit und Aerger, daß man einem fremden Menschen so aufwarte zu ihrer eigenen Verkürzung. Sie schnauzte meine Frau ab, als die ihr anbot von allem: sie hustete in alle Rede hinein expreß, und brummte stichelnde Worte und stieß den Hund, der beim Ofen lag, mit dem Fuße, daß er zornig auffuhr; und mein Weibchen blieb die Geduld selbst und verzog auch nicht eine Miene. Der Jäger sah mit scharfen Blicken dem allem zu, während er erzählte, und als er fertig war, sah er nach dem Wetter sich um, und als er es besser fand, machte er sich zur Abreise fertig. Unserm Knaben drückte er noch Geld in die Hand, dankte meiner Frau gar manierlich, der Mutter aber sagte er: sie solle sich bekehren, ehe sie sterbe, und mich nahm er

noch durch das Dorf mit, um den rechten Weg daraus zu finden, denn es war gar verirrlich.

Nun fragte er mich Näheres über meine Umstände, die sehr armüthig sein müßten. Ich berichtete ihm offenherzig meine Armuth und die Unmöglichkeit, Trotz aller Mühe mich mit Ehren aufrecht zu erhalten bei meinen Ausgaben. Er sagte, das sei der Fluch, der auf den Schulen liege. Man wolle Schulen, aber der Bauer so wenig als der Schulmeister wüßten, was eine Schule sei, und die, welche es wüßten, sagten es nicht, und man hälte nur Schulen um des Anstandes willen. Der Bauer lasse den Schulmeister verkümmern am Leibe, und der Schulmeister des Bauern Kinder am Geiste; der Bauer behaupte, der Schulmeister verdiene nicht mehr, und daran habe er Recht; und der Schulmeister sage, für solchen Lohn lehre er noch lange gut genug, und darin habe er Recht und Unrecht, denn eine solche Lehre verdiene eigentlich gar nichts. Der Bauer sei nicht gescheut genug, den Lohn hoch genug zu setzen, um dann etwas Besseres begehren zu können, und der Schulmeister zu dumm und hochmüthig meist, eine Lehr zu beginnen, für die er anständige Besoldung fordern könne; so sperren sie gegen einander an den meisten Orten, und wenn nicht ein Drittmann hineingreift, der für beide Verstand hat und beiden Verstand macht, so kömmt es nicht gut.

Du bist ein guter Baschi, sagte er, und ich glaube, du könntest, wenn du wolltest, etwas in der Schule leisten. Wenn du z. B. die Religion, welche deine Frau hat, in der Schule lehren wolltest, so würde dies mehr abtragen als all dein Firlefanz. Die kann mich dauern, du hast eine böse Sieben von Mutter und ich habe gesehen, wieviel die Frau leiden muß und mit welcher Geduld sie es thut, und sie ist nicht bloß etwa geduldig vor den Leuten, die kann ihrem Gesichte nach nicht heucheln, und ich will wetten, daß die mich besser verstanden hat als du, wenn du schon Schulmeister bist. Doch wird sie nicht mehr lange zu leiden haben, deine Muter stirbt, ehe das Neujahr da ist,

und dann seid ihr vielem ab. Darauf schritt er vor mir weg durch den Schnee, nachdem er noch versprochen hatte, wieder bei mir zuzusprechen mit Gelegenheit.

## Siebentes Kapitel.

### Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme.

Als ich mein Gesicht von ihm wegkehrte, da fing es an im Herzen sich zu regen und zu bewegen. Das geschieht wohl Jedermann, daß, wenn Jemand von ihm sich wendet, er das Echo dessen, was Jener zu ihm gesprochen, im Herzen empfindet und aus den durcheinander wogenden Tönen macht sich einer vorzüglich geltend, übertönt die andern und hallet alleine wieder und immer wieder. Was war wohl jetzt der Akkord, der bei mir anschwoll, alles andere in sich auflösend? — War es das Schulwesen, war es die Person des Jägers oder seine Reisen? Nein, es war der Tod meiner Mutter. Und zu meiner Schande muß ich bekennen, waren die Töne in meinem Herzen nicht Trauerklänge, sondern sie tönten wie Aufathmen einer erleichterten Brust, wie das Lächeln aufkeimender Hoffnung. Wenn meine Mutter starb, wie viel besser hatten wir es nicht? Dann war der Streit zu Ende, in unserer Wohnung wieder Friede, außer dem Hause keine Klatschereien mehr ꝛc. An das alles dachte ich und daß es meiner Mutter selbst nicht böse gehe damit, daß sie auf Erden nichts verliere und froh sein solle, ihrer Beschwerden los zu werden. Ich freute mich, diese Botschaft meiner Frau bringen zu können, und dachte, sie werde sich sicher auch freuen mit mir, denn ihr ging es am besten. Ich traf sie in der Küche alleine und mit Thränen in den Augen, denn wahrscheinlich hatte die Mutter ihr noch allerlei gesagt. Ich brachte Ihr nun vor, daß die Mutter sicher noch vor dem Neujahr sterben werde, und brachte es zwar mit ernsthaftem fast betrübtem Gesicht und mit gedämpfter Stimme vor, die fast klang wie der Trommelschlag bei militairischen Leichen. Denn die Menschen erlauben es wohl, daß man sich

im Herzen über den Tod eines Menschen freue, aber das wollen sie, daß man doch dazu ein betrübt Gesicht mache und auf seine Stimme einen eigenen Dämpfer setze. Jeder halbweg erwachsene Mensch weiß dieses und übt sich, Gesicht und Herz von einander unabhängig zu machen, und kann ers, so heißt er wohl erzogen.

Mein Weibchen fragte mich aber nicht bloß mit weinerlich sein sollendem Gesicht: es wird doch nicht sein, wer hat es gesagt? sondern fing wirklich bitterlich zu weinen an, hielt die Schürze vor das Gesicht und lehnte sich an den Kachelbank, der in solchen Fällen gar oft ihr Vertrauter war. Ich war ganz kaput und wußte nicht, warum Mädeli weine: etwa darum, daß die Mutter noch nicht gestorben oder aus Rückerinnerung aller der Leiden, die sie ihm verursacht. Denn es giebt Weiber, die im Stande sind, bei einem Glücksfall nicht nur zu weinen, sondern zu wüthen, daß derselbe nicht vor zehn Jahren sich zugetragen habe. Ich frug hin und her, bald von der linken, bald von der rechten Seite, und vernahm erst nach Langem den Stoßseufzer: Ach, die arme Mutter, und ich war oft so böse über sie.

Ich tröstete nun wieder von der Linken zur Rechten und stellte dar, daß es doch für die Mutter ein Glück wäre, sterben zu können, sie habe doch nichts Gutes mehr auf der Welt. Ach, und wir gaben es ihr nicht besser! seufzte mein Weib wieder. Da tröstete ich wieder, wie wir gegeben hätten, was wir vermocht, uns dabei noch manches versagt hätten, und ging dann, als das nichts half, in Anspielungen über auf die Vortheile alle, die ihr Tod uns und besonders meiner Frau bringen werde. Gerade heraus sagte ich es natürlich nicht.

Ach, Peter, kannst du so denken, weißt du nicht, wie gerne die Mutter lebt und vom Tode nichts hören mag? sagte meine Frau. Und ich Thor begriff die Reinheit von meines Weibes Herz nicht, das sich nie eine rauhe Antwort erlaubt hatte, aber innere unterdrückte Bewegungen sich zur Schuld anrechnete, unsern Aufwand für die Mut-

ter nicht rechnete, sondern nur das, was wir nicht thun konnten; die an uns nicht dachte, unsere Erleichterung, sondern nur an die Wünsche einer Mutter, die ihr doch nie eine Mutter war.

Sei doch nicht thöricht und thue so einfältig, was der liebe Gott schickt, darin muß man sich ja schicken, sagst du immer. Man sieht, ich war stark in den Anwendungen. Aber mein Weibchen hatte eine große Tugend, nämlich die, alle meine Dummheiten nicht zu hören, auf alle Fälle nicht darauf zu antworten. Es ging in die Stube, um der Mutter etwas zu bringen, und von der wurde es wieder angefahren: was es doch immer zu weinen habe, es lohne sich der Mühe, gleich so einen Lärm anzufangen, und es werde sie bei mir verklagt haben, aber das sei ihr gleichgültig. Es wäre aber Zeit, daß es anfinge zu thun, wie es sich einer rechten Sohnesfrau ziemte. Mädeli sagte nichts dazu, sondern sah sie so weichmüthig, herzleidig an, daß mir beinahe das Herz übergelaufen wäre. Von da an diente es der Mutter mit doppelter Sorgfalt und machte das Unmögliche, ihr ihre Lage zu erleichtern. Aber die Mutter erkannte das nicht; bald nannte sie das Betragen Heuchelei, bald sagte sie, es scheine zu glauben, sie müsse bald sterben und wolle jetzt machen, daß es vor Gott weniger zu verantworten hätte; allein es könne jetzt machen, was es wolle; geschehen sei geschehen, und auf das Sterben könnte es sich auch umsonst freuen. Unterdessen wurde sie immer schwächer, ihre Nächte immer ängstlicher. Sie hustete manchmal fast ganze Nächte hindurch, konnte nicht mehr im Bette bleiben und ihre Beine fingen an mehr und mehr aufzulaufen.

Es war ein trauriger Winteranfang und ein traurig Schulhalten in Sorgen ums tägliche Brot, in Kämpfen mit dem Schlaf, der nach schlaflosen Nächten in der Schule auf mich eindrang mit aller Pein des boshaftesten Feindes. Unsere Stube war der Sammelplatz aller Freundinnen meiner Mutter, deren Sperberaugen keiner unserer Mängel entging, vor denen die Mutter zeigen wollte, daß

sie mich und die Sohnesfrau nicht fürchte. Sie spielte denn doch nebenbei die Märtyrerin. Und alle Freundinnen wollten es zeigen, daß sie es mit der Mutter hielten und machten uns saure Augen und gaben spitzige Worte. Viel Kram bekam die Großmutter allerdings: weiße Brötchen, Zucker, Kaffee, Wein ꝛc., und da sie immer weniger Platz hätte, wie sie sagte, und um das Herz voll sei, so kriegte ein gar bedeutender Theil davon unser Bube ab. Der ward immer meisterlosiger, so daß fast nicht mehr mit ihm auszukommen war. Und wenn wir ihm nur das Geringste sagten, so klagte vor ihm die Großmutter: Ach, du armes Buebli, wie wird es dir ergehen, wenn ich nicht mehr bin, du wirst mir bald nach müssen, für dich haben sie keinen Platz mehr. Die andern Kinder sahen ihn allerlei naschen, von dem sie nichts erhielten; das setzte Weinen ab. Und wenn der Bruder ihnen auch zuweilen etwas von seinen Herrlichkeiten abgab, denn ein böses Herz hatte er nicht, so nahm es ihnen die Großmutter wieder oder sie sagte dem Knaben: Warum giebst du ihnen davon, sie würden dir auch nichts geben, wenn sie es hätten, und giebst du ihnen noch, so kriegst du nichts mehr von mir. Solche Predigten hielt sie, von immer heftiger werdendem Husten unterbrochen, der den nahenden Tod verkündete. Und der Knabe, der immer bei ihr sein sollte, strebte immer mehr von ihr weg; wenn er hatte, was er wollte, so machte ihr Husten ihm Langeweile. Dann machte sie ihm Vorwürfe, und jetzt lief er erst von ihr fort; dann gab sie uns Schuld, wir wiesen den Knaben gegen sie auf, und das sei doch schlecht von uns, daß wir ihr die einzige Freude nicht einmal gönnten, wir werden ihn einst noch genug haben können. Ist doch ein Großkind oft das einzige Spielzeug des Alters. Und wie das Kind oft nicht anders kann, als sein liebstes Spielzeug verstümmeln, zerstören, so haben es eben auch viele Alten mit ihren Großkindern.

Es war Weihnacht, kalt und schneeig war es draußen. An selbem Tag hatten wir kein Fleisch gegessen, ein Kaffee machte unser Mittagbrot aus. Der Bube hatte Lebkuchen

erhalten von der Großmutter, die ihm das Weihnachtkindli gebracht hätte, wie sie ihm sagte. Wir saßen auf dem Ofentritt zwischen Tag und Nacht, und zwischen Tag und Nacht war es auch in unserm Gemüthe. Unsere Armuth und Noth dunkelte vor unsern Augen auf und wob Finsterniß um uns her, und wie es finsterte in jedem, sagte keins dem andern, und wie es jedem unheimlich ward in der Finsterniß, auch nicht. Als ich an das nächste Jahr dachte, fiel mir ein, daß der Pfarrer gesagt hatte heute in der Predigt: die Sonne entfernte sich von uns nach und nach, weit und immer weiter, aber ihre Entfernung hätte immer ihre Gränzen, bis hieher, sage ihr der Herr, und nicht weiter; dann kehre sie um und komme, immer wärmer und glänzender werdend, wieder zurück. So gehe es auch im Menschenleben und im Völkerleben. Da schwinde auch die Sonne des Heils und des Glückes, aber der Mensch solle nur auf Gott vertrauen; auch hier spreche der Herr: bis hieher und nicht weiter. Der Pfarrer wendete das auf Christus an, wie er auch erschienen sei zur Zeit, in welcher das Menschengeschlecht am meisten versunken schien in Rohheit, in den Schlamm einer fürchterlichen Sinnlichkeit, in das Nichts eines trostlosen Unglaubens; und dann wies er auf viele Beispiele hin, wo Gott sich am nächsten gezeiget, wenn die Noth am größten gewesen. So zeigte ich freundlich und leise Mädeli das Lämpchen, das mir schien in die Finsterniß. Und Mädeli sprach: Sieh doch, Peter, wie so gut warm der Ofen ist, und die Wärme that mir so wohl als ich vom Brunnen kam. Da mußte ich an die Mutter unseres Heilandes denken, die war die beste unter den Müttern und hatte keinen Ofen, in ihrem kalten Stalle kein Bett, ja nicht einmal einen Korb für ihr liebes Kind. Da mußte ich denken, wie ich das alles hätte, dazu alle Tage warme Speise, und keinen Herodis, der unsern Kindern nachstelle, und doch wäre ich nicht im Vergleich mit der Mutter Marie, und sündigte noch alle Tage so viel. Da war es mir ganz weich ums Herz, und ich mußte denken, wie wir es eigentlich so gut hätten und mein-

ten doch, wir hätten es so bös. Da bat ich es dem lieben Gott ab, daß wir immer klagten ohne Noth, und habe ihm gesagt, er solle nur machen, wie er wolle, mit allem wollten wir zufrieden sein. Ich konnte ihm das so traulich sagen, wie ein Kind zum Vater redet, und da wurde mir ganz wohl, und da mußte ich wieder denken: die arme, arme Frau in ihrem kalten Stall, wenn ich ihr nur von unserer guten Wärme hätte geben können.

So wies mir auch Mädeli leise und freundlich das Lämpchen, das helle Lichtstrahlen geworfen hatte über den dunkeln Hintergrund ihrer Seele. Die Großmutter hatte gehustet und die Kinder gespielt. Da kam unser älteres Mädchen weinend gelaufen und das kleinere watschelt ihm nach, weinend, und das ältere dollmetschte ihren Schmerz: Mutterli, der Peterli hat Pfefferkuchen und will uns keine geben. Großmutter sagt, das Weihnachtskindlein hätte sie ihm gebracht und nicht uns, wären wir nicht Unfläthe, hätte er uns auch gebracht. Wir sind keine Unfläthe, geh, Mutterli, lauf geschwind dem Weihnachtskindlein nach und sag ihm, wir seien keine, und er solle uns auch Pfefferkuchen bringen. Das Mutterli fühlte die Bitte im Herzen, aber in mütterlicher Besonnenheit nahm es die beiden Kinder auf die Knie, wischte ihnen die Thränen ab und bat sie, doch zu schweigen. Bis sie das konnten, dauerte es lange. Da konnten sie endlich sagen: Mutterli, wir wollen schweigen, aber spring, spring. Da sagte das Mutterli: Das Weihnachtskindli mit seinem Eseli ist schon gar weit weg. Als das Eseli das Weinen hörte, fing er an gar sehr zu springen, denn das Weinen und Klagen mag er nicht vertragen, nachspringen mag ich ihm nimmer. Und jetzt muß ich zu Nacht kochen, und habe ich gekocht, hat das Weihnachtskindlein sicher schon seine ganze Ladung verbraucht. Aber Mutter, warum gab uns das Weihnachtskindlein nicht auch Kuchen, als es dem Peterli gab, damals weinten wir ja nicht, sagten sie. Das Weihnachtskindlein wußte darum nicht, daß ihr auch da seiet, das erstemal als es da war, war nur noch Peterli da, antwortete

Mädeli verlegen. Aber warum ließest du es ihm nicht sagen, jetzt haben wir keinen Pfefferkuchen, sagten sie und weinten wieder.

Schweig, mein Kindlein, schweig, sagte die Mutter, die keinen halben Batzen hatte, um den Lebkuchen nachzulaufen, und wenn mein Kindlein schweigt, so will ich ihm was erzählen vom Weihnachtskindlein, woher es kömmt und wohin es geht. Da schwiegen die Mädchen, lehnten ihre Köpfchen an der Mutter Brust und sahen ihr lauschend ins Auge. Und die Mutter erzählte ihnen von einem frommen, frommen Kinde, das seinen Eltern nie Verdruß gemacht, nie mit seinen Geschwistern sich gezankt und geweint habe um nichts und wieder nichts. Alle Kinder habe das Kind gar lieb gehabt, und wenn es einem etwas zu Gefallen hätte thun können, so wäre dies seine größte Freude gewesen. Da hätte einmal eine böse Schlange sich um viele, viele Kinder geschlungen und hätte sie alle, alle fressen wollen. Da sei das Kind gerade von Ferne dazu gekommen und hätte gesehen, wie die Schlange das Maul aufgethan und wie es wie Feuer aus ihren Augen gefahren sei. Da habe das fromme Kind gar groß Erbarmen mit den andern Kindern gehabt, und sei herzugesprungen und habe geschrien: Friß, Schlange, friß mich, aber laß die andern gehn! Da habe sich plötzlich die Schlange losgerollt, habe die andern laufen lassen, sei auf das Kind zugesprungen mit weit, weit offenem Maul und feurigen Augen, groß wie Pflugsräder. Und das Kindlein hätte die Hände gefaltet und gebetet das Walt Gott, und die Augen zugethan und geglaubt, die Schlange hätte es verschlungen in einem Schluck, und jetzt liefe sie davon oder fliege mit ihm durch die Lüfte. Da habe es endlich bei sich gedacht, es wolle doch die Augen aufthun und sehen, wie es im Bauche einer Schlange sei. Und da sei es heiter und hell gewesen und eine Sonne hätte geschienen, aber eine viel schönere als die, welche hier scheine, und auf den Armen eines Engels sei es gewesen, und der Engel hätte gar hold und freundlich es ange-

lächelt und ihm gesagt: es solle sich gar nicht fürchten, er führe es an einen gar schönen und guten Ort, wo es Freude haben werde, wie noch nie, und wo keine böse Schlange sei.

Weit, weit sei er mit ihm geflogen, immer der schönen Sonne zu, so daß das arme Kind vor lauter Glanz die Augen wieder habe zuthun müssen. Da habe der Engel es endlich abgestellt in einen gar herrlichen Garten, wo lauter Dinge gewesen, die es nie gesehen, und wo es Blumen gesehen hätte, schön wie Morgenroth und Abendroth, und einen Glanz gehabt, wie gewoben aus Sonnenschein und Mondeslicht. Und viele tausend Engelein seien ihm zugesprungen und hätten ihm ihre Hände gegeben und ihm gesungen so schön, so schön, daß es ihm dünkte, der liebe Gott habe diese selbst singen gelernt. Aber unter all denen Engelein sei keins der Kinder gewesen, die es hier von der Schlange gerettet, keins, das es gekannt. Da habe es zu weinen angefangen und gejammert, es möchte doch zu seinen kleinen Kindern, sonst könnte ja vielleicht die Schlange sie doch noch fressen. Da habe eine Stimme, die nicht von hieher, nicht von dorther, sondern aus jeder Blume, aus Abendroth und Morgenroth, aus Sonnenglanz und Mondenschein, zu kommen schien und die klang, wie Sonnenglanz klingen muß, es gefragt: aber gefällt es dir hier denn nicht, es ist doch so schön hier? Ja, habe das Kind geantwortet, mir gefällt es hier, aber ich muß doch zu meinen Brüdern und Schwestern und den andern Kindern; was sollen die anfangen, wenn sie mich nicht mehr haben? Aber wenn ich die mitbringen darf, dann will ich mit ihnen kommen und mich freuen hier; o wie schön wäre das! Da hätte es vernommen: das könne noch nicht sein; und wieder hätte es geweint, daß man die Hände unter ihm hätte waschen können. Liebes Kind! hätte darauf die Stimme gesagt, weine nicht, hier oben darf nicht geweint werden; aber wenn du nicht mehr weinen willst, so soll dir erlaubt sein, daß du unten kannst zu den andern Kindern, kannst ihnen bringen Pfefferkuchen

und andere gute Sachen, aber nur denen, die auch gut sind und alle die, denen du das Weinen abgewöhnen kannst, die will ich dann auch hieher nehmen, und dann kannst du ja immer bei ihnen sein und alle sollt ihr mir lieb sein. Und die Stimme that dem Kinde so wohl, daß es nie mehr weinte und schön ward, wie die andern Engelein. Dann zog es auf die Welt und framete den Kindern und immer mehr nur denen, die nicht weinen ohne Noth und Schmerz, und ein Kind nach dem andern konnte hinauf zu ihm und wurde dann auch ein Engelein. Aber es gab immer wieder Kinder auf der Welt und immer mehr, und alle diese liebte es und wollte sie zu sich führen in seinen schönen, schönen Garten, der Himmel heißt. Da mußte es ein Eselein anstellen, um all den schönen Kram zu bringen, und weil es zu so vielen Kindern muß, so kann es nur einmal im Jahre zu einem kommen. Zuweilen mag er selbsten nicht in die Kehre kommen. Und wenn es gar viele Kinder zu besuchen hat, oder es viel Schnee ist, daß das Eseli nicht recht durch kann, da nimmt es denn von denen Kindern mit, die ihm die liebsten Engelein geworden sind, und giebt einem jeden ein Eselein und Kram dazu; und die gehen auch seinen Kindern nach und berichten es ihm, wo sie gute und wo sie böse Kinder angetroffen, und welche einst in seinen schönen Garten kommen werden.

Darum, liebe Mädchen, seid gut, dann kommen die lieben Engelein auch zu euch, bringen euch Kram Jahr um Jahr, und nehmen euch einst mit in den schönen Garten. So sprach die Mutter zu den zwei Kindern, die an ihrer Brust lagen, und sah auf sie herab. Der Mond war aufgegangen und sein Licht bahnte sich einen Weg bis zu den zwei Kindern auf der Mutter Schooß, wo das kleinere entschlummert war ob der Mutter süßer Rede. Recht lieblich und heimelich ward es in der Stube, aber am lieblichsten doch die Mutter und ihre beiden Kinder, mit deren Locken die Mondesstrahlen spielten und sie verklärten, als ob die Kindlein schon im schönen Garten wären. Zwischen

meine Knie hatte sich der Knabe gestellt, auf ihn fiel des Mondes Licht nicht, aber der Mutter Rede war ihm ins Herz gegangen, er sagte: Vater, ich will nicht mehr weinen, nicht mehr böse sein, den andern auch von meinen Sachen geben.

Wir hatten einen recht glücklichen Augenblick. Die Reden meines Weibchens waren gefallen wie Honigthau in mein Herz, es war so zauberisch heimelich im Stübchen und die Kinderchen schienen so hold, die ganze Armuth war versteckt und nur unser Reichthum beleuchtet, daß manche Fürstin und mancher Prinz in ihren zum Tage erleuchteten goldenen und glänzenden Sälen viel ärmer waren ums Herz als wir, und vielleicht, trotz allen Ehren und Genüssen, keine so reiche Stunde hatten ihr Lebenlang, als wir. Man faselt viel von reich und arm, und vergißt immer wieder, daß es das Herz allein ist, das reich macht oder arm. Wer will uns zürnen, daß wir in diesen Augenblicken die Großmutter vergaßen in ihrem Bette. Wir waren ihres Hustens so gewohnt, daß wir ihn wohl überhören konnten. Da kam aber ein Anfall, der gar nicht aufhören wollte, und Mädeli legte sorgsam die schlafende Kleine in ihr Bettlein und sprang der Mutter zu, hielt sie umfaßt und aufrecht, damit ihr Athem leichter sei und der Anfall schneller vorübergehe. Aber er ging nicht vorüber, er gewährte nur ganz kleine Ruhepunkte und der Athem wurde immer schwerer, die Mutter immer schwächer. Man mußte, trotz der Kälte, ein Fenster öffnen, mußte ihr aus dem Bette helfen und wieder hinein. Angst und Bangigkeit ließen sie nirgend lange weilen. Uns ward auch so Angst dabei. Mir lief der Schweiß von der Stirne, trotz der Kälte. Meine Frau mußte die Thränen abwischen und that so zärtlich und liebreich um die Großmutter und war so ängstlich über ihr Uebelsein, und freute sich so sichtlich allemal, wenn Linderung eintrat, daß die alte Frau doch endlich das Herz meines Weibes zu ahnen begann. Sie sprach nicht, aber ihre Augen folgten Mädeli überall hin, und wie mühsam

es ihr ward, sie wendete ihr Haupt doch immer so, daß sie es betrachten konnte.

Einmal glaubten wir, die geheimnißvolle Hülle, welche die Seele birgt, sei geborsten und die Seele habe ihre Schwingen entfaltet, unsere Thränen flossen häufiger und laut auf schluchzte mein Weib. Aber die Seele hatte den Ausgang noch nicht gefunden, sie sah noch einmal aus dem halb gebrochenen Auge heraus, sie sah unsere Trauer um ihr Scheiden. Da erglänzten noch einmal ihre Augen, aus ihnen leuchtete es wie Liebe und Weh; noch einmal bewegten ihre Lippen sich und ihr letzter Athem hauchte schwer vernehmlich die Worte: Mädeli, ich that dir Unrecht, vergieb mir mein Unrecht, so vergiebt auch mir Gott, wenn es noch möglich ist, ach, ich bin ein großer Sünder! Da verstummte der Mund, die Augen schlossen sich, aber noch hörte sie die Betheurungen der Vergebung. Ein Zug des Friedens und der Freude legte sich über ihr blasses Gesicht, da reckte sie ihre Glieder und es schied die Seele. Gott wolle ihr gnädig sein, der armen Mutter, sie hatte ein bitter Leben gehabt und die letzten Tage sich verbittert in unglücklicher Verblendung, sie hat so schwer gelitten! Aber vor ihrem Ende gingen ihr doch noch die Augen auf, sie suchte Versöhnung; der Herr wolle sie jenseits ihr geben. Aber es schaudert einem, wenn man so viele Leute sieht in der Welt, die nie einen Gedanken der Versöhnung haben, im Leben nicht, im Tode nicht; nicht mit Gott, nicht mit der Welt, nicht mit Menschen: in Zwiespalt liegen sie mit Allem bis zu Ende, Zwiespalt ist ihr Leben. Wie hoch war der Gedanke über alle Menschengedanken: die Welt mit Gott zu versöhnen und alle Menschen mit Allem! Einer großen Menge ist der Gedanke zu groß, ihre kleinen Herzen können ihn nicht fassen. Ungesühnt wollen Viele selig werden; ihretwegen, meinen sie, werde der große Gott wohl eine kleine Ausnahme machen. Wohl aber giebt es auch welche, die selbst in den Schauern des Todes weder gesühnt werden noch glauben, daß Gott, wenn ein Gott sei, sich sühnen lassen werde. Es bricht

da oft eine Verzweiflung, eine Hoffnungslosigkeit aus, die einen beben macht.

So lag eine Frau im Sterben und krümmte sich in heftigen Schmerzen. Eine wackere Frau wollte sie trösten: Bäbi, sagte sie, du hast es bös im Leben gehabt, tröste dich nun, es wird dann im Himmel vergolten werden. Da richtete sich Bäbi auf und sagte mit trockner, tonloser Stimme: Nein, Frau, so wird das nicht gehen. Babi, wird unser Herrgott sagen, Babi, du hast mir dein Lebenlang nichts nachgefragt, jetzt kannst auch gehen wohin du willst, ich will nichts von dir! War das wohl der Ausbruch eines prophetischen Bewußtseins, daß bloße Worte kein Leben sühnen können, sondern nur ein von Gott ergriffenes Gemüth?

Aber, großer Gott! wenn bloße Worte nicht sühnen können, wie wird es Millionen gehen?!

---

So nahm mir Gott mein Erbe, meine Mutter. Sie war ein reiches Erbe. Durch sie erbten wir Geduld, Kraft zum Ausharrren, die Probe treuer Liebe, goldener Treue, wir lehrten siebenmal siebenzigmal vergeben in einem Tage. Die Mutter machte uns, d. h. eigentlich meine Frau, reich; aber was die besaß, das enthielt sie mir nicht und ich verschmähte es nicht. Wenn doch die Menschen auch an den Gewinn der Seele dächten, wie mancher müßte sich da des reichsten Erbe rühmen, der jetzt schmäht, er hätte sein Lebtag keinen Kreuzer geerbt. Gott hat ihm Leute an die Seite gegeben, deren schroffe Seiten ihn reinigen sollten von aller Unreinigkeit. O Leute! thut einmal die Augen auf und zählet nach, was euch Gott hat erben lassen, dann schämet euch, denn viel werdet ihr finden. Aber ihr habt es nicht geachtet oder gar schmählich dagegen euch gesträubt, hättet das Erbe ausgeschlagen, wenn Gott im Amtsblatt sich abfertigen ließe.

## Achtes Kapitel.

### Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen.

Es ist wohl schon Manchem begegnet, daß er bei stillem, ruhigem Wetter in sein Stübchen ging und da in Arbeit oder süßen Schlummer sich vertiefte; und wenn er wieder aufsah, daß er Windeswehen hörte, daß er Regen strömen sah oder Schneeflocken wirbeln in der verfinsterten Luft. Manchem ist akurat das Gegentheil begegnet und wenn er am süßesten schlief an einem vermeinten, trübseligen Nachmittag, rüttelt ihn die Frau beim Arm und führt ihm zu Gemüthe, daß das Wetter gar schön und heiter geworden und daß es ihm wohl anstehe, sie spazieren zu führen oder zu fahren, je nach Stand und Vermögen.

Ach, so viele Weiber aus allen Klassen gehen gerne mit dem Manne spazieren, um ihn einmal allein zu haben, um ein vertraulich Wort mit ihm zu reden, um zu wissen wo er ist, um ihn zu zeigen, um ihn zu quälen oder ihm etwas abzulocken; und viele aus einem dunkeln Gefühl, daß ihre Herzen sich gegenseitig verschlossen und die innige Traulichkeit nicht mehr sei, aus einem tiefen Sehnen, das eigene und des Mannes Herz aufgehen zu lassen an der Sonne. Die armen Weibchen schleppen nun die gefrornen Herzen so oft als möglich an die Sonne. Ach, arme Weibchen! das hilft euch wenig, das ist nicht die rechte Sonne dazu!

Also ändert sich oft das Wetter, von uns nicht bemerkt, und ein ganz anderer Himmel schaut auf uns herab, wenn wir wieder aufsehen. So geht es uns aber auch im Leben. Es giebt Zeiten, wo Verhältnisse, Umstände, Stimmungen uns einspinnen, so daß wir von der Welt und ihrem Wechsel wenig oder gar nichts wahrnehmen. Wir haben nur Sinn für eine Sache, und selbst das Nächste fällt uns nicht auf. So geht es Verliebten, so geht es auch Eiteln, so geht es Glücklichen und Unglücklichen.

Wer gar mühselig ringen muß ums tägliche Brot, wer Tag und Nacht Schulden oder Mangel nachsinnen muß, wer beständigen Reizungen ausgesetzt ist, wem häuslicher Zwiespalt alle Augenblicke den innern Frieden stört, dem wird gerne der Nacken niedergebeugt, der kann nicht mehr aufwärts schauen, nicht mehr rund um sich, der sieht nur seine Noth und seine Bedrängniß; und wenn man ihm Anderes auch dicht vor Augen stellt, er achtet es nicht und wenn man ihm auch die Nase darauf stößt, so sagt er höchstens: uy, und greift nach seiner Nase, aber die Sache selbst erregt seine Theilnahme nicht. Da kann rings um ihn vorgehen, was da will, wenn nur das Brot nicht aufschlägt, wenn nur die Erdäpfel wohl gerathen. Wenn nun der Druck der Verhältnisse nachläßt, wenn die Stimmung sich auflöst und er wieder auf und rund um sich schauen kann, dann sieht er sich verwundert um, denn es ist um ihn anders geworden; da sieht er den Wechsel der Welt und daß Altes vorbei, Neues herbeigerauscht sei, und eine Weile geht es, bis er weiß, wo er ist und bis er begriffen hat, was um ihn ist.

So z. B. wußte auch ich, in meine Finanznoth und in die Unbehaglichkeit unseres Zusammenlebens versunken, nicht, was um mich vorging, und wenn es sich mir schon aufdrang, so wußte ich denn doch nicht, was es eigentlich sei und was es bedeute.

So hatten wir z. B. einen neuen Pfarrer bekommen und der alte war weggezogen, weil er sagte, mit diesen Leuten sei nichts anzufangen, er habe es auf alle Wege probirt und er wolle doch nicht sein ganz Leben an sie verschwenden. Aber die Aenderung war mir gleichgültig geblieben und die Verschiedenheit zwischen beiden fiel mir nicht auf. Nun athmete ich allmählig frischer auf. Wir waren freier in unserem Stübchen, konnten uns ungestörter mittheilen, was uns auf dem Herzen lag, waren ganz Meister über unsere Kinder, waren ruhiger vor unsern Nachbarn und wurden sogar von ihnen besser gewürdiget. Manche Frau hatte, während sie die Mutter besuchte, allerlei

gesehen, das sie auf bessere Meinung brachte von uns, und diese Meinung sprach sie seit der Mutter Tode aus. In Noth waren wir noch immer und wußten dem Rückständigen fast nicht zu begegnen, aber wenn auch ein Uebel groß genug ist, um einen Menschen zu Boden zu drücken, so scheint es leicht, wenn man noch ein Uebel dazu gehabt hat und diesem nun los geworden ist. Ein Schimmer von Behaglichkeit glomm über meiner Seele auf und in ihr fand sich wieder Platz für allerlei Gedanken und Wahrnehmungen.

So fiel mir z. B. jetzt unser Pfarrer auf. Ich konnte mich gar nicht auf ihn verstehen und die Bauern auch nicht; man wußte nicht recht, sollte man ihn für recht dumm und schwach halten oder für etwas anderes.

Die Bauern hatten geflucht, als der frühere Pfarrer fortging. Dem hätten sie es gezeigt und ihn endlich zum Schweigen gebracht. Jetzt wäre er recht gewesen und hätte gewußt, daß er nicht Meister sei und sie nicht seine Narren. Komme jetzt ein Neuer, so gehe die Plage von neuem an und kein Hund wisse, wie lange es gehe, bis sie den wieder dressirt hätten. Es wolle immer einer weiser sein als der Andere. Aber so wollten sie auch den berichten, wer Meister sei zu Gytiwyl. Aber der Pfarrer wollte gar nichts Neues, als feste Ordnung in das, was bereits war. Er drängte sich nirgends auf, es schien manchmal, als ob ihn alles nichts anginge, als ob er um nichts sich kümmere. Doch war er dienstfertig, und was von ihm begehrt wurde, machte er ausgezeichnet gut. Er war freundlich, und man sah ihm den Pfarrer fast nicht an, so daß Viele keinen Respekt vor ihm hatten und meinten, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten; aber sie rannten übel an und versuchten es nicht zum zweitenmal. Darüber sahen die Leute sich ganz verwundert an, es wurde ihnen fast unheimlich um den Pfarrer herum. Sie ahnten eine geheime Kraft im Pfarrer, eine bestimmte Absicht, und wußten nicht, wo sie hinaus wollte, auf welcher Seite sie sich zu hüten hätten. Die Einen behaupteten: das sei von den

Schlimmern einer, vor dem müsse man sich hüten; die Andern meinten, viel in Sinn komme ihm nicht, und dann sei er zu vornehm, um sich mit ihnen abzugeben, und diese Partei wurde immer größer, je länger der Pfarrer ruhig blieb. Ja, die Bauern wurden am Ende unwirsch und fluchten in den Wirthshäusern: sie hätten einen Pfarrer, sie wüßten gar nicht warum, er möge sich gar nicht mit ihnen mühen und nehme sich gar nicht der Sachen an; da seien sie übel versorgt mit einem solchen. Den Vorigen hätten sie doch noch zum Besten haben können, mit dem aber wüßten sie nichts anzufangen. Darum wollten sie, er ginge wieder, es nehme sie Wunder, wie er am Rücken wäre. Gegen uns Schulmeister war er freundlich. In der Schule gab er sich viel mit den Kindern ab, und machte uns damit gar böse, daß er gar oft sie nach etwas fragte, das sie nicht wußten, und wenn wir dann dazwischen traten und mit sieben Gründen belegten, daß man das gar nicht machen könne mit den Kindern, so sagte er uns, es sei möglich, daß es so wäre, aber gut wäre es doch, wenn sie etwas davon wüßten. Am besten fuhr er mit den Unterweisungskindern, und wir wurden nicht wenig eifersüchtig, daß sie ihn besonders lieb gewannen und die größte Freude an seinen Unterweisungen hatten.

Dabei war er beschlagen in gar vielen Dingen, und die Bauern konnten sich nicht sattsam verwundern, wenn sie bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie mit dem Pfarrer ins Reden kamen, merkten, daß derselbe sich auf ihre Sachen verstünde, wie sie es Keinem zugetraut, wie er z. B. wüßte, daß ein Pferd seine Bläste nicht unter dem Schwanz, sondern an den Beinen hätte, und daß der Roggen schwerer sei als das Korn.

Als dem Pfarrer einst Einer eine uralte Kuh, die der Napoleon hätte Pathe sein können, für eine mit dem zweiten Kalbe trächtige verkaufen wollte und von ihm abgetrümpft worden war, polterte selbiger gar ärgerlich auf Straßen und in Wirthshäusern: die Regierung brauche ihnen keine Pfarrer zu schicken, die man auch für Kuh-

Händler brauchen könnte. Die Bauern halfen mit fluchen und begehrten auf: es sei sich nicht zu verwundern, wenn er nicht gelernt habe, was ein Pfarrer thun solle, da er mit den Kühen genug zu thun gehabt. Und doch kriegten sie Respekt vor ihm, Trotz ihrem Aufbegehren. Er mißbrauchte seine Kenntniß nie, sie kam nur ganz von ungefähr an den Tag, und nie hörte man, daß er mit einem Metzger über die Schwere eines Kalbes gewettet hätte.

Wenn ich nun den Pfarrer, der doch in einem Schulmeisterleben vorstellt, was Essig in einem Salat, beachtete, und nicht nachdachte, was seine Erscheinung mir bringen könnte, so kann man sich wohl vorstellen, daß mir noch eine Menge anderer Dinge nicht auffielen, die um diese Zeit ins Leben traten und sich gestalteten.

## Neuntes Kapitel.

### Wie ein Mund zugeht und viele andere auf.

Im Dorfe war ein alter Junggeselle, der ein großes Vermögen gehabt aber nur ein kleines Herz, er hatte Niemand geliebt als seine Haushälterin Salome, und eine große schwarze Katze. Die Haushälterin hatte das Vermögen geliebt. Die Katze Hans den Todten. Als ich die Leichenrede hielt, konnte die Haushälterin ihr Lachen kaum in Weinen verkehren; die Katze aber setzte sich auf den Sarg zu Schutz und Trutz. Als die Haushälterin sie wegjagen wollte, machte die Katze gar grauliche Augen, so daß die Haushälterin an den Teufel denken mußte, sie mochte wollen oder nicht, und weggebracht ohne fremde Hülfe hätte sie ihr nicht. Das Leichenbegängniß war groß, das Leichenmal fanden wahrscheinlich die Meisten noch schöner als meine Leichenrede, es war wirklich reich und gut. Es saßen auch die Leute gar wohl und warm dabei, und wie der Wein floß auch die Rede; man müßte viel Papier brauchen, wenn man sie alle in Schrift fassen wollte. Vom Hundertsten kam man auf das Tausendste und zuletzt zufällig darauf, daß die Lättikofer ein Schulhaus bauten wie

die Narren, welches sie wenigstens 5000 Gulden kosten werde. Und wenn sie noch einmal so kostbar bauen würden, so bleiben sie doch nur die Lättikofer. Würden sie eine Feuerspritze anschaffen, oder einen bessern Zuchtstier, es wäre gescheuter, sagte ein alter Chorrichter.

Der Pfarrer hat zu mir gesagt, sagte der Statthalter, die Lättikofer bauten jetzt ein recht tüchtiges Haus, und doch sei ihr altes Schulhaus bei weitem nicht so schlecht, als das unsrige. Es sei ihm leid, daß er uns nicht auch einen Bau zumuthen dürfe, aber er bezweifle, daß wir das Geld dann nicht hätten, man müsse Geduld haben.

Potz Donner, sagte der Ammann und schlug auf den Tisch, daß die Thüre zitterte, woher weiß der Pfarrer, daß wir nicht Geld haben, schuldig wird ihm keiner sein, und gebettelt wird auch keiner bei ihm haben. Wenn es auf das Vermögen ankömmt, so tauschen wir nicht mit den Lättikofern, und wenn zehn Dutzend Pfarrer ihr Vermögen dazu thäten. Und wenn wir bauen, so brauchen wir nicht Geld zu leihen, wie die Lumpen von Lättikofen. Unverschämt ists vom Pfarrer, so was zu sagen, fragen hätte er uns doch können, dann hätten wir es ihm sagen wollen, ob wir Geld hätten oder keins. Er helfe auch bauen, schrie einer, der eine Nase hatte wie eine Blutwurst und Lippen wie zwei Leberwürste, zwischen den Leberwürsten heraus, nur damit der Landvogt begreife, daß er noch lange saugen könne, ehe er die Gytiwyler ausgesogen habe.

Auch ihm sei bauen recht, sagte der Kirchmeier, aber bauen mit Manier, keine Almend. Kinder werden nie alle in die Schule kommen, und schreiben, was Platz erfordere, werde man doch, so Gott wolle, Arme und bloße Einsassen nie lassen. Ueberhaupt trage das Lernen, ausgenommen etwas Religion wegen Sterben, nichts ab, es sei doch nur so wegen den allgemeinen Brauch.

Geld sei die Hauptsache, lernen trage nichts ab. Man solle doch nur so einen Pfarrer ansehen, welcher immer hinter den Büchern sei. Mager sei er, wie eine Ziege von armen Leuten, und wenn ihm 8 Tage über die Zeit seine

Besoldung ausbliebe, würde er brüllen wie eine Kuh vor leerer Krippe. Kirchmeier, etwas hast recht, aber etwas nicht. Du kennst meinen Aeltesten, mit welchem wir daheim nichts anzufangen wußten und der nicht arbeiten wollte. Kömmt der nicht heim, wie ein Herr, setzt alles an von oben her, und sagt, sein Kopf sei ihm lieber, als ihm mein Hof wäre. Mein Hof trüge nicht 1000 Thaler ab, mit seinem Kopf wolle er 2000 Thaler verdienen. Was ich den ansehen mußte und mich verwundern, hat doch meine schlechteste Kuh einen größeren Kopf als mein Hans. Aber die Sache wird so sein, er war ganz mit Gold behängt um und um.

Ja, sagte einer, wenn einer den Herrn zu machen weiß, so findet er manchen Weg zum Gelde, woran ein ehrlicher Mann nicht denkt, bemerkte ein dicker Weibel. Er sei oft in den Schreibstuben, er könnte was davon erzählen.

Er hülfe aufbrechen, man bringe ja schon Licht, sagte der Statthalter, dem die Reden zu anzüglich zu werden anfingen.

Nun wirrten sich die Stimmen durcheinander an unserm Tische, wie schon lange vorher an den andern. Jedes wollte noch geschwind Allen Alles sagen, was es sich vorgenommen hatte. In diesem Babylonischen Lärm vernahm ich nur, wie der Kirchmeier den Auftrag erhielt, mit einem Zimmermann zu reden über den Schulhausbau, und wie in einer Ecke der Statthalter den Alten fragte, wie man den Brief adressiren müsse, wenn man einen an dessen Sohn schicken wolle? Und ich sah, wie der Chorrichter sein Glas geschwind zweimal hintereinander ausleerte und tief aufseufzte; es könne gewiß nicht lange mehr gehen, bis der letzte Tag komme, es gehe ja gerade so wie es in der Offenbarung St. Johannes heiße. Gäll, Schulmeister! sagte er und hielt sich an mir, um mit mir die Treppe hinunter zu gehen. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, was das für eine Arbeit ist, einen Chorrichter heimzuführen von einer Gräbd, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte.

## Zehntes Kapitel.

### Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt.

Ich kam lustig und guter Dinge heim. Die Erben hatten mir einen Thaler in die Hand gedrückt, für eine Flasche Wein, die ich Mädeli kramte, wollte der Wirth nichts, und ein Stück weißes Brod, das ich nicht mehr essen mochte, war in meine Tasche gekommen, ich wußte nicht wie. Mit vielen Künsten war es mir durch manche Wendung gelungen, die Flasche ganz zu bewahren, während ich und mein Chorrichter ziemlich hart mit mancher Ladenwand und manchen Zaunstecken zusammentrafen. Wenn der Chorrichter mit seinem ganzen Gewicht zärtlichst an mich fiel, daß wir beide einer Wand zutaumelten, so wich ich schnell zurück und ließ ihm die Ehre. Ich dachte, ein Chorrichter möchte die Beulen besser ertragen als eine Flasche.

Mädeli hatte mir immer zwei Dinge z'weg, wenn ich heimkam und selbst spät von einem Leichenmahl; ein freundlich Gesicht und etwas Warmes, meist einen Kaffee. Auch diesmal fehlte es nicht. Nachdem ich noch nach den Kindern gesehen hatte, die bereits schliefen und die mich nie hübscher dünkten als im ersten Schlafe, setzte ich mich an meinen Kaffee gar guter Dinge, und Mädeli stellte das Rad neben den Tisch, zog die Kunkel an sich und ließ den feinen Faden schnell und lustig auf den Spuhlen gehen.

Ja, Frauweli, ich weiß etwas, wenn du es auch wüßtest, begann ich. He, was denn, es wird eine neue Hochzeit sein? Nein, Frauweli, was ganz anders. Oder es haben etwa zwei Weiber einander geprügelt? Nein, Frauweli, ganz was anders. Und Mädeli ward des Spiels nicht müde und schnurrte mich nie an. Wie beim Schlüsselklopflis (ein Spiel, wo man um so lauter klopft, je näher man einem verborgenen Gegenstande kommt) mußte ich aber durch Bezeichnungen es näher und näher ziehen der großen Neuigkeit, daß es so unverhofft ein neues Schul-

haus geben solle. Nachdem die erste Freude verrauscht war und ich auf solche Fragen: wie denn das neue Haus werden solle, ob es auf den gleichen Platz komme? rc. keine Antwort wußte, fragte mein Weibchen, wie die Bauern zu diesem Entschluß kämen? Ich erzählte, daß sie dem Pfarrer zum Trotz bauen wollten, um ihm zu zeigen, daß sie es so gut vermöchten als Andere, und weil sie ihn im Verdacht hätten, er begehre nicht, daß sie viel lernten und daß er meine, es sei gleich alles gut genug für sie. Es geschehe dem Pfarrer recht, meinte ich, und es freue mich, daß die Bauern gescheuter seien als der Pfarrer; ich hätte das nicht geglaubt. Da ich zuletzt bei den Bauern gewesen und die stattlichen Männer so stattlich reden gehört, z. B. auch über Dinge, von denen ich gar nichts wußte, so hielt ich es natürlich mit ihnen, war überzeugt, sie hätten Recht und hätte sicher dem Pfarrer ein halb schadenfrohes, ein halb saures Gesicht gemacht, wenn ich ihn jetzt angetroffen hätte. Meine Frau war aber nicht gleicher Meinung. Ich kann nicht begreifen, Peter, sagte sie, wie du glauben kannst, der Pfarrer wolle nicht, daß man etwas lerne. Ich habe noch nie mit ihm geredet, aber seine Predigten gefallen mir b'sunderbar wohl. Und gerade in diesen Predigten redet er immer von Erkenntniß, daß diese das Fundament des Glaubens sei, und daß Jesus gelehret habe, ehe er gestorben sei: so müsse man auch die Lehre kennen und angenommen haben, ehe man zu Gnaden kommen könne. Ja, sagte ich, was Wunderliches von der Religion berichtet er, aber daß er so den rechten Glauben habe, meine ich nicht, er will es den Bauern nur schwer machen und ihnen zu verstehen geben, es kämen ihrer wenige in den Himmel. Eh aber, erwiederte Mädeli, sagt er doch nicht immer, die Aermsten könnten in den Himmel kommen, es käme vor Gott nicht auf das Kleid an; und er redet dann von der Würde des Menschen, der ein Kind Gottes sein könne, wenn er sich mit der Sünde nicht gemein mache, und das wolle viel mehr heißen, als König sein oder Schultheiß. Ja, sagte ich, das ists eben, er hält

es auch mit den Armen gegen die Reichen und weiset die auf und mag den Bauern es nicht gönnen, daß sie es so gut haben, und verkleinert sie, wo er kann, und glaubt sich zu vornehm, sich mit ihnen abzugeben.

Höre Peter, sagte meine Frau, man merkt wohl, daß du an einer Mahlzeit und bei wem du zuletzt gewesen bist, du würdest sonst nicht so reden. Es ist den Bauern Keiner recht, der Frühere lief ihnen zu viel nach, der Jetzige zu wenig; der Frühere wollte ein Schulhaus, aber die Bauern wollten keines; der Jetzige wollte keines, nun wollten die Bauern eines; deinetwegen und der Kinder wegen wird also nicht gebaut. Der Pfarrer weiset die Armen nicht auf, aber er sagt: es komme vor Gott auf Reichthum nicht an — so sollte es auch auf Erden sein, und hat er da nicht Recht? Weißt du, daß was er in den Predigten sagt, mich viel an das gemahnt hat, was letzthin der schwarze Jäger sagte, aber zürn mir doch recht nicht. Ich habe letzthin in dem Testament und in der Bergpredigt gelesen und habe da Dinge gefunden, die ich in der Unterweisung und in der Schule nie gehört habe. Und eine Menge Sachen kamen mir nach und nach in Sinn, die ich gerne wissen mochte und über die mich Niemand berichtet hat. Das sagte ja auch der Jäger, und darauf deutet der Pfarrer auch immer hin, daß das Wort Gottes Geist und Leben sei und den Unmündigen verständlich gemacht werden könne und müsse.

Das dünkt mich, aber zürn mir doch recht nicht, fehle wirklich in der Schule, die Meisten geben nicht Achtung und die Andern lauschen dem Schulmeister die Antworten ab und meinen, damit sei Alles gemacht. Aber ich kann es nicht recht sagen, wie ich es meine und denke. Einmal ich, sagte ich, verstehe dich nicht, und möchte sehen, ob die, welche nur immer über den Schulmeister ausfahren, es besser machen. Man kann die Kinder in der Schule nicht alles lehren, und wenn man das Fragenbuch erklärt, so möchte ich doch wissen, was sie dann noch mehr lernen sollten? Die, welche das Fragenbuch gemacht haben, wer-

den auch Leute gewesen sein und gewußt haben, was darein gehöre und was nicht, besser als du und unser Pfarrer, der nicht einmal merkt, daß unsere Bauern die reichsten weit und breit sind und sieben Schulhäuser vermöchten statt nur eins. Mein Weibchen kannte mich durch und durch und merkte, daß der Weingeist in mir aufsteigen wollte, diesen Geist wußte es nun vortrefflich dadurch zu bändigen, daß es ihm aus dem Wege ging, statt, wie manche Frau, zu meinen, man müsse sich nicht fürchten, und wenn man recht habe oder recht zu haben glaube, nie weichen. Aber Kummer macht es mir, sagte es, was wir in das neue Haus thun wollen. Wenn wir eine Stube mehr erhalten, so müssen wir etwas darein anschaffen, und woher das Geld nehmen? O, das ist mein kleinster Kummer, sagte ich, zum Widerspruch gereizt, laß du mich kummern, wenn denn ein neues Schulhaus da ist, so wird jeder Bauer glauben, ich solle aus seinem Kinde einen Gelehrten machen, und die Minderen werden es auch verlangen, und wie ich dann werde kommen mögen, das weiß ich nicht. Wegen Können, bewahre, da macht es mir nichts, in der Lehre fürchte ich keinen. Aber der Reihe nach mit allen Kindern mich beschäftigen, wie man dreißig oder vierzig Kindern auf einmal das Rechnen und das Schreiben zeigen soll, das macht mir Kummer. Wie einer es macht, wenn einer hier brüllt eins dort: Schulmeister ist das recht, Schulmeister ist das gut! — Die Bauern meinen aber auch man sei nur für sie da, und wegen dem Sch . . löhnli, welches sie einem geben, glauben sie, sie könnten von einem fordern, was sie wollten. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Schulmeister ihnen nicht noch der Reihe nach Haar, Nägel und Bart abmachen soll.

Was hat heut der Peterli gemacht? Einen gescheutern Buben giebt es in der ganzen Gemeinde nicht. Ich kann ihn schon recht gut brauchen in der Schule, er kommandirt dir da wie ein General oder gar wie ein Preuß. Und wenn se dann losgehen muß im neuen Schulhaus und jeder Bauernsohn mit der Feder fechten will, so muß er mir

helfen, er kann mir fast die halbe Schule abnehmen. Was hat er heute gemacht? Er war gar unartig, sagte Mädeli, er wollte mir gar nicht gehorchen, regierte die Andern, und wenn sie nicht alles machen wollten, was er befahl, so warf er sie zu Boden und ohrfeigte sie. Ich wehrte ihm ab, so gut ich konnte, allein er that gar nicht, als ob er es höre; da redete ich endlich lauter mit ihm, und weißt du, was er mir zur Antwort gab? Es habe ihm Niemand etwas zu befehlen, als der Vater. Da wußte ich nichts Bessers zu machen, als ihn in die Kammer zu sperren bis zum Nachtessen. Aber glaubst du, daß er mir ein gut Wort gegeben oder gute Nacht gewünscht hätte? Du wirst immer mit ihm gezankt haben, wie es die Weiber machen, antwortete ich. So müssen die Kinder unartig werden, wenn nichts recht ist, was sie machen. Nein, liebes Mannli, kein Wort habe ich ihm gesagt, bis ich sah, wie er mit seinen Geschwistern umging, aber seitdem du ihn in der Schule brauchst und nur ihn allein, und er über andere regieren kann, du ihn immer rühmst, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Und hast du nie Acht gegeben, wie trotzig und unverschämt er dir selbst antwortet? Es hat mir schon manchmal gemüht, wenn du so alles von ihm annimmst, an ihm nicht nur nichts siehst, sondern auch nichts hörst. Ja, ich habe schon manchmal gemerkt, daß du ihn auf dem Korne hast, antwortete ich, und an ihm nichts leiden kannst, weil ich ihn lieb habe. Die Kleinen können machen, was sie wollen, das ist dir recht; und eben darum willst du nicht, daß Peterli, der witziger ist als sie, sie in der Ordnung halte.

Mädeli öffnete den Mund, schloß ihn wieder, fuhr mit der Hand im Gesicht herum, ich glaube über die Augen, und fragte mich: Mannli, wie ist es dir gegangen mit der Leichenrede? haben die Leute sie zu Herzen genommen? und was haben die, welche sie noch nie gehört haben, dir darüber gesagt? Da erzählte ich, wie es mir gegangen, wie die Katze und das Salome sich gebehrdet; wir machten allerlei Muthmaßungen über das Katzengeschrei, bis wir

endlich fanden, das Gescheuteste wäre, wir gingen zu Bette.

## Eilftes Kapitel.

### Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht.

Am andern Morgen war ich viel zahmer geworden, und als mein Weibchen mir sagte, gestern sei ich ein Händelsüchtiger gewesen, widerredete ich mit keinem Wörtlein, sondern nahm das Urtheil in Demuth an. Aber etwas stach mich doch, nämlich der G'wunder, was der Pfarrer dazu sagen werde, wenn er vernehme, daß ein neues Schulhaus gebaut werden solle, ohne daß er daran gearbeitet.

Ich nahm daher nach der Schule den Schulrodel unter den Arm und wanderte dem Pfarrer zu, unter dem Vorwand, ihn denselben zur Einsicht zu bringen.

Die Magd sagte mir, als ich bescheidentlich geklopft hatte, es sei Jemand bei ihm, ich werde wohl warten müssen.

Ganz verwundert war ich, als sie mich sogleich hereinrief, aber noch verwunderter sah ich beim Pfarrer am Kamin mit einer großen Pfeife in der Hand sitzen keinen andern Menschen, als meinen Bekannten Bendicht Wehrdi, der wunderliche Jäger. Ich vergaß den Gruß vor Erstaunen, daß ein Solcher beim Pfarrer sei, und muß allerdings eine kuriose Figur gemacht haben, denn beide fingen an zu lachen, und Wehrdi sagte: Nicht wahr, Schulmeisterli, da habt ihr mich nicht geglaubt anzutreffen, so Einen, von dem ihr so halb und halb glaubt, es sei des Teufels Bundesbruder oder wenigstens sein Bruderssohn.

Der Pfarrer bemerkte mir im Vorbeigehen, er habe ihn auf der Jagd kennen lernen, und statt übereinander eifersüchtig zu werden nach Jägerweise, seien sie mit einander bekannt geworden und hätten schon manche vergnügte Stunde mit einander zugebracht. Somit schob er mir den Tabackstopf zu, und erst nachdem ich meine Pfeife gestopft

und eine glühende Kohle aus dem Kamin geholt mit den Fingern, und unter vielen Grimassen sie auf meine Pfeife gebracht zu ihrem großen Spaß, fragte mich der Pfarrer: was mich Gutes hergebracht?

Ich gab ihm den Schulrodel und klagte über den Unfleiß einiger Kinder.

Das sei ein Elend damit, sagte der Pfarrer. Die Leute hätten keinen Begriff von einem ordentlichen Schulbesuch; sage man ihnen nichts, so bleibe es beim Alten, sage man etwas, so werde es noch schlimmer. Am Chorgericht sage Niemand etwas als der Pfarrer, schicke man sie vor das Amt, so könne es geschehen, wenn sie zu lügen verstünden, daß das Chorgericht oder die Gemeinde einen tüchtigen Wischer erhielten, so daß die Verleideten trotziger würden als früher und ihre Kinder noch weniger schickten.

Man sollte den Leuten den Nutzen einer Schule deutlicher zu zeigen vermögen durch die Leistungen der Schule, sagte Wehrdi. So wie es jetzt in den meisten zugehe, bekenne er frei, könne er die Leute nicht tadeln, wenn sie ihre Kinder lieber zu Hause hätten und wenn sie immer mit ihrem Sprüchlein kämen: was nützt es, was trägt es ab?

Ihr habt vollkommen Recht, sagte der Pfarrer. Aber auf der andern Seite kann der Schulmeister sagen: Sendet mir die Kinder vor allem aus, gebt mir Platz, daß ich mich rühren kann mit den Kindern, und einen Lohn, daß ich mich rühren mag. So wehrt sich das gegen einander und kein Theil thut die ersten Schritte.

Ja, sagte Wehrdi, und wenn mancher Schulmeister alles bekäme, was er wollte, so würde er doch nicht nützliche Schule halten, und alles, was die Kinder in der Schule lernten, wäre eitel Mundwerk, das weder ihren Verstand noch ihr Herz berühre und mit dem sie so wenig zu machen wüßten, als ein hungriger Bauer mit einer Kiste voll Austern.

Mag sein diesen Augenblick, sagte der Pfarrer, aber laßt nur einmal auf dem Lande das Bedürfniß erwachen, und es wird erwachen, so wird das einander schon erlesen.

Besser wäre es allerdings, man sorgte zu rechter Zeit dafür, daß man dem erwachten Bedürfniß befriedigend entgegenkommen könnte. Allein das geschieht nun einmal nicht. Ja, man zwingt den Landmann, daß er dieses Bedürfniß erhält, spottet dann dieses Bedürfnisses und sucht es wieder niederzuhalten.

Ja! aber da könnten doch die Pfarrer viel machen.

Da lachte der Pfarrer und meinte: ob er auch Einer von denen sei, welche die Pfarrer zu Sündenböcken für aller Welt Sünden machen wollen? Die Pfarrer könnten allerdings viel machen, aber den Weltgang doch nicht, den mache Gott. Er führe die Menschen den Entwicklungsgang, den seine Weisheit abgemessen. Im Strome der Zeit schwimmen die Pfarrer mit, wie alle Sterblichen. Nicht am Ufer des Stromes stünden sie, nicht über ihm schwebten sie. Wohl schwimmen immer einige voran, zu Märtyrern oder Reformatoren würden diese; viele seien es aber nie durch Gottes Ordnung. Bald komme die Masse nachgeschwommen. Was die Reformatoren zuerst erblickt, das gehe vor allen Augen auf, werde Gemeingut Aller. In dieser Masse Ordnung zu erhalten und zu sorgen, daß ihre Augen nicht zufielen, dafür brauche Gott die Pfarrer als Werkzeuge, aber unmöglich könnten sie den Leuten Dinge zeigen, die sie selbst noch nicht sehen, unmöglich könnten sie dieselben zwingen, etwas zu erblicken, was außer dem Gesichtskreis sterblicher Augen liege. Wenn es näher kömmt, dann sollen sie deuten darauf, es erklären und weise die Benutzung lehren. Während man auf der einen Seite ihnen Schuld geben möchte, daß die Eva in den Apfel gebissen, weil sie es nicht gethan hätte, wenn sie recht unterwiesen gewesen wäre, lähmt man den Einfluß der Pfarrer von allen Seiten, zieht sich von denselben zurück und sondert sie ab, soviel möglich. Man wird auch wieder sagen, das sei Schuld der Pfarrer. Nein, das ist ein Zeugniß für viele, das dem ganzen Stande zu gut kömmt. Man fühlt schnellere Strömung der Zeit, man fühlt ein Zwitzern hellern Lichtes in den Augen, es wird gar Vie-

len bange dabei und sie möchten bannen des Stromes Lauf, und Herren und Bauern möchten gar aufwärts schwimmen. Diese wähnen auch, die Pfarrer seien Schuld, daß abwärts der Strom fließe, daß er sie fortreiße abwärts, einem neuen Zustande, neuen Ufern entgegen. Sie wähnen dieses, weil die Pfarrer, wenn auch nicht voranschwimmen, doch vom Lauf der Zeiten reden und verkünden, es müsse besser werden, so könne es nicht bleiben. Die Einen freilich verkünden nur, der alte Mensch müsse ein neuer werden, Andere wohl zeugen davon, daß wie der Mensch sich erneuere, auch mit ihm die Zustände sich neu gestalten müssen. Aber Alle reden von Veränderung, drum drängt man sie bei Seite, damit ihren Ruf Wenige hören; drängt sie an den Schwanz der Gesellschaft zurück, um ihnen dann vorzuwerfen, daß sie nicht voranschwimmen, um einen Vorwand zu suchen, sie zu versenken in des Stromes Tiefen. Wenn einmal das Neue deutlicher ans Licht tritt, dann werden die Gleichen, welche jetzt die Pfarrer zurückdrängen, den wüthendsten Lärm gegen sie erheben und die Versenkung versuchen, unter dem Vorwande: die Pfarrer seien Schuld, daß sie nicht vorangeschwommen, daß der Strom nicht schneller fortgebraust, daß die neuen Ufer nicht vor tausend Jahren aus dem Ocean der Zeit aufgetaucht seien. So, lieber Wehrdi, ists, wenn man die Stellung des ganzen Standes betrachtet, von Einzelnen rede ich nicht. Man wird mich vielleicht später auch verketzern, mir Trägheit, Finstersinn und weiß Gott was alles vorwerfen, vorwerfen, daß meine Gytiwyler nicht lauter Engel Gabriels seien, und doch weiß ich diesen Augenblick nichts anders zu machen, als im Stillen und unbemerkt Samen auszustreuen, der in einer bessern Zeit aufgehen wird, mich scheinbar ganz leidend zu verhalten und der Zeit die bestimmtere äußere Entwickelung zu überlassen. Mein Vorfahr war ein rüstiger Schwimmer, aber er sah jedes Irrlicht für die Sonne selbst an und verkündigte dasselbe mit lauter Stimme und wollte den aufgefangenen Schein in alle Häuser tragen. Wer

immer Feuer schreit bei jeder Abendröthe, jedem Monds-Widerschein, jedem brennenden Reishaufen, dem glaubt man am Ende nichts mehr, lacht über sein Geschrei, auch wenn er über wirkliches Feuer: Feuer! schreien sollte. Und wenn ein andrer Wächter kömmt, so hört man auch auf dessen Ruf nicht. Eine Gemeinde ist kein Spital, in denen die Aerzte ihre neuen Mittel probiren; ein Pfarrer muß sich vor Experimenten hüten, ein fehlgeschlagenes kann ihm auf immer das Vertrauen rauben. So will manche Frau mit ihrem Mann nie mehr fahren, weil er sie einmal umgeworfen. — So bin ich daran, und ich brauchte meinen Leuten nur etwas vorzuschlagen, so machen sie das Gegentheil davon. Jetzt gerade wegen eurem Hause, Schulmeister. Ich brauchte nur zu sagen, sie sollten bauen, so würden sie es expreß nicht thun, und müßten die Hälfte der Kinder vor der Thür bleiben. Ich habe auch letzthin dem Statthalter gesagt, es sei mir leid, daß sie das Bauen nicht vermöchten, und habe dazu ein recht ernsthaft Gesicht gemacht, so daß er es nicht als Spott aufnehmen konnte. Nun nimmt mich Wunder, ob ihm das nicht ins Fleisch gegangen ist?

Aber, Herr Pfarrer, habt ihr das nicht im Ernst gesagt und gemeint, die Gytiwyler seien arm?

Aber, Schulmeister, glaubt ihr mich denn auch dumm? Meint ihr, ich habe keine Augen, sehe die Misthaufen zu Gytiwyl nicht? habe keine Ohren, vernehme nicht, wie große Kapitale dieser oder jener ausgeliehen habe? Aber habt ihr, was ich gesagt, gehört? hat es der Statthalter berichtet.

He nun, Herr Pfarrer, das hat eingeschlagen, sie wollen nicht die sein, welche nicht vermögen ein Schulhaus zu bauen so gut als die Lättikofer, oder noch viel besser. Gestern am Leichenmahl haben sie dem Kirchmeier den Auftrag gegeben, mit einem Zimmermeister zu reden.

Da sprang Wehrdi auf, schlug seine Pfeife in eine Ecke und fluchte ganz malebarisch: ob dann das eine solche Nation sei, daß sie aus Dummheit bauten und nicht aus Einsicht?

Sitzt nur wieder nieder, sagte der Pfarrer, und laßt mir meine Gytiwyler in Ruhe, die kann man doch noch an einem Ort anpacken, aber da ist alles verloren, wo man die Leute gar nirgends mehr nehmen kann; wo sie sind, wie irgend ein fauler Gegenstand. Löcher in denselben stoßen könnt, daß er doppelt stinkt und ihr die Schuhe voll kriegt, aber vorwärts stüpfen könnt ihr ihn nicht. Meine Gytiwyler lasse ich mir nicht schelten, das sind mir noch kräftige Leute, die in Bewegung kommen und zu Entschlüssen, die es auch noch im Guten recht weit bringen können.

Er könne den Herrn Pfarrer gar nicht begreifen, sagte Wehrdi, daß er da etwas Gutes sehe, da sei doch nichts Gutes, wo man etwas aus lauter Hochmuth und Trotz thue.

Mein lieber Mann, sagte der Pfarrer, haben wir nicht vorhin gesagt, daß es ein großes Unglück sei, daß Bauern und Schulmeister so gegen einander versperren und von keiner Seite eine Bewegung gemacht werden will. Kömmt es nicht alles darauf an, daß ein Theil in Bewegung gerathe, und theilt diese Bewegung sich nicht unwillkürlich auch dem andern Theil mit, ist nicht der erste Schritt, der erste von vielleicht vielen Tausenden? Nun haben diesen ersten Schritt meine Bauern gethan, ist das nicht lobenswerth?

Herr Pfarrer, zürnet nicht, aber noch eines muß ich fragen, sagte Wehrdi: Ists denn eigentlich auch recht, die Fehler der Menschen anzuspannen und durch Verstellung sie zu reizen zu irgend etwas?

Da sah der Pfarrer ins Feuer und sagte endlich: er wisse nicht, ob wir ihn begreifen werden, wenn wir das nicht thäten, so würden wir ihn gar wunderlich beurtheilen, doch wolle er versuchen, sich näher zu erklären. Habt ihr dann nie bemerkt die furchtbare Ironie der Vorsehung, die alle bösen Kräfte im Menschen also regiert, daß sie das Gute schaffen, die Bausteine zu ihrem Gefängniß selbst herbeischleppen müssen? Das ist, was das Fragenbuch sagt,

daß die Sünden durch Gottes Fürsehung regiert werden, siehe Exempel an Joseph und seinen Kindern, an Christus und den Juden. Wie stünde es wohl mit der Welt, wenn nicht wider Willen die Leidenschaften das schaffen müßten, was Gott gefällt? Wäre das nicht, wir hätten kein Christenthum, nie wäre die Reformation zu den Völkern gedrungen. In gar wenigen Menschen wohnt der reine Sinn, der das Gute um des Guten willen thut, wohnet die Weisheit, die im Gutesthun das wahre Glück sieht. In den meisten Menschen regieren schlimmere Kräfte, herrscht Finsterniß oder trübes Dämmerlicht. Der schlaue Betrüger giebt seinen Betrug nicht offen dar, er spürt eben in seinen Nächsten die regierenden Kräfte auf und sucht diese zu seinen Zwecken in Bewegung zu setzen, zu seinen Dienern zu machen. Der bessere Mensch, der unverholen mit dem Bessern hervortritt, den Leuten es anpreiset, zu Erreichung desselben sie in Thätigkeit setzen will, der findet keine Augen, die sehen, keine Ohren, die hören, keine Kräfte, die zu seinem Zwecke sich zur Verfügung stellen, er findet keinen Sinn dafür, wird nicht begriffen, ausgelacht, verfolgt, todtgeschlagen. Er findet wohl Eigennutz, Hochmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz , Neid und dergleichen, aber eben die schreien ihn an: Kreuzige, kreuzige ihn! Warum versucht es der bessere Mensch nicht auch, die einmal herrschenden bösen Kräfte anzuspannen für das Gute? sagt das Sprichwort nicht: man müsse mit den Steinen mauern, welche man habe? Nur gebe man wohl Acht, was für Steine man zu Ecksteinen nehme in Staat, Kirche und Schule; von ihnen hängt die Festigkeit des Baues ab. Wer Staat, Kirche, Schule auf religionslose, unsittliche Menschen, auf Menschen, welche treulos sind in alten und neuen Eiden, bauen wollte, der brächte den Fluch in den Staat, in die Kirche oder in die Schule. Warum versucht er es nicht, gerade durch sie das Gute da zu vollbringen, wo er weiß, daß der Sinn dafür fehlt. Man verwechsele das durchaus nicht mit der Sünde, schlechte unerlaubte Mittel zu brauchen zu gutem Zwecke, wie der h. Crispin Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte.

Auch möcht ich durch kein unerlaubt Mittel, durch keine Lüge, keine Verläumdung, keine falsche Verheißung diese Kräfte erregen, wie es allerdings nur zu oft geschieht, aber mein Mittel war ein erlaubtes: es war die Ironie, es war die gleiche Redweise, die Christus brauchte, als er sagte zu den Pharisäern: die Gesunden brauchen den Arzt nicht, sondern die Kranken. An andern Orten wurden Schulhäuser erzwungen dadurch, daß man durch vorzügliche Schulen den Beweis leistete, was eine Schule nützen könne, an andern Orten durch Furcht. Beides hätte hier nicht angeschlagen, darum brauchte ich dieses Mittel, mit dem ich aber an andern Orten nicht weit gekommen wäre. Es giebt aber noch viele erlaubte Mittel zu diesem Zweck. So habe ich nun den Hochmuth aufgestiefelt, der muß ein Schulhaus bauen, der hat den Eigennutz diesmal überwunden und muß damit an seinem eigenen Grabe graben, denn was wird wohl eine größere Feindin des aufgeblasenen Hochmuthes, als ein Schulhaus, in welchem eine tüchtige Schule ist, welche aus jedem Leibe die Menschenwürde herauszuwickeln versteht. Aber gebet Acht, der Eigennutz wird diesen Sieg dem Hochmuth nicht verzeihen, wird bald wieder zu reden anfangen, wird auch zum Bauen reden und später dann etwas von der Schule wollen, einen Nutzen, den er in Batzen und Kronen zählen kann. Ihr könnet euch nur gefaßt machen, Schulmeister, auf die Forderungen, die dann an Euch gemacht werden. Wenn ihr nicht in der halben Zeit die Kinder noch einmal so geschickt macht, so wird es bald heißen: Wenn es nicht besser geht, wir hätten kein neues Schulhaus gebraucht, wir haben gemeint, wie das jetzt gehen werde.

Das sei gerade, was mir Kummer mache, sagte ich, die Bauern hätten mir schon darauf hingedeutet, daß sie für sich viel geschicktere Kinder wollten. Ich stellte auch dar, wie der alte Bauer eine Aussicht eröffnet habe, daß ein Kopf soviel werth werden könne, als ein Bauernhof, und wie der Statthalter Willens scheine, einem seiner Buben zu diesem Glück zu verhelfen.

Wehrdi wollte sich ausschütten vor Lachen; es nehme ihn nur Wunder, ob sie dann diese Köpfe nicht auch zu Markte führten oder trieben wie Kabisköpfe oder Kälber?

Der Pfarrer aber lachte nicht, sondern schaute sehr ernst drein und sagte: die Sache sei von weit ernsterer Bedeutung, als sie das Aussehen hätte. Wenn man die Gräbdgespräche aufmerksam betrachte, so finde man hier die Elemente beisammen, aus denen ein neuer Zustand im Kanton hervorgehen und auch die Kräfte, welche ihn mehr oder weniger herbeiführen werden: ja man finde da bereits einen Grund und noch dazu einen breiten und festen gelegt zu demselben.

Wehrdi sagte, das könne er nicht einsehen. Was ein Dutzend halbvolle Bauern Verrücktes schwatzten, dem sei doch nicht bedeutende Wichtigkeit beizulegen?

Warum nicht? entgegnete der Pfarrer. Reden sie in diesem Zustand nicht am offensten, vernimmt man in diesen Reden nicht am deutlichsten, was in ihnen sich regt? und ist dieses Reden nicht so bedeutungsvoll?

Da rege sich in den Gytiwylern der Hochmuth und die Habsucht und die Furcht, nicht mehr hochmüthig sein zu dürfen, die Furcht, um ihr Eigenthum zu kommen, die Hoffnung auf neue Weise reich zu werden; aber das sei doch eben nichts Neues und hätte wenig zu bedeuten, entgegnete Wehrdi.

Das, was ihr bei den Gytiwylern seht, sagte der Pfarrer, ist aber nicht bei ihnen alleine, sondern allenthalben ist eine ähnliche Bewegung oder Störung in den Gemüthern, und gerade diese Störung wird das Neue gebähren.

Aber auch hier hält sicher das Böse nicht Stich. Allerdings werden die ersten Früchte der sich verbreitenden Bildung wurmstichig sein wie die ersten Aepfel, die ersten Zwetschen; wie eigentlich deren schon lange im Lande sichtbar sind und der Aufklärung einen so üblen Namen zuwege gebracht haben: verdrehte Rechtsagenten, ungläubige

Halbherren und aufgeblasene Gewerbsleute, die über alles in der Welt schimpfen und doch zu nichts zu gebrauchen sind.

Sobald aber einmal die Zeit der Reife naht, sobald man diese Bildung in ein förmlich System bringen will, dann sieht die Welt ihre Ungestalt, dann erschrickt man davor, dann siegt auch hier der gute Geist. Der erregte Hunger und Durst wird bessere Speise verlangen, die errichteten Anstalten werden mit einem andern Geist erfüllt und wahrhaft geistige Bildung wird sich Bahn brechen in allen Ständen, denn der Bauer hat so gut Zeit, ein vernünftiger, denkender Mensch zu werden, als der größte Herr. Nur der Unterschied wird sich dann geben, daß der Herr viel weiß von der Kunst, und Gemälde und Bücher kritisch zu bereden weiß, der Bauer aber nichts davon weiß, hingegen viel von dem, was Gott schafft in und außer ihm. Und diese Bildung ists, die dann mitten in den Kampf treten, der Ausschließungssucht ein Ende machen, den Kampf vermitteln, die Stände versöhnen und die Menschen vereinen wird. Denn der gute Geist ist immer stärker als der böse, dieser ist nur des ersteren Diener, der beständig das Böse will und doch beständig das Gute schafft.

Herr Pfarrer, redet ihr da vom tausendjährigen Reich, wo der Löwe und das Lamm holdselig neben einander an der Quelle stehen? und glaubet ihr dann wirklich, daß es bald und auf diese Weise kommen werde?

Ihr seid ein Schalk, Wehrdi, sagte der Pfarrer. An das tausendjährige Reich, wie die Propheten es in Bildern darstellen, wie die Rabbinen es versinnlichen, wie die meisten Leute es sich denken, Jesus auf einem Schimmel reitend, glaube ich nicht. Aber an die Idee glaube ich. An die Idee nämlich, daß die Welt nicht nur ein Narrensaal sei, an dessen Beschauung die Himmlischen sich ergötzen können, daß ein jeder Einzelne nicht nur sei ein Eichhörnchen in der Trülle, das andern zum Vergnügen springen muß, bis es alle Viere von sich streckt. Ich glaube, daß der Einzelne zu einem höhern Leben sich heranbilden soll.

Ich glaube aber nicht nur das, sondern daß durch diese Erziehung des Einzelnen die Geschlechter auf höhere Stufen steigen, daß die Zustände sich veredeln, daß es auf der Welt nach dem Plane Gottes besser werden soll und muß, daß wenn eine weise Hand alles regiert, alle Kräfte, die wir in böse und gute abtheilen, doch nur Eines schaffen können, den Willen Gottes, der ein Ziel will. Dieses Ziel wird aber nicht mit einmal erreicht, fällt nicht mit einem Satz in die Welt, wie Joggi vom Baum, sondern die Welt bildet sich ihm langsam entgegen. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Dieses Ziel kenne ich nicht, aber dessen, was ich gesagt, redet der Weltgang mir Zeugniß. Wie früh oder wie spät das eintreffen wird, worüber ihr mich ausgelacht, das weiß ich nicht, aber daß diese Zustände sich nach und nach herausbilden werden, das zeuget in mir ein Geist, der nicht trügt, es ist ein Geist, man nennt ihn mit verschiedenen Namen. Es ist der Geist des Glaubens, der Offenbarung oder der Geschichte. Ich bin schon manchmal ausgelacht worden um Aeußerungen, die diesem Geiste entflossen, und wann ich sagte: Habt nur Geduld, es kömmt schon besser, so schimpfte man mich aus. Aber diesen Glauben trübt man mir nicht, macht mir nicht weiß, er sei ein Traum. In ihm liegt mir der tiefe Trost in meinem Amte. Ich weiß, ich nütze etwas. Er bewahrt mich vor jeglichem Haß, denn ich weiß, wie Jeder auch, allerdings auf seine Verantwortung hin, sich gebehrden mag, — er muß doch dem gleichen Zwecke dienen.

Ich weiß, es ist nicht meine Aufgabe, alles selbst zu machen, sondern auf alle mich umgebenden Kräfte wirken zu suchen im Sinne Gottes, daß sie eilen die Worte Gottes zu thun auch wider Willen. Ich weiß, von mir hängt es nicht ab, daß es gut geht, es ginge auch ohne mich, aber wenn ich nichts thäte, so wäre mein die Verantwortung, mein die Verantwortung, daß Einzelne zurückbleiben auf ihrer Bahn. Ich weiß, das Lob gebühret Gott; darum vermag ich kein Hemmschuh zu sein für alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht. Ich weiß, es

geht vorwärts. Darum vermag ich, geduldig zu sein, vermeine nicht, meine Weisheit in einem Tage auskramen, meine Einfälle in einem Tage verwirklichen zu müssen; vermag mich zu orientiren, zu untersuchen, ob die Kräfte zu diesem oder jenem Werke in mir oder in Andern liegen; vermag es, jene Kräfte bewegen zu suchen, ohne daß es einem Menschen einfällt, mir dafür zu danken oder mich zu rühmen. Ich weiß, ich bin keine Eintagsfliege und Gottes Plan keine Seifenblase, darum haste ich nicht und zappele nicht, und was meine Bauern dazu sagen, weiß ich wohl. Sie sind böse darüber, daß ich ihnen nicht das Lustspiel eines zappelnden Pfarrers aufführen will, welches so viele ihnen geben, die an solchen gar großen Spaß haben. Ich will nun einmal sehen, wie sie zappeln, und allemal, wenn sie verzappeln wollen, sollen sie mich in Liebe finden. Freilich weiß ich wohl, daß —

Herr Pfarrer, soll man euch die Suppe an die Wärme stellen, rief eine Stimme so unversehens zur Thüre hinein, daß wir ordentlich zusammen fuhren.

Wie aufs Kommando griffen wir alle drei nach unsern Uhren und fanden zu unserm Erstaunen, daß es schon weit über 9 Uhr war.

Wir protzten auf, wie der Pfarrer sagte, es pressire nicht halb so.

Wehrdi sagte: er hätte noch gerne unsern Strauß wegen der Religion mit mir ausgefochten vor dem Herrn, das lasse sich aber dann ein andermal machen. Unterdessen danke er für viel Neues, das er gehört. Er wolle fortan die Augen besser aufthun.

Ich dankte auch, obgleich ich deswegen nicht viel mehr begriff, und schob mich mit dem Andern fort, begleitet von dem Pfarrer bis vor die Hausthüre.

Draußen meinte ich: der Pfarrer könne auch noch reden, wenn er abkomme.

Ja, Schulmeister, sagte Wehrdi, mache nur, daß du auch mal so abkömmst! Gute Nacht! sagten wir darauf einander und gingen von einander.

## Zwölftes Kapitel.

### Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut.

Ich ging heim und mir war, als ob ich ein Wurmpulver im Leibe und ein Wespennest im Kopfe hätte. Es gramselten mir des Pfarrers Reden im Gehirn herum, daß mir fast wunderlich wurde.

Was er von Religion, Bildung und Neuem und Altem gesagt, ging mir mühlräderisch im Kopf herum und ich mußte immer und immer wieder denken: wenn doch das ein Landjäger wüßte! Aber während dem ich so dachte, entschlüpfte mir ein Theil der Rede nach dem andern, wie böhmische Wörter. Bloß der Gesammteindruck wirbelte mir noch im Kopfe herum, als ich endlich heimkam erst nach 10 Uhr, zu großem Erstaunen meiner Frau. Ich muß ein merkwürdig Gesicht gemacht haben, fast wie der Rathsherr, der mit dem sammetnen Aermel zum Fenster aussah in B., mit seinem Aermel den sämmtlichen Reichthum und mit seinem Gesicht die sämmtliche Weisheit der im Rathssaale Sitzenden darstellen mußte. Mädeli frug mich bald, was ich so wunderlich drein sehe und nicht antworte wie sonst; was es Appartigs gegeben habe? Ich machte natürlich ein geheimnißvolles Gesicht und that kostbar mit der Antwort. Und als ich endlich mit derselben herausrücken, Mädeli die Gräuelsworte alle erzählen wollte, die der Pfarrer ausgestoßen, waren sie mir alle entronnen, wie Fische und Krebse beginnenden Köchinnen. Ich konnte gar nicht begreifen, warum ich von dem, was der Pfarrer gesagt, nichts behalten hatte, während ich die Geschichte der Bauern vom Abend vorher nicht nur recht gut in Gedanken hatte, sondern auch leicht durch den Mund bringen konnte. Mein Weibchen fuhr mich nicht übel an über meine Glossen über den Pfarrer. Ich wollte meiner Frau des Pfarrers Frevel begreiflich machen, aber heute schwieg sie nicht wie gestern, sondern brachte mich endlich zum Verstummen und verstummt ins Bett. Es war, als ob der Pfarrer es ihr angethan hätte, so hatte sie den Narren an ihm gefressen.

Ich glaube, wenn er gesagt hätte, Butter sei Speck, sie hätte ihr Lebtag zu der Butter Speck gesagt. Es ist merkwürdig, wie der weibliche Glaube an Personen sich klammert und wie stark und blind er wird, wenn er eine bedeutende Person gefunden, aber auch, wie gefährlich für das Weib, wenn diese Person diese Schwäche mißbrauchen will zu sinnlichen oder sündigen Zwecken. An dieser Schwäche hängt ein bedeutender Theil des Sektenwesens, auf dieser Schwäche beruht großentheils der Einfluß der katholischen Geistlichkeit, diese Schwäche öffnet dem reformirten Geistlichen Thüren und Thore zu Hütten und Palästen, wenn er an die Herzen zu klopfen weiß. Wohl klopft auch Mancher an die Herzen, und Thüre und Thore springen auf, aber bange bleibt der Klopfende stehen auf des Thores Schwelle und geht nicht ein in die Hütte, nicht in den Palast. Bärtig und bittend und ehrfurchtgebietend steht der alte König Salomo vor ihm und hebt den Finger auf und sagt: Bewahre dein Herz mehr denn alles, das zu bewahren ist, denn ein Narr ist, wer auf sein Herz sich verläßt — das habe ich erfahren! Da klopft des Klopfenden eigenes Herz, betrübt wendet er heimwärts sich, an die Herzen klopfet er fort und fort, aber zu den Thoren geht er nicht ein. Da vernimmt aber bald gar manch Herz sein Klopfen nicht mehr, weil er nicht eingehen will zum geöffneten Thore. Wer sich aber auf sein Herz verlassen könnte, innen und außen schön wäre, was vermöchte der, wenn er zu den Thoren einginge! Aber solche Klopfer sind selten. Pinsel giebt es desto mehr, die schlagen an die Herzen mit Holzschlägeln und springen nach jedem Schlage an jede Thür, schlüpfen durch jede Spalte und möchten jedes Herz mit den Fingern greifen und es vor ihre Brille (denn ohne die sehen sie nichts und mit ihr wenig) kriegen, um zu sehen, wie sie es zerklopft und wie es geblutet und geweint erbärmlich.

Ueber den Plan stund der Punkt fest, daß das Haus größer sein solle, als das Lättikofer, das war kein Herenwerk, ferner sollte es wenigstens so viel kosten, dem unterzog sich der Zimmermeister mit allen Freuden. Die Schul-

stube solle keine Almend sein und der Schulmeister nicht eine Wohnung haben, wie ein Herr, beides ließ sich machen, ohne in Italien Baumeister studirt zu haben. Der kitzlichste Punkt war die Ausführung. Der Zimmermeister wollte am Schulhaus bloß arbeiten, wenn ihn kein Bauer wollte, d. h. in den Hauptarbeiten, die Bauer kein Material fahren, wenn sie die Rosse sonst brauchen könnten, und endlich war der Bauherr, der Kirchmeier, ein Mann, der immer sagte, pressiren thue nicht gut, von wegen morgen sei auch noch ein Tag. So kam es, daß der Bau nicht im Frühjahr, sondern erst nach der Heuerndte begonnen werden konnte. Zu dem Ende mußte das alte Schulhaus abgebrochen werden und wir in eine Wohnung ziehen, in welcher im Winter Toni, ein Luzerner Küher, wohnte.

Beim Bau eines Schulhauses giebt es fünf Hauptpunkte oder fünf Absätze oder Perioden, welche oft, wenn nicht weltgeschichtliche Bedeutung, so doch weltgeschichtliche Länge haben.

Der Beschluß zu bauen, die Wahl der Baustelle, die Anstellung der Zimmermeister, die Annahme des Planes und endlich die Ausführung.

Der erste Punkt war also erledigt. Der zweite Punkt kam nicht in Frage, es verstände sich von selbst, daß auf dem alten Platz gebaut wurde, dort war das Schulhaus Niemand im Wege. Das ist oft ein sehr nützlicher Punkt, Niemand will es zu nahe und Niemand zu weit, dies ist begreiflich schwer zu treffen. Der dritte Punkt hatte ebenfalls nicht große Schwierigkeiten. Es wohnte in der Nähe ein alter Zimmermeister, der es den Vorgesetzten wohl zu treffen wußte. Es war auch so gleichsam ein Bauer, ging mit ihnen um, scheinbar als wie mit seines Gleichen, und hielt dabei doch eine gewisse Unterwürfigkeit fest. Und wenn er einen über das Ohr hieb, so wußte er es doch so zu machen, daß derselbe es nicht merkte.

Es that mir doch noch weh, das alte wüste Haus verschwinden zu sehen. Es war Zeuge gewesen von meinen Freuden, meinen Leiden. In diesem Winkel waren

mir Kinder geboren worden, in jenem Winkel hatte das Todtenbäumchen meines kleinen Kindes gestanden, auf dem Ofen hatten wir so oft zusammen gesessen mit offenen Herzen, aus denen Liebe und Vertrauen quollen, an den geborstenen Fenstern mit den runden Scheiben war ich so oft betrübt gestanden und hatte zu einer noch heitern Scheibe hinausgesehen, von welcher Seite her das Glück kommen wolle. Und wenn ich in die Winkel sah, auf dem Ofen saß oder am Fenster stand, so weckte mir der bekannte Anblick die alte Stimmung, die alten Gefühle wieder und es tauchte in mir auf die alte Zeit mit ihren Freuden, ihren Leiden. Aber den Leiden hatte die Zeit den Stachel genommen, während die Freuden noch so frische und liebliche Klänge anschlugen in meinem Herzen! Darum waren mir diese Rückerinnerungen so lieb, so lieb die Orte, die sie in mir heraufriefen! Darum hätte ich dem alten Hause bald nachgeweint, wie einem scheidenden Freunde. Mädeli that es wirklich.

Unser Gärtchen und die herumliegenden Grasplätze mußten wir für dieses Jahr verschätzen und die Ziege, die ich endlich zu kaufen vermocht hatte, den Zäunen nachsenden. Dafür entschädigte uns Niemand. Man sagte mir, ich könne wohl zufrieden sein, wenn Niemand davon rede, mir am Lohn abzuziehen, weil ich jetzt eine so schöne Wohnung bekäme.

Man sagt, das Bauen gehe langsam, hier wäre der Ausdruck ganz verfehlt gewesen, denn der Bau ging oft lange, lange nicht, von wegen der Kirchmeier meinte, pressiren thue nie gut, morgen sei auch noch ein Tag. Im October kam Toni der Küher mit seinen acht Kindern und seinem zweicentnerigen Weibe vom Berge; man kann sich denken, was das für ein Wohnen gab in dem kleinen Stöcklein. Am 1sten Tag des Wintermonats hatte der Kirchmeier die Fenster nicht akkordirt, am ersten Tag Christmonats waren sie noch nicht eingehängt, und grimmig war die Kälte und fürchterlich ging der Schnee Menschen und Vieh zu Leibe. Wir mußten einziehen, aber

Unheimlicheres kann es wohl nichts geben als ein neu Haus, wo weder Wände noch Thüren und Fenster schließen, das Licht im Winde flackert, jede Hand naß wird, die man an eine Wand legt, und bald keine Thüre zugehen will.

Als endlich die Schule beginnen konnte, da entstund bei mir die Frage: ob nicht eine eigentliche Einweihung des Hauses statt finden sollte? Ich hatte etwas über solche Dinge läuten hören, aber ich wußte nicht recht, was? Es hatte mich schon geärgert, daß man den Pfarrer nicht ersucht hatte, als das Haus aufgerichtet wurde, eine Rede zu halten, und das Haus einzusegnen; es war mir deswegen auch um so unheimlicher im Hause. Nenne man es nun Aberglauben, Vorurtheil, kurz wie man will: Gott sollte alles geweiht werden, nicht nur der Mensch, der geboren wird, nicht nur die Ehe, welche der Mensch mit dem Menschen schließt, sondern auch das Haus, welches der Gott geweihte Mensch bewohnen soll. Das Haus ist des Menschen weiterer Leib, das Haus ist die Herberge seiner Freuden und Leiden, das Haus ist der Zeuge seiner Seele; das Haus soll aber auch der Magnet sein, der den Mann und das Weib immer heimwärts zieht, soll ihm Trost und Hafen sein in allen Stürmen des Lebens; aber nicht Magnet, nicht Trost, nicht Hafen wird es ihm, wenn nicht Gott mit seinem Segen darin wohnt.

Zum Pfarrer ging ich daher mit der Frage: ob da nicht eine Einweihung des Schulhauses statt finde, und ob er nicht die Hauptsache dabei übernehmen wolle?

Der Pfarrer antwortete: es komme alles darauf an, was man unter Einweihung verstehe. Verstehe man darunter ein großes Wesen mit Blumen, Kränzen (angefrornem Buchenlaub), Prozessionen rc., so wolle er mit der Sache nichts zu thun haben. Er hasse allen Spektakel, und besonders jeden heiligen Spektakel, oder vielmehr jeden Spektakel in religiösen Dingen. Solcher Spektakel sei gewöhnlich nichts als der Deckmantel für die fehlenden Gefühle, den mangelnden Geist. So sei es meist auch mit den Familienspektakelstücken, wo man sich bei jedem Anlaß um-

arme, und mit rührsam verdrehten Augen einander anblicke, und mit den klingendsten Namen sich überschütte mit sattsamer Beimischung des himmlischen Vaters und seines lieben Sohnes. Da fehle gewöhnlich dem Herzen die Wärme, der Seele die Innigkeit, wenn man nicht gar Schlimmeres mit diesen Worten verpflastern wolle. Am Ende laufe der ganze Spektakel auf eine gute Schüssel hinaus, und manchmal sogar auf eine Flasche vom Bessern, aus welcher der Alte den Jungen die Tropfen zumißt, seiner Dulcinea unter vielen: es ist genug, es ist zu viel! ein halbes Glas abgiebt, den Rest wohlbehaglich sich zu Gemüthe führt, und wenn nicht zufällig ein Zank dazwischen kömmt, beide, ehe sie sich den Mund abwischen, sprechen: Das war heute wieder ein schöner Tag, und die Köchin hat ihre Sache diesmal gut gemacht, das muß man ihr nachsagen. Die letzte Predigt hat gefruchtet.

Solchen Spektakel treibe man auch mit Schulhäuserweihen. Er wisse einen Ort, wo man sogar den Landvogt dazu entboten, der hätte dem Zuge voranreiten sollen, er wisse nicht mehr, ob auf einem weißen oder braunen Pferde; und zwei Mädchen, ob weiß gekleidet oder anders, wisse er auch nicht, aber natürlich mit Blumen überhängt, hätten dann auf Kissen dem Landvogt die Schlüssel des Schulhauses entgegentragen sollen u. s. w. u. s. w.

Der Geist sei's, der da lebendig mache, und diesen müsse man allein walten lassen da, wo etwas an die Seele dringen solle; alle äußere Beimischung fessele die Sinne derer, bei denen gewöhnlich nur die Sinne rege seien, so stark, daß dann das Geistige keinen Zugang finde, keine Empfänglichkeit.

Verstehe man also unter Schulhausweihe das, daß er die erste Kinderlehre halten solle in demselbigen, wo sich dann ein Wort über des Hauses Bedeutung und seinen Segen für das Dorf und die kommenden Geschlechter sagen lasse, so sei er von Herzen erbötig dazu. Brächte ich dann noch einen schönen Gesang zuwege, so sei das alles, was er nöthig glaube.

Das war mir doch nicht ganz recht; einen Zug, irgend einen Zug, den ich anordnen könnte und demselben voranmarschiren und ihn regieren und vorsingen hätte ich gar zu gerne gehabt. Da ihn aber der Pfarrer nicht wollte und ich allein es mir nicht recht klar machen konnte, wohin man zu ziehen hätte bei 10 Grad Kälte und zwei Fuß hohem Schnee, so unterließ ich den Zug — aber ungern.

Der Sonntag kam und auch der Pfarrer. Die Schulstube war gedrängt voll Weiber, denn die erste Kinderlehre in einem neuen Schulhause hatten sie noch nie erlebt; es nahm sie daher sehr Wunder, wie das zugehe. Der Pfarrer sprach nun recht deutlich von der Entwickelung des Menschen, daß jede Kraft in ihm genährt und geübt werden müsse, und daß er nach dem sich bilde, was man ihm vormache. Wenn er nur Spatzen pfeifen hörte oder Katzen miauen und keine Menschen reden, so würde er auch wie ein Spatz pfeifen oder wie eine Katze miauen. Aus diesem führte er den Leuten gar Wichtiges zu Gemüthe. Dann gab er zu bedenken, daß das, was der Mensch lerne, nicht nur für dieses Leben, aber auch nicht nur für jenes Leben ihm dienen solle. Die rechte Lehre lehre den Menschen hier das Leben beginnen, das er in der Nähe Gottes fortzuführen habe. Sie bringe ihm die rechte Erkenntniß, die Erkenntniß bringe ihm den Glauben, daß in Christo und seiner Nachfolge für den Menschen das Heil sei, d. h. ihn zu seiner göttlichen Bestimmung führe, und dieser Glaube gebe ihm dann des Geistes Kraft, den Kampf der Läuterung, der Heiligung, des Darstellens von Gottes Ebenbilde zu beginnen. Diese Heiligung und Läuterung, dieses Ebenbild Gottes und die Kraft in Gottes heiligem Willen zu leben, mache sein Leben aus, bilde die Schätze der Seele, die der Mensch hinübernehme in die andere Wohnung. Alle andern Schätze, alle Geldkisten, alle gefüllten Speicher blieben auf Erden zurück. Sie sollten sich daher einmal gewöhnen, ihrer Kinder Seelen als die Kisten

und die Speicher anzusehen, die sie vor allem zu behüten, anzufüllen hätten mit edlen Früchten und Metallen. Diese Speicher und Geldkisten blieben nicht auf der Erde, die folgten ihnen überall nach, ja sie würden derselben gar nicht los, auch wenn sie es wollten, und was sie in den Seelen aufgespeichert hätten oder nicht, das müßten sie haben in der Ewigkeit; es möge nun sein, was es wolle, so werde es ihnen zum Heil oder zur Verdammn ß.

Der Pfarrer redete recht schön und ich mußte diesmal doch zu mir selbst sagen: so schön hätte ich es nicht gemacht.

Wir sangen darauf recht schön und glaubten, die Leute recht erbaut heimzusenden.

Beim Herausgehen stieß die Frau Ammännin die Frau Statthalterin an und sagte: Du, wenn unser Pfarrer nicht ein Narr wird, so verstehe ich mich nicht mehr darauf. Meines Bub's Kopf soll ein Speicher sein und wir sollen unsere Frucht darein thun, sie komme uns dann nach in's andere Leben. Der Tüfels Narr, daß ich doch so sagen muß. Wir machen alle Jahr wenigstens 200 Malter Tinkel, Roggen und Gerste nicht gerechnet, und das alles in unsers Bub's Kopf, der Tüfels Narr, war denn es so! Ich glaube, wenn man es in einen Kopf brächte, man könnte es mitnehmen in den Himmel. Aber das Hineinbringen eben ist die Kunst. Der Narr.

Ich hatte auch erwartet, der Pfarrer werde eine Inschrift über die Hausthüre oder an die Façade angeben, allein er sagte nichts davon. Da durfte ich auch nichts sagen, aber eine hätte mir b'sunderbar wohl gefallen. Sie soll im Schwabenland oder in Friesland sein und lautet also:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wissenschaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerspenstigen Hintern, —
Und zieht daraus zur Noth
Sein tägliches, kärgliches Brot.

## Dreizehntes Kapitel.

### Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will.

Als die Leute aus der Stube waren, trat der Statthalter zum Pfarrer und sagte ihm schmunzelnd: Nicht wahr, Herr Pfarrer, jetzt haben wir ein neues Schulhaus, und zwar ein noch größeres als die Lättikofer und zwar ist's bezahlt aus unserm Geld. Der Schulmeister hat eine Wohnung wie ein Landvogt, wollt ihr sie nicht auch besehen? So mußte ich mit ihnen die Treppe auf, und wie da Mädeli roth wurde, als der Pfarrer zur Thüre eintrat! Es lag zwar nicht alles darüber und darunter, die Betten waren nicht ungemacht, die Stuben nicht ungekehrt, die Kinder nicht ungewaschen, der Ofen nicht voll verlöcherter Strümpfe und Hosen; aber es war das erstemal, daß der Herr in unsere Stube kam, das erstemal, daß Mädeli mit ihm reden sollte, vor dem es so großen Respekt und zu dem es so großen Glauben hatte; darum wurde es roth, und bang klopfte ihm das Herz sichtbarlich unterm weißen Hemde. Der Pfarrer rühmte Mädeli gar, wie es sauber Haus hielte, ganz anders als manche Schulmeisterin, und fast gar wäre Mädeli dazu gekommen, ihm einen Kaffee zu machen, wenn nicht der Statthalter absolut den Herrn Pfarrer hätte traktiren wollen. Ihr könnt auch mitkommen, wenn ihr wollt, Schulmeister, sagte er mir, aber ich ging nicht mit. Ich sagte beim Abschiednehmen dem Pfarrer: ich hätte gerne mit ihm geredet, wie ich die Schule einzurichten hätte? Was müsse doch gehen, das mache mir schon lange Kummer. Ja, ja, Schulmeister, sagte der Statthalter, wir wollen nicht umsonst gebaut haben. Ihr müßt unsere Buben geschickt machen, wir haben es übel nöthig, sonst werden uns die Herren zu schlau. Der Pfarrer sagte mir, ich solle darüber nachdenken, was ich machen wolle, und dann solle ich zu ihm kommen, wir wollten sehen, wie etwas einzurichten sei.

Nun sann ich und sann, aber ich hatte es fast, wie

jener Zimmermann, der fluchte, wie ihm doch das Sinnen zuwider sei. Ich brachte nichts heraus, als daß ich großen Fleiß haben müsse. Am Morgen wolle ich schon vor 8 Uhr in der Schule sein und Nachmittags die Kinder nicht vor 4 Uhr heimlassen; wolle während dem Mittag die Federn schneiden. Auch dünkte mich, es sei am kürzesten, die Heustöcke bruchsweise rechnen zu lassen, man verirre am wenigsten, wenn man es einmal könne. Auch etwas Themaschreiben, dachte ich mir, könne nicht schaden; auch Quittungen die Knaben abschreiben zu lassen, möchte nützlich sein. Ich hatte auch etwas von einer Lehr gehört, welcher man die gegenseitige nennt, die solle gar recht gehen, hatte man mir gesagt, aber ich verstund mich nicht darauf. Ich nahm mir vor, den Pfarrer zu fragen, ob er sie mir zeigen könne.

Mit diesen Resultaten meines Sinnens machte ich mich an einem schönen Decemberabend zum Pfarrer auf. Ich theilte ihm die Ergebnisse meines Forschens mit und meinen Wunsch, von der gegenseitigen Lehre etwas zu vernehmen. Der Pfarrer sagte mir, die gegenseitige Lehre sei keine besondere Lehre, sondern nur eine besondere Art und Manier, die Kinder zu unterrichten, so nämlich, daß, was ein Kind lerne, es wieder andere lehren müsse. Auf diese Weise vervielfältigten sich die Lehrer, die Kinder würden daher mehr beschäftigt, ihre Zeit besser benutzt. Das Ding gefiel mir gar nicht übel, und ich war gleich bereit, schon morgen das Ding in meiner Schule angehen zu lassen, bemerkend, etwas davon hätte ich immer gemacht; Fragen überhören und Buchstabiren mit den Kleinern hätte ich mir gar oft durch größere Kinder abnehmen lassen. Der Pfarrer ärgerte mich mit einem Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, und sagte dann noch: Schulmeister, das geht gar nicht so geschwinde, ich fürchte, wir würden ein gar arg Pfuschwerk bekommen, denn damit der gegenseitige Unterricht gut gehe, sind zwei Dinge vonnöthen, und ich weiß nicht, wie es mit diesen beiden bei euch steht.

Vor allem aus muß die Schule in Abtheilungen und Klassen scharf gesondert sein, nicht nach der Größe oder dem Alter, oder der Zahl der Kühe und Pferde ihrer Väter: sondern genau nach ihrem Wissen und den Stufen, welche man in den verschiedenen Fächern zu machen pflegt. Wollt ihr eine Schule lancasterisch einrichten, so müßt ihr also vor allem des Stufenganges in jedem Fach euch klar bewußt sein und müßt genau wissen, auf welcher Stufe ein jedes Kind steht, auf welchem Punkte es muß angelangt sein, um es auf eine höhere zu befördern. Zweitens aber müssen die Kinder, da sie einander selbst unterrichten, alles klar und bestimmt wissen und deutlich begreifen, sonst können sie nicht deutlich und bestimmt lehren. Der Unterricht, der sie zu solchem Lehren befähigt, muß daher ein sehr regelmäßiger und planvoller, verständiger und verständlicher sein, sonst ist der gegenseitige Unterricht der verderblichste von allen: denn dann wird er zu einem förmlichen Abrichten, und keine Kraft im Kinde wird geübt als das Nachahmungvermögen, welches den Affen bezeichnet. Und wenn ihr auch beides habt, dann erst geht die Noth an, Schulmeister, dann erst müßt ihr beständig hinten und vornen sein, müßt allgegenwärtig sein in jedem Kreise, müßt selbst Unterricht geben und müßt besonders dafür sorgen, daß ihr kein einzig Kind aus dem Auge verliert, daß ihr über jedes alsobald könnt Rechenschaft geben, sowohl über seine Eigenthümlichkeiten, seine Fähigkeiten, als seine Kenntnisse. Was meint ihr nun Schulmeister, könnt ihr das Ding morgen angehen lassen?

Ich sagte: nein! obgleich ich den Pfarrer nicht recht begriff mit der Klassenabtheilung und dem Stufengange. Aber was er denn meine, das gehen solle? fragte ich ihn.

Herr Schulmeister, sagte er, vor allem, dünkt mich, wollen wir die Schule ordentlich abtheilen und einrichten in Klassen und Abtheilungen. Ihr habt bis dahin nur diese Abtheilungen gehabt: A-B-C-Schüler, Buchstabirer, Leser und Fragenbüchler in zwei Abtheilungen, solchen, die am Fragenbuch noch lernten und solchen, die es ausgelernt.

Diese Eintheilung besteht in den meisten Schulen, sie bestimmt den Rang, nach ihr werden die Examenrödel gefertigt. Nun laßt uns auch Religion, Rechnen und Schreiben als Fächer ansetzen, zur Klasseneintheilung benutzen, wodurch wir dann auch in diese Fächer einen bestimmten Gang bringen müssen. Dann müssen wir nicht nur die Kinder, sondern auch die Zeit bestimmt eintheilen, müssen abzählen, wie manche Stunde man diesem Fach oder jenem widmen und wie man die Fächer auf die verschiedenen Klassen so vertheilen könne, daß sie sich am wenigsten stören und daß der Lehrer immer an einem Orte sein könne, ohne daß die andern Klassen dadurch besonders benachtheiligt würden. Ohne einen solchen Stundenplan werde die Zeit nie recht benutzt, und bald das eine Fach, bald das andere benachtheiligt, je nachdem der Lehrer in der Laune sei oder für ein Fach mehr befähigt, als für das andere.

Einen solchen Stundenplan hätte ich auch, aber nicht auf dem Papier, sondern nur im Kopfe, sagte ich. Da müsse man sich aber immer darnach richten: ob wenig, ob viel Kinder da seien. Wenn am Morgen aufgesagt und gelesen sei, so rechneten die Obern, und wenn Nachmittags gelesen sei, so schrieben die Obern, was es noch ergeben möge, und dreimal in der Woche singe man. Ja, das sei ganz gut, aber wann die Kleinern rechneten und schrieben? fragte der Pfarrer. Ja, das ginge die noch nichts an, mit denen hätte man genug zu thun, sie lesen zu lehren, geschweige, daß man sie noch schreiben und rechnen lehren könnte, da käme man nirgends hin. Es werde dem Herrn Pfarrer nicht Ernst sein damit? sagte ich. Gar sehr Ernst sei ihm dieses, wenn man nicht bei den Kleinen die Schulverbesserungen anfange, da wo man meist gar nicht daran denke; so seien alle Versuche nur Wind und Thorheit. Die meisten gegenwärtigen Schulen thäten gerade das Gegentheil von dem, was sie sollten. Die Schulen sollten die Fähigkeiten der Kinder entwickeln, und gerade in den Schulen thäten die Kinder versumpfen, gewöhnten

sich an Gedankenlosigkeit, Ohren zu haben und nicht zu hören, Augen und nicht zu sehen. Es sei ein Unsinn, und zwar ein gottloser, junge Kinder während der Zeit ihrer größten Lebendigkeit und Regsamkeit oft Stundenlang hinter Buchstaben zu setzen, deren Sinn sie nicht begriffen, um diese Buchstaben anzusehen Stundenlang und dann während einigen Augenblicken sie herzuplappern. Diese gräßliche Einförmigkeit tödte alles Leben im Kinde, daher lernten Kinder, die zu Hause nicht getrüllet würden, in der Schule auf höchst langsame Weise lesen, und eben deswegen erleide ihnen das Lernen so furchtbar. Daher käme es, daß eine Menge Kinder in der Unterweisung weder wüßten, was im Fragenbuch noch was in der Kinderbibel stehe, obgleich sie dieselben hundertmal durchlesen, noch Acht geben könnten auf das, was der Pfarrer sage. Es hätte kein Lehrer sich der Kindergedanken bemeistert und Herrschaft über sie ausgeübt, sie firirt auf einen Punkt; daher würden die Gedanken herrn- und meisterlos, und Niemand könne sie festhalten, am wenigsten die, denen die Gedanken gehörten, daher eine Unzahl Menschen elende Sclaven ihrer Gedanken, Empfindungen und Triebe seien. Daher hätten eine Menge Menschen keine Augen für die Herrlichkeit der Natur, keine Ohren für die Stimme Gottes, nur Augen und Ohren für das, was ihre Lüste reize oder befriedige. Daher käme es, daß man eine Menge Schulmeister klagen höre im Frühjahr, nun hätten sie keine Freude mehr an der Schule, die Besten seien ausgetreten und es wäre nichts Rechtes mehr da. Es geschehe ihnen recht, sie hätten eben in der furchtbaren Schulunordnung sich nur mit Einigen abgegeben und nicht mit der ganzen Schule gleichmäßig; daher hätten sie keinen Nachwachs, daher hätten sie nur Einige die etwas könnten, die andern taugten nichts, aber durch des Lehrers Schuld. Es hätte eben auch selten Einer den rechten Verstand, eine Schule zu werthen. An den Examen prunke der Lehrer mit einigen Schriften, einigen Rechnungen, einigen Fragen, daß das ganze Examinatoren-Collegium sämmtlich auf den Kopf sich stelle vor Staunen

und wieder Staunen. Wie erbärmlich es mit den übrigen aussehe, das beachte dann Niemand; daß das die besten Schulen seien, wo durch die ganze Masse durch ein gleichmäßiges Streben ein gleichmäßiges Ergriffensein und Fortschreiten sich zeige, das beachte ebenfalls Niemand.

Wenn es mir daher aufrichtig mit einer Schulverbesserung Ernst sei, so müsse ich von unten auf anfangen. Nicht nur werde es sich zeigen, wie weit ich es im Rechnen und Schreiben z. B. bringe, wenn ich früher anfange, sondern auch, wie ganz andere Kinder, wie fassungsfertig ich sie erhalte, wenn es mir gelinge, die aufgeweckten, lebendigen Kleinen aufgeweckt und lebendig zu erhalten in der Schule. Lasset diese Kleinen zu mir kommen, habe der Heiland gesagt, und gerade die Kleinen seien es, die man in sogenannten christlichen Schulen auf die heilloseste Weise vernachlässige.

Ich saß da, wie vom Himmel herabgefallen. Also sollte ich jetzt nicht nur mit Reichen und Armen, sondern sogar noch mit Kleinen und Großen schreiben und rechnen in der Schule! Da schiens mir wirklich, als ob die Frau Statthalterin recht hätte, und es mit dem Pfarrer nicht ganz richtig sei in seiner obern Kammer. Nachdem ich den Pfarrer lange darauf angesehen hatte, was für ein Gesicht er eigentlich zu solchen Dingen mache, sagte ich ihm bescheidentlich: ich wüßte nicht, wie das gehen sollte, ich zweifle, ob die Kinder so klein schon einen Verstand hätten zu solchen Dingen; dann hätte man in einer so großen Schule nicht viel Zeit, sich mit den Kleinen abzugeben, man möchte ja jetzt kaum kommen nur mit dem Lesen und Buchstabiren: und endlich wüßte ich nicht, was die Bauern dazu sagen würden, sie seien das nicht gewohnt.

Der Pfarrer sagte mir: ich solle doch sagen, was die Kleinen für einen Verstand brauchten zu den Dingen, die ich jetzt mit ihnen mache? Ob es dann einen andern Verstand brauche, um einen geschriebenen oder einen gedruckten Buchstaben zu erkennen, oder eine Zahl? Etwas

nachzubilden sei ja der Kinder größtes Vergnügen, ich solle sie nur betrachten in ihren Spielen. Er wolle wetten, wenn der Lehrer es verständig anfange, so hätten die Kinder ein viel größeres Vergnügen an der Schule als früher, ja ihr Vergnügen wüchse in dem Maaße, in welchem ihr Thätigkeitstrieb beschäftigt werde. Auch solle ich nachdenken, ob dann eigentlich die meisten Kinder nicht vom 1sten bis zum 4ten Jahr am meisten lernten in ihrem ganzen Leben. Und wenn man es vernünftig anfange, so könne man Kinder von 6—7 Jahren, ohne ihnen ein Buch in die Hand zu geben, weit gescheuter haben, als jetzt 16—17 jährige Kinder.

Ich wollte das dem Herrn Pfarrer glauben, sagte ich, aber da lernten die Kinder desto länger nicht lesen, und gegenwärtig brächte man es bei manchem schon nicht dahin, daß es lesen könne, wenn es in die Unterweisung solle.

Gerade das Gegentheil werde geschehen, sagte der Pfarrer. Ich solle doch nicht glauben, daß das Kind in der Zwischenzeit, während der Lehrer nicht bei ihm sei, lesen lerne. Nicht die Hälfte der Zeit sehe es ins Buch, und wenn es darein sehe, so geschehe es gedankenlos. Erhalte man es aufgeweckt durch andere Fächer und erleide es ihm nicht, daß es nur das Buch und immer das Buch habe, so komme es mit doppeltem Appetit wieder zum Buche und lerne in einer Viertelstunde mehr als sonst in zwei Stunden. Ich solle doch nur an das Lied vom Schlossergesellen denken.

Ich schüttelte für mich selbst den Kopf und dachte, der Herr Pfarrer vor seinem Kamin werde doch nicht besser wissen wollen als ich, wie Kinder lernen und was möglich sei. Aber zweimal in einer Sache zu widersprechen, wagte ich doch nicht. Ich zog daher das Andere hervor und meinte: es möge alles recht schön und gut sein, aber ich sehe durchaus nicht, wo Zeit hernehmen zu Allem, ich möge jetzt schon fast nicht durchweg zurechtkommen.

Das sei ein kitzlicher Punkt, sagte der Pfarrer. Schulen von hundert bis zweihundert Kindern seien allerdings zu groß. Aber gerade in solchen thäte eine bestimmte Ordnung Noth, und daß man so frühe als möglich anzufangen und in die ganze Schule einen bestimmten Gang zu bringen suche. Je bessere Ordnung sei, desto besser möge der Schulmeister kommen, und je mehr er die kleinern Kinder lehre, desto leichter komme er mit ihnen fort, wenn sie älter seien. Freilich müsse hier etwas gegenseitiger Unterricht Statt finden. Aeltere Kinder könnten gar füglich mit den jüngern lesen und buchstabiren, besonders an den sogenannten Straßburger Tabellen, auch mit ihnen zählen, Ziffern zeigen, zum eigentlichen Rechnungs- und Schreibunterricht finde sich dann immer einige Zeit.

Also schreiben und rechnen sollen schon die ganz kleinen Kinder? fragte ich.

Freilich! mit dem A-B-C-Buch sollen sie bereits die Schiefertäfelchen zur Schule bringen, sagte der Pfarrer.

Aber dann habe man ja auch keine Zeit mehr, um auswendig zu lernen, antwortete ich.

Freilich! das sollen aber in der Schule die ältern Kinder auch gar nicht, das sollen sie zu Hause machen, weil man ihnen sonst nichts anders aufgeben kann, in der Schule sollen sie es nur aufsagen.

Da stunden mir denn doch fast die Haare zu Berge ob diesen neuen, grauenvollen Dingen. Aber, Herr Pfarrer, was werden die Bauern dazu sagen? werden sie nicht sagen: ich wolle die Religion aus der Schule thun und die Kinder zu lauter Agenten machen?

Sie werden allerdings schreien, wie über alles Neue, man muß daher nur langsam anfangen. Es werden immer einige Bauern sein, die ihre Kinder so früh als möglich geschickter als die andern haben möchten, bei diesen kann man anfangen; andere kommen nach und die Armen schmuggelt man am Ende dann auch ein.

Aber, Herr Pfarrer, und die Religion? wenn die Leute so aufgeklärt werden, wo bleibt dann der Glaube?

Es glaube bereits kein Agent etwas mehr, und es giebt auch unter den vornehmern und durchriebenern Bauern solche, die nichts mehr glauben.

Mein lieber Schulmeister, das ist ein langes Kapitel, diesmal nur Einiges darüber. Es giebt Uebergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müssen. Von den Gelehrten der höhern Stände gehen sie aus, aber am Ende durchlaufen sie auch die ungebildetsten Klassen. Ein solcher Uebergang hatte die Welt ergriffen vor einigen fünfzig und mehr Jahren. Der Verstand war erweckt worden und ging dem blinden Glauben zu Leibe, dem die schlummernde Vernunft, das im Winterschlaf erstarrete religiöse Gefühl nicht zur Seite stunden. Der Verstand, den seine Flügel nicht über das Irdische, Sinnliche tragen, erhob ein Triumphgeschrei, gebehrdete sich üppig und übermüthig wie ein Jüngling im Flegelalter, und läugnete frech alles Uebersinnliche ab, predigte förmlichen Unglauben, ganz mit dem gleichen Recht, wie ein Blinder die Sonne läugnen kann oder ein Tauber die Schönheit der Töne nicht begreifen will, ihr Dasein sogar in Abrede stellt. Nun bleiben freilich Menschen ihr Lebenlang in diesem Flegelalter, wie ich euch Beispiele anführen könnte, aber das Menschengeschlecht nicht; ja ein bedeutender Theil ist bereits hindurch und zu einem schönern, geläuterten, innigern Glauben gekommen. Das Christenthum, das viele sterbend glaubten, hat das Leichentuch, in das man es bereits hüllen wollte, abgeworfen und erhebt sich in ewig junger Herrlichkeit. Und gerade die Wissenschaften, mit denen man ihm ins Grab läuten wollte, gerade die haben auf die merkwürdigste Weise Gott verklärt, als einmal die Vernunft auch ihr Wort dazu sprach und das religiöse Gefühl an der lebendigen Anschauung unwillkührlich erwacht war. In diesem Flegelalter aber stecken noch eine Menge Menschen und namentlich solche Menschen, die zu etwas Verstand und Klugheit gekommen, etwa die Gesetzgebungen haben besser begreifen gelernt als früher die Fragen, und die

daher glauben, was sie mit ihrem Verständlein, das sich auf der nächsten Oberfläche der Erde zurechtfinden kann, aber nur auf der nächsten Oberfläche, nicht begreifen können als wie mit fünf Fingern, das sei gar nicht da. In diesem Flegelalter stecken allerdings eine Menge Agenten und andere Schreiberlein, stecken Kaufleute und Krämer, reiche Bauern und alte Landjunker, stecken Aerzte auch, die früher etwas von den Naturwissenschaften läuten gehört, und Wirthe, die keinen andern Gast kennen, als den, welcher mit der Weinprobe gemessen werden kann.

Alle diese Leute geben sich für aufgeklärt aus und darum ist die Aufklärung auch so in übeln Ruf gekommen. Sie sind gescheuter in vielen irdischen Dingen, als Andere, aber über dieser einseitigen Aufklärung steht eine viel höhere. Den Leuten, die sich so hoch dünken, fehlt ein geistiger Sinn, darum vermögen sie das Unsichtbare nicht aufzufassen, so wenig als ein Blinder die Sonne sieht. Ihnen fehlt ein geistiges Gefühl, das religiöse, darum vermögen sie Gott nicht anzubeten, darum ergreift das Christenthum ihre Gemüther nicht, so wenig als ein Tauber von den schönsten Tönen etwas merkt. Laßt alle Musiken der Welt um ihn aufspielen, er wird ein stupides Gesicht dazu machen und spotten über die Musicirenden, daß sie so dumm thäten um ihn herum. Diese unglückliche Aufklärung aber, die nur ins Flegelalter führt, aber nicht heraus, die wird, nehmt es mir nicht übel, Schulmeister, gerade in den Schulen, wenn nicht erzeugt doch befördert.

In den einen Häusern, wo die Leute im Flegelalter sind, sehen die Kinder gar nichts Religiöses, im Gegentheil, was Kirche und Schule bieten, das hören sie ausführen und bespötteln. In andern Häusern, wo die Eltern noch nicht zu der halben Aufklärung gekommen, da liest und betet man noch, aber eine herzliche Frömmigkeit, die in herzlichen Worten und erbaulichem Thun sich ausspricht, ist nicht da. Das Beten und Lesen sind Uebungen, ob man es noch könne; sind Frohndienste, damit Gott nicht

zürne; sind mühselig abgetragene Zinse, damit Gott nicht einhalte mit seinem Segen; sind Kratzfüße und Complimente, die man dem mächtigen Herrn macht, damit er fein säuberlich mit einem verfahre. Gar oft widersprechen die Gebete der Eltern und ihre eigenen Worte und Werke sich auf die naivste, merkwürdigste, augenscheinlichste Weise, daß es auch halbwitzigen Kindern auffallen muß. Das jüngere Geschlecht erhält zum großen Theil den Unterricht nicht, der aus dem blinden Glauben führt, der zum Denken führt, der den Menschen befähiget: Alles zu prüfen, und eben durch diese Prüfung ein immer lauterer Christ zu werden, einen immer festern und kindlichern Glauben zu erhalten. Das jüngere Geschlecht muß wie zu Hause unverstandene Gebete, in der Schule unverstandene Fragen verschlucken und soll sie glauben. Diese Fragen, sagt man freilich, werden erklärt, aber die Erklärungen sagen entweder mit andern Worten das Gleiche, oder sie machen das noch dunkel, was in den Fragen heiter war, und was in den Fragen dunkel ist, das machen die sogenannten Erklärungen widersinnig.

Dann erklärt man freilich, wie man sagt, die Kinderbibel, aber höre man doch an so vielen Orten diese sogenannte Erklärung. Es ist ein grausam Construiren, es sind grausame Erklärungen einzelner Worte. Z. B. man sage zu den Pharisäern: Pharisäer, weil sie anders beschaffen gewesen seien als andere Menschen. Der eigentliche religiöse Punkt und das, was das innere Gefühl erweckt und anspricht, bleibe unberührt. Was das Kind in der Schule bekomme, das mahne ihn gerade, als ob man einen Beutel mit Schrot oder eine Handvoll Kieselsteine in dessen Magen ausleere. Etwas im Magen habe es freilich, aber nichts Verdauliches, nichts, das sich in Blut und gesunde Säfte auflöse, sondern etwas, das ihm Magenweh mache, ihn wenigstens beschwere, die gesunde Verdauung hindere, bis es abgegangen sei. Merkwürdig sei noch das, daß von allem dem, was der Schulmeister so unter die Kinder ausleere, das Wenigste eigentlich verschluckt werde. Von den kleinern Kindern, welche diesem

sogenannten Religionsunterricht auch zuhören sollten, um die man sich aber so durchaus nicht kümmere in der Art des Unterrichtes, daß auf einen Stundenplan stehe: Religions-Unterricht; untere Klasse: anhören, nachdenken, unbeweglich sein, — gäben die meisten auf diese ihnen unverständlichen Dinge gar nicht Acht. Sie gewöhnten sich während fünf bis sechs Jahren, ihre Ohren ganz an einem andern Ort zu haben, so lange der Schulmeister erkläre oder unterweise; sie seien fast autorisirt dazu, zu glauben, es gehe sie nichts an. Kämen nun diese Kinder ins Leben, so brächten sie in dasselbe Klötze todten Glaubens, Floskeln und leere Worte ohne Gedanken, oder manchmal auch gar nichts. Dieser Glaube diene ihnen nicht als Richtschnur, gebe ihnen nicht Trost, wirke kein religiöses Leben in ihnen. Er halte gegen Angriffe nicht Stich, könne sich nicht vertheidigen, unterliege nur zu leicht Zweifeln und arte in Unglauben aus. Dieses namentlich dann, wenn ihr Verstand in einem weitern Lebenskreise erweckt werde, wenn sie von vielen Dingen hörten, auf die man sie in der Unterweisung und in den Schulen gar nicht aufmerksam gemacht. Der eigentliche Ungebildete sei besonders mißtrauisch, und wenn ein Schalk oder ein Schelm ihm von unbekannten Dingen schwatze, ihm den Unglauben predige auf mancherlei Art, ihm vorspiegle, der Pfarrer und der Schulmeister wüßten dieses auch, aber sie verhehlten es expreß den Leuten und verkündeten, bestochen, nicht die Wahrheit, so wird der arme Tropf gegen Pfarrer und Schulmeister erbittert und hält alles für Lug und Trug, was er von ihnen gehört hat.

Es sei mit der Religion in vielen Schulen gerade wie mit dem Rechnen in vielen Schulen. Er habe schon oft klagen gehört, daß alles Rechnen in den Schulen nichts abtrage; entweder vergessen es die Kinder gleich, oder sie könnten, wenn man ihnen aus dem gewöhnlichen Leben etwas angebe, nichts damit machen. Das komme daher, weil in so viel Schulen die Kinder gleich bei den vier Species anfangen müßten oder gar bei den Kubikrechnun-

gen, und was sie machen müßten nie wüßten, ihre Rechnungen nie in den Kopf bekämen, sondern nur für den Augenblick in die Finger. Beim Rechnungs-Unterricht fange man an, vernünftig zu Wege zu gehen; es sei aber schauderhaft, daß man beim Wichtigsten, bei der Religion, noch gar nicht daran zu denken scheine und noch immer im alten Schlendrian fortfahre; daß man gar nicht daran denke, eine kindliche Religion ins kindliche Gemüth zum Bewußtsein zu bringen, daß man die Sünde noch nicht erkenne, die Hälfte der Kinder ohne Religions-Unterricht ihre Herzen verharzen zu lassen. —

Ich muß bekennen, des Pfarrers lange Predigt, denn was war es eigentlich anders? mühte mich. Ich konnte mich aber nicht fassen, um mich zu vertheidigen; dazu kam mir noch Wehrdi in den Sinn, der mir Aehnliches gesagt, nur nicht so ausgeführt. Daher wußte ich nichts anders zu antworten, als daß mir Wehrdi auch den Religions-Unterricht ausgeschimpft. Es mache es aber ein Jeder, wie er könne.

Gerade der Wehrdi, entgegnete der Pfarrrr, sei ein lebendig Beispiel, wohin ein solcher Unterricht, der, wenn er schon hier etwas besser, dort etwas schlechter sei, doch immer die gleiche Art an sich habe, abtrage, und wohin er führen könne. Wehrdi sei es am Ende glücklich gegangen, indem er im Leben auf Solche gestoßen, die ihn aufgeweckt und zu Gott geführt. Es gebe aber auch ganz andere Ausgänge, und die traurigsten von der Welt bei Leuten, welche im Leben zum Unglauben gebracht wurden aus dem blinden Glauben. So wurde ich einmal an einem andern Orte zu einem Menschen gerufen, der ein furchtbares Ende hatte in seinem Unglauben, sagte er. Es war ein sehr alter Mann, den ich sonst wenig gesehen, nie mit ihm gesprochen hatte; er floh die Pfaffen, wie er uns nannte, wie die Pest, und in einer Kirche sah man ihn nie.

Der Alte, von dem ich rede, hatte eine gewaltige, widerspenstige Natur, die auch seine Eltern, die ihm durch-

aus nicht gewachsen waren, erfahren haben sollen. Der Gang seines innern Lebens ist nicht bekannt worden, weil er ihn Niemand offenbarte. Aber aus der Art, wie er über die Schule und die Unterweisung schimpfte und fluchte, als lauter Lügenwerk, zusammengeflickt fürs dumme Bauernvolk, läßt sich schließen, daß der erhaltene Unterricht auf blinden Glauben berechnet war und daher seinem scharfen und grübelnden Verstand nicht genügte. Zudem wogten in ihm wilde Leidenschaften; er hatte eine wahre Diebswuth, fremde Weiber sah er auch gerne. Er hatte überhaupt Lust zu jeder Spitzbüberei, und um sich Bahn zu allem diesem zu machen, suchte er nachzuweisen: daß alle Religion nur Lug der Pfaffen sei im Dienste der Obrigkeit, die dummen Bauern, die er selbst nicht wenig verachtete, und daher auch nicht berndeutsch redete wie sie, im Zaum zu halten. Er suchte zu beweisen, daß Obrigkeit und Pfaffen um die Religion und ihre Gebote sich selbst gar nicht kümmerten, was sie doch wohl thäten, wenn sie nicht wüßten, daß Alles Lug und Trug sei. Damit glaubte er sich Erlaubniß zu jedem Laster erworben zu haben, sobald er dem weltlichen Richter zu entrinnen vermöge. In seiner Gottlosigkeit traf er nie auf Leute, die ihm an Einsicht überlegen waren, die im Stande gewesen wären, seinen fürchterlichen Zustand ihm selbst mit klaren Worten zu offenbaren. Im Gegentheil, er wurde selbst zum Apostel des Unglaubens, denn er traf es in die französische Revolution, wo er Gott auf immer abgeschafft glaubte, sich die sinnlosesten Reden erlaubte und nun meinte, es sei ihm Alles erlaubt. Da zeigte er, daß er unter Freiheit die Erlaubniß verstund, nach Herzenslust stehlen zu können; vergriff sich am Staatsgut und erhielt fast den Strick um den Hals.

Dieser Strick und die Umgestaltung der Dinge schüchterten ihn ein, aber besserten ihn nicht. Er predigte seinen Unglauben nicht mehr in den Wirthshäusern und an den Kreuzstraßen, aber wenn er Knaben verlocken, sie gegen Schulmeister und Pfarrer aufweisen, seine Gottesleugnerei in ihre Seelen ausgießen konnte, so war das seine

Lust und Freude. Sein Reichthum mehrte sich, sein Land war das beste im ganzen Dorfe, aber auch sein Geiz nahm zu. Aus diesem Hause wurde keinem Menschen etwas Gutes gethan, mit Noth hie und da ein Almosen gegeben. Als man einmal einem Handwerksburschen ein Stück Brot reichte, nahm es der Wind und der arme Bursche sagte: Danke Gott, wenn ichs bekomm. Aber den reichen Mann sah man an neblichten Tagen auf fremden Aeckern stehen, die an seine stießen, und mit der Schaufel Erde von jenen auf diese werfen: sah ihn, wenn er Pflug hielt, alle Marksteine krumm- oder umfahren, und Furche um Furche seinigen. Ja, er hatte den Strick vergessen, war wieder frech geworden, und konnte sich nicht enthalten, Marksteine förmlich zu versetzen. Mit aller Frechheit und Gewandtheit konnte er sich nicht mehr herausleugnen, da wurde er verrückt. Die Leute glaubten, er thäte nur so, damit man ihm nicht die Ketten anhänge. Der Grund aber lag tiefer. Es war das Auftauchen des Gewissens, es war das werdende Bewußtsein: siehe, das ist des Teufels Lohn für ein teuflisches Leben. Sein scharfer Verstand konnte es sich unmöglich verhehlen, daß er sich in seinem Leben gräßlich getäuscht. Aber die strafende Gerechtigkeit ging wieder an ihm vorüber, warum, weiß ich nicht. Ob sie ihn vergaß? ob sie ein Auge zudrückte? ob Menschen angesehen wurden? ich weiß es nicht. Der verrückte Zustand ging vorüber, die alte Natur errang wieder den Sieg, wurde frecher als nie zuvor, sich vorspiegelnd, ihm könne nichts etwas anhaben, seine Frechheit habe ihn befreit vor jeglichem Unglück, sein Verstand sei sein Glück, seine Vorsehung, die ihn nie im Stiche ließen.

Da starb ihm seine Frau, die er eigentlich gränzenlos verachtet hatte. Er nannte sie nur den Docht, den er des Oels wegen genommen, und das Bild des Todes trat hart ihn an, seine Hälfte wurde ins Grab gelegt. Da ergriffen ihn zwei Dinge: die Schrecken der Vernichtung, die furchtbare Gewißheit, fort zu müssen von seinen Aeckern und Matten, seinen Rossen und Kühen, und wieder eine gräß-

liche Ahnung, daß mit diesem Leben nicht alles aus sei, daß seine gemißhandelte Frau, daß die verführten Knaben, die berückten Weiber jetzt vielleicht vor einem Wesen stünden als seine Ankläger, welches er durch sein ganzes Leben verhöhnt, verleugnet. Da waltete in ihm eine unaussprechliche Seelenangst, Vorboten einer spätern Höllenangst.

Aber es ward die Frau ins Grab gelegt, das Bild des Todes schwand aus seinen Augen, er fühlte sich noch stark, ungeschwächt. Die Seelenangst verrann wenigstens bis zu einem Grade, daß sie nicht mehr sichtbar war, und die alte Natur ergriff die Zügel wieder.

Da ergriffen den sonst so starken Mann, der kaum wußte, was Krankheit war, der in ein hohes Alter fast mit den Kräften eines Jünglings gekommen, auf einmal furchtbare Aengstigungen, daß ihm die Augen fast aus dem Kopfe traten, daß ihm ward, als ob Einer ihm den Hals zusammenschnüre, daß er glaubte, ersticken zu müssen. Ob sie vom Blute kamen, ob sie Vorboten einer Brustwassersucht waren, oder von einem Herzfehler? ich bin kein Arzt, ich weiß es nicht. Genug, diese auch den besten Christen ängstigenden Zustände weckten auf eine gräuliche Weise den wieder schlafenden Wurm in ihm. Der Mann, der solches nie gefühlt, der ohne Mitleid gegen Andere, um ähnliche Zustände bei Andern sich nicht bekümmert, alle Klagenden verhöhnt hatte: der das Dasein solcher Zustände, die außer dem Kreise seiner Erfahrungen lagen, so gut weggespottet hatte, als was er sonst nicht sah, Gott und die ganze unsichtbare Welt, dem kamen jetzt diese peinigenden Anfälle durchaus nicht natürlich vor, sondern außerordentlich, übernatürlich. Er wähnte, es hange ihm Jemand am Halse und wolle ihn erwürgen. Er schrie, seine gestorbene Frau sei gekommen, um ihn hinüber zu holen, man solle ihm sie doch fortjagen; er sah bald diesen, bald jenen, den er um Seele oder Gut betrogen, auf seiner Brust knien und schrie: der wolle ihm den Herzkasten eintreten. In der Nacht sah er den Teufel und alle seine Geister, bald wollten sie sein Bett anzünden, bald ihn in

die Hölle reißen: dann schrie er mörderlich, schrie besonders nach dem Bonaparte, der sein Gott auf Erden gewesen, den er nie todt geglaubt, daß der doch komme und den Teufel in die Hölle jage. Dann fluchte er über Bonaparte, an den er sein Heil gesetzt, der ihn im Stich lasse jetzt in seiner Noth. Es waren fürchterliche Auftritte, alle Nachbarsleute erbebten, wenn das Brüllen des sonst so gefürchteten Mannes erscholl. Die meisten stunden auf des Nachts, als ob es wettere am Himmel, und sangen und beteten, daß der Herr sie doch verschone, daß er sie behüte. Und wohl stund auch Mancher näher hinzu, um etwas Näheres zu hören. Da vernahm er den Kampf mit dem Teufel, vernahm das Angst= und Kampfgestöhn des sonst so frechen Greisen, bebte zusammen, schauderte bis in das tiefste Mark hinein und flog eilig wieder seiner Hütte zu, schob den Riegel fest und betete schlotternd ein: Das walt Gott! Da wars, daß einmal des Nachts ein Großkind von ihm uns alle aus dem Schlafe weckte, das in seiner Herzensangst geflohen war und mich jammernd bat: ich solle doch um Gotteswillen rasch kommen, der Teufel hätte den Großvater schon unter die Stubenthür. Ich muß es sagen, mir schlug stürmisch das Herz bei diesem Ruf, mir schauderte vor dem Anblick, der meiner wartete, mich jammerte aus tiefstem Herzensgrund das arme Kind, in dessen Seele schon ein solcher Jammer sich geworfen. Als ich beflügelten Schrittes gegen das Haus kam, hörte ich das Toben des Alten, hörte ihn schreien: Nicht wahr, jetzt lässest du mich sein, jetzt hast du eins, bist froh, zu gehen! Zwischen durch hörte man harte Faustschläge donnern an den hölzernen Wänden. Seht, wie der schwarze Teufel die Treppe abpurzelt, wie er sich streicht! Sieh, Bub, dort hinter dem dritten Pappelbaum steht er, gucket, ob sein Schwanz noch ganz sei. Nimm die Mistgabel, Bub, und erstich ihn geschwind, geschwind. Sieh, wie ihm dort andere zur Hülfe kommen. Weh, weh, sie kommen die Treppe auf. Bonapart, wo bist, komm, hilf! Weh, weh, sie nehmen mich, sie hängen mich, sie spannen mich an den

Karren. Die schleifen mich zur Hölle. Aber es ist keine, es ist beim Donner keine!

Ich stund schon lange still neben dem Ofen, durch den Bettumhang verdeckt, und trat, um ihn zu besänftigen ans Bett. Auf dem Tisch am Fenster flimmerte eine düstere Lampe. Als er Jemand gehen hörte, wandte er sich rasch von der Wand nach der Vorderseite, und als er meine Gestalt so lang und schwarz am Bette sah, da ließ er einen Schrei aus, der durch Dörfer, Felder und Wälder gehen mußte: Hu, Teufel! wart, Teufel! Teufel! bist doch da? Mit Blitzesschnelle fuhr er auf, krallte die Hände mir entgegen; da wars, als ob eine innere Gewalt ihn hemme, es traten ihm die Augen aus dem Kopfe, er schnappte einige Male heftig auf, streckte die Zunge heraus, krallte die Hände in den Kopf, als ob er ihn mir anwerfen wolle, dann sank er zusammen, streckte sich, und todt war er. Hinübergegangen war er mit dem Bewußtsein, daß der Teufel ihn geholt. Schrecklicheres kann es wohl nichts geben, und Schrecklicheres sieht das menschliche Auge nichts, als das Gesicht dieses in Höllenangst Dahingeschiedenen. Seitdem ist mir ein Jammer im Herzen geblieben über Tausende, die ich die gleichen Wege wandeln sehe in gleichem Geiste; ein Jammer über sie, weil sie nicht mit dem Christenthum ausgerüstet wurden, das in ihrem Leben und in jeder Zeit ihre Stütze, ihr Stab bleiben konnte.

Das Christenthum bleibt ewig das gleiche, aber wie es in jedem Menschen neu geboren wird, so wird es auch neu geboren in jeder Zeit. Wie es das gleiche bleibt und doch dem Kinde ein anderes ist, ein anderes dem Manne, und dem Greise noch anders sich verklärt, so bleibt es ewig das gleiche in der Zeiten Wechsel, aber dem in der Zeiten Wechsel wechselnden Menschen tritt es immer reiner, verklärter, geistiger entgegen; denn nicht nur die Kinder wachsen auf zu Männern und werden Greise, sondern auch die Menschengeschlechter steigen herauf aus der Kindheit dem Alter entgegen. Das will der Mensch nicht fassen, er sieht Millionen zermalmen unter dem eilenden Wagen der Zeit.

Dann erbarmt sich Gott und läßt ein neues Wehen des Geistes wehen über den Erdboden, dann gehen verschlossene Augen auf und was todtgetreten schien, das steht neu, herrlich, verjüngt, lebendig wieder auf.

Ganz andächtig, wohlig und schauerlich hatte ich dem Pfarrer zugehört, und als er seine Pfeife ausklopfte, frug ich nach einigem Schweigen: ob er dann der Meinung sei, daß man die Fragen abschaffe und daß man in der Kinderbibel die Wunder besser erkläre? ich hätte gehört, das käme jetzt auf.

Das eben sei nicht seine Meinung; aber das meine er, daß man den Kindern mehr zu Herzen, an ihr Gefühl reden müsse, und jedem Kinde nach seinem Alter. Man rede ja im täglichen Leben mit einem sechsjährigen nicht wie mit einem sechzehnjährigen, sowohl in Stoff als Form. Auf die Bücher komme es da viel weniger an, als auf den Lehrer. Ueberhaupt solle ich mir die jüngern Kinder ganz besonders angelegen sein lassen, da sei die Quintessenz der Schule, die bis dahin in den meisten Schulen verpfuscht worden. Man lasse sie schmählich anfaulen, eigentlich anbrennen, darum hätte man meist auch schlechte Schulen. Ich solle jetzt darüber nachdenken, wie ich in meine Schule das rechte Leben bringen wolle, solle vor allem eine feste, bestimmte Ordnung schaffen, jeder Minute ihre Arbeit zuweisen; dann werde ich es erfahren, wie weit man in einer Schule kommen könne, wenn man wolle, und Platz habe, daß man sich rühren könne. Allerdings, wo nicht Platz sei, da sei es schwer, da ersticke man in einander, wie die Rüben auf dem Felde, wenn sie zu dick gesäet seien und nicht verdünnet würden.

So entließ der Pfarrer mich wieder mit einem Kopf voll. Ich sann dem Allem lange nach und fand endlich: der Pfarrer hätte mir doch viel Mühe ersparen, mir sagen können, wie alles Punkt für Punkt zu machen sei, vor allem hätte er mir den Stundenplan machen können. Er hatte überhaupt, wie es mir schien, einen großen Fehler, daß er nicht bestimmt sagte: So und so müßt ihr es

machen! und daß er einem die Sache nicht selbst einrichtete. Fragte man über bestimmte Dinge, über die man erst selbst nachgedacht um Rath, so erhielt man ihn freilich. Ich deutete ihm einst darauf hin, eine Sache, ich weiß nicht mehr welche, ging ihm viel leichter als mir, er solle sie mir doch machen. Da lachte er und sagte, das thue ich nicht, lieber Schulmeister, und zwar aus zweien Gründen nicht; erstlich müßt ihr euch gewöhnen, über solche Dinge selbst zu denken, und erst, wenn ihr am Haag seid, euch aushelfen zu lassen; und zweitens seid ihr ein wunderliches Volk, es würde euch z. B. kaum ein Stundenplan, den ich gemacht, recht sein, wenigstens müßte er an allem Krummen Schuld sein. Ich weiß wohl, daß ein Land ist, wo man den Schulmeistern die Stundenpläne macht, und zwar einen für alle Schulen, ohne irgend eine Berücksichtigung. Man möchte ob Solchem aber auf dem Kopf stehen.

Ich könnte euch noch einen dritten Grund sagen, aber an zweien, denke ich, sei es einstweilen genug.

Meiner Frau erzählte ich nur gar wenig von dem, was der Pfarrer mit mir gesprochen, sie hätte ihm in Allem Recht gegeben. Nur die Geschichte von dem Manne erfuhr sie, sie kam uns beiden die ganze Nacht vor.

## Vierzehntes Kapitel.

### Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will.

Ich fing nun an, meine Aufgabe an die Hand zu nehmen, die Kleinen mehr zu beschäftigen dadurch, daß ich ältere Kinder zu ihnen stellte oder ihnen geschriebene Buchstaben an die Tafel machte, die ich aus meinem eigenen Gelde hatte anschaffen müssen, da die Gemeinde mir sie abgeschlagen oder vielmehr verdreht hatte. Wir mußten deshalb eine alte Pfanne nochmals flicken lassen, statt eine neue kaufen zu können. Die Buchstaben sollten sie einstweilen bloß kennen lernen, denn ich hatte noch nicht gewagt, zu sagen, daß die kleinsten Kinder Schiefertafeln bringen sollten. Ich hatte einigen sogenannten Lesern gesagt, die aus dem

Fragenbuch in die Kinderbibel kamen, d. h. die als Lesebuch nicht mehr das Fragenbuch, sondern die Kinderbibel halten, die nun hätten auswendig lernen sollen: der Pfarrer wolle, daß das daheim geschehe und daß sie dafür Täfelchen bringen und schreiben und rechnen könnten. Sie brachten mir den Bescheid zurück: der Vater hätte gesagt, er kaufe keine Täfelchen, das Gekratze trage so jung, wo man keinen Verstand davon hätte, nichts ab, sie sollten lernen, wie es von je der Gebrauch gewesen. Dem Pfarrer frage er nichts nach, dem Schulmeister zahle er nichts, und wenn er damit nicht zufrieden sei, so solle er ihn kommen lassen, er wolle dem dann seine Meinung deutsch sagen.

Ein Anderer begehrte auf, daß die Kinder Geschriebenes lernten, ehe sie das Gedruckte inne hatten, das gebe ein schrecklich Wirrwar und sei nie erhört worden. Einer aber kam, ein Händler, und sagte mir, er wolle nicht mehr, daß sein Bube die Fragen auswendig lerne, das G'stürm trage nichts ab, er wolle den Knaben bald ins Weltschland thun, dort trügen ihm die Fragen auch nichts ab, es früge kein Mensch darnach. Das gefalle ihm, daß ich auch viel auf Schreiben und Rechnen halte, das sei doch die Hauptsache, von allem andern hätte man nichts zu essen.

Die Leute hatten sich vorhin kaum um die Schule im Allgemeinen bekümmert, geschweige denn um ihr Inwendiges. Wenn nun der Schulmeister Fleiß hatte, d. h. wenn er immer zu rechter Zeit in der Schule war und die Kinder zuweilen zu Hause sagten: Es hätte heute auch dem Schulmeister warm gemacht, er hätte den Rock ausziehen müssen; und wenn nur das älteste Kind einen Examenzettel machen konnte, auf dem Buchstaben einen halben Zoll lang waren, und wenn es hieß: Bueb, bet oder lies! dieser mit einer mißtönenden Kopfstimme das Ding herbrüllte, daß die Kunkelstecken wackelten und die Katze unter dem Ofen herauskam und zur Thüre aus wollte; — wenn es nur also geschah, so waren die Leute zufrieden und sagten: die Kinder lernen brav, wir haben einen Schulmeister, man muß ihn rühmen.

Jetzt aber war alles wie ein aufgestöbert Wespennest. Jeder wollte befehlen, und was dem Einen recht war, wollte der Andere nicht. Es war fast nicht dabei zu sein. Ich klagte einmal dem Wehrdi diese Noth. Der erklärte mir, dieses Einmischen sei ganz natürlich, ich solle mich dessen nur nicht viel achten. Es habe jeder Bauer extra für das Schulhaus zahlen müssen und Holz dazu führen, er betrachte es nun auch als sein Haus, und wie er in seinem Hause befehle, so meine er auch hier regieren zu dürfen, wenn es ihn ankomme. Aber wie in seinem Hause er gewöhnlich nicht selbst regiere, sondern jemand anders, er möge befehlen wie er wolle, so müsse man ihn auch da befehlen lassen nach Belieben, nichts dagegen sagen, aber dann auch Schul halten nach Belieben. Zudem sei es etwas Neues, was ich da gemacht habe, und etwas solches sei ihnen immer zuwider und rege sie auf, so wie ein alter Bauer selten eine neue Kutte anziehe, ohne Wochenlang darüber zu schimpfen und sich zu verfluchen: die Schneider könnten alle nichts mehr, sie seien früher viel besser gewesen. Am Ende werde aber die neue Kutte auch eine alte und ihnen so lieb, als irgend eine frühere alte.

Disputirt nur nicht mit ihnen, Schulmeister, sagte Wehrdi, da hört Niemand auf eure Gründe. Weil eure Gytiwyler auf 10 Pfund hinaus eine ganze Kuh, auf 7 Pfund ihr Unschlitt, auf 4 Pfund hinaus die Haut zu schätzen wissen und genau angeben können, wie manches Kalb sie gehabt und ob ihre Hörner abgeschabt und zugestutzt worden seien, was ihr alles nicht könnt, so glaubt jeder Gytiwyler zehnmal gescheuter zu sein, als ihr, in allen Dingen. Er hat keinen Begriff davon, daß er in allen den Dingen kreuzdumm ist, die nicht von Rossen oder Kühen rc. handeln. Ist er der Schlauste auf dem Kuhmarkt, so meint er auch der Listigste zu sein in eurem Fache, er lächelt alle Leute aus oder weiß sie zu verdächtigen, wenn er sie nicht zum Besten haben kann. Wenn ich so ein Bäuerlein, das nicht zwanzig zählen könnte,

ohne von neunzehn auf zwanzig immer zu verirren, mich auslächeln sah und auf seinem Gesicht ellenlang geschrieben stand und die Mund- und Augenwinkel es vierfach aussprachen: rede nur, bist doch nur ein Laffe, so juckte es mich in allen Mundmuskeln, ihm zu sagen: er sei ein gepfropfter Esel, und Solche, wie er sei, brauche man in Batavia für nichts anders, als für die Affen das Reden zu lehren. Dann dachte ich, das sei ja Menschen Art, daß, je dümmer sie seien, d. h. je weniger sie begriffen, was sie nicht wüßten, was sie alles nicht könnten, desto mehr zu glauben, Alles das zu sein, zu wissen, zu können, was sie nicht wären, nicht wüßten, nicht könnten.

Ich sagte nicht viel dazu, aber ganz dieser Meinung war ich doch nicht. Mir schien es, die Bauern hätten in etwas Recht. Des Pfarrers Meinung hatte mir so viel auferlegt, ich fühlte mich gar nicht heimisch, in diesem Gange recht unbehaglich, weil ich Vielem nicht nachzukommen wußte. Ich mußte soviel darüber hören, daß diese unangenehmen Dinge unangenehme Gefühle in mir erzeugten. Ich durfte aber nichts sagen, doch fragte ich den Pfarrer, wie es denn mit des Händlers Bub solle gehalten werden, der nicht mehr die Fragen lernen wolle? und was ich mit denen machen solle, die keine Tafeln bringen wollten? Mit diesen Letztern, sagte der Pfarrer, sei nichts zu machen, als daß man sie nach und nach in der Liebe dazu zu bringen suche; für ernstere Maßregeln fände man nirgends Unterstützung.

Mit des Händlers Bub sei es ein anderes. Auswendig müsse Jeder lernen, wenn auch nicht gerade die Fragen, an denen hange er nicht, aber doch etwas Anderes. Ehedem habe man in den Schulen nichts als auswendig gelernt, manchmal während die Kinder nur noch buchstabiren konnten, um das Verständniß habe keine Seele sich bekümmert. Das sei Unsinn gewesen. Aber das sei eben auch wieder Unsinn, die Kinder gar nicht mehr auswendig lernen lassen, oder es nur so vornehm über die Achsel ansehen zu wollen als etwas, das man noch

dulden müsse, das aber wegzuschaffen wäre. Das Gedächtniß sei eine Seelenkraft wie andere und eben nicht die entbehrlichste, und sie müsse geübt und gestärkt werden, wie jede andere Kraft, wenn sie zu jedem ihrer verschiedenartigen Dienste bereit sein solle. Und gerade die Kinder, welche am schwersten auswendig lernen, müßten am meisten dazu gehalten werden, statt daß man gewöhnlich aus dummem Mitleiden es ihnen schenke. Freilich müsse man es ihnen zu erleichtern suchen, wozu es verschiedene Mittel gebe. Und gar viele Kinder scheinen ein schlecht Gedächtniß zu haben, hätten es aber nicht, sondern nur nicht das Vermögen, ihre Gedanken auf einen Punkt zu fixiren; und das sei eine Schwäche, die, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen arbeite, das Kind zu allen ernstern Dingen unfähig mache. Man sei aber halt noch nicht dahin gekommen, eine Schule zu betrachten als eine Schleife für die verschiedenen Kräfte des Menschen, sondern man betrachte die Schulen nur als Nürenberger Trichter, durch welche man dem Kinde soviel einlasse, als hinein wolle; und wolle es oben aus, so nehme man einen Stämpfel und stampfe das Ganze tüchtig zusammen, damit man noch einen Kübel voll hineinschütten könne. Man füttert das Kind halb todt und stumpft in der Schule ihm alle Kräfte ab. Stellt das daher dem Händler vor und berichtet ihn darüber, sagte der Pfarrer.

Es dünkte mich, meinte ich, der Pfarrer sollte die Leute vorbescheiden und ihnen ein Kapitel lesen und ihnen befehlen, was sie zu thun hätten. Wehrdi hätte auch gesagt, die Bauern seien zu dumm, als daß sie solche Dinge begriffen, und je dümmer Einer sei, desto übermüthiger und einbildischer sei er.

Schulmeister, wenn ich die Leute sehe, will ich mit ihnen reden, das versteht sich. Aber mit ihnen aufbegehren, ihnen befehlen, was sie in die Schule bringen sollen, das kann ich nicht. Ich habe da keine Macht, meinen Befehlen Kraft zu geben, und das wissen meine Bauern so gut als ich. Uebrigens lassen sich solche Dinge nicht erzwingen,

sondern nur einschmuggeln mit Vorsicht und dadurch, daß die Kinder Liebe dazu gewinnen und die Sache zu Hause vertheidigen und das Nöthige dazu erbetteln, wer bittet ohne Unterlaß, der kriegt sicherlich. Uebrigens sei der Wehrdi gegen die Bauern viel zu erbost. Es habe jeder Stand seine Fehler und sein Gutes, so auch der Bauernstand, man müsse aber jeden Stand einmal nehmen wie er sei. Ich solle nur sachte fahren, eins nach dem andern nehmen, nicht den Muth sinken lassen, es werde schon gut kommen.

Als ich mit dem Bescheid unzufrieden heimkam, — denn es dünkte mich: habe mich der Pfarrer in den Schlamm gestoßen, so könnte er mich jetzt herausziehen, — warteten mir wieder zwei Hausväter. Der eine klagte: ich versäume mich viel zu viel bei den Kleinen und versäume darüber die Größeren. Um mit ihnen mit Bohnen und Kastanien zu spielen (auf diese Weise wollte ich auf den Rath des Pfarrers das Zählen und Zahlensystem veranschaulichen aus Mangel eines bessern Apparats) brauche man keinen theuern Schulmeister, das könnten die Kindermägde daheim. Der andere begehrte auf: daß ich die Kleinern nicht selbst überhöre im A-B-C-Buch. Schon drei Tage habe sein Hanseli mir nicht aufgesagt, hätte er geklagt, sondern nur d's Sigriste Bäbi, und dem seien die Läuse handvoll am Kopfe herumgekrochen. Ich sei ehemals ein guter Schulmeister gewesen, aber seit man ein neues Schulhaus habe, wolle es nicht mehr gut gehen, und doch hätte man glauben sollen, wie das dann gehen müsse.

## Funfzehntes Kapitel.

### Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt.

Ich muß bekennen, das machte mich böse, und noch böser ward ich, als ich vernahm, daß der Statthalter seinen Buben, weil er bei mir nicht fortkomme, in eine der appartigen Schulen thun wolle, die für reiche Bauernsöhn-

chen in unserer Nähe errichtet worden. Ich mache viel zu lang am Gleichen, sein Bueb hätte den gleichen Zettel dreimal hintereinander abschreiben müssen. Solches sei doch wahrlich nie erhört worden. Ich bekam einen rechten Aerger gegen den Pfarrer, der, wie ich wähnte, mich in dieses alles hinein gewerchet hätte; und ich fing auch an, denen beizustimmen, wenigstens innerlich, welche sagten, die Pfaffen seien alle falsch am Volk, man sollte sie alle fortjagen oder mit ihnen akkordiren, sie machten es auch dafür und wären noch froh. Man könnte es eigentlich auch machen ohne sie, wenn man einen guten Schulmeister hätte, die hätte man alle Tage, den Pfarrer nur an einem Sonntage.

So wurde rings um mich geredet und immer lauter und besonders in Zeitungen stund Aehnliches.

Ehe es sich Tausende nur versahen, war in Folge der Juli-Revolution in Frankreich die Regeneration in der Schweiz vollbracht. Die alte Aristokratie verschwunden, alle Stühle leer, die sie im Besitz gehabt; es waren Alle gleich in der Republik Bern und Alle gleich berechtigt zu den leeren Stühlen. Tausend Schwernoth! was war da jetzt mit dem Kopf zu verdienen, wer einen Kopf dazu hatte! Tausende ergriff die Reue, daß sie nicht besser für ihre Köpfe gesorgt. Und Mancher holte das Dintenfaß hervor, stäubte es aus, weichte mit Wasser die Kruste auf und versuchte mit Bangen im Hinterstübli: ob er denn wohl noch seinen Namen schreiben könne?

Man schrie, wie an einer Feuersbrunst nach Löschmitteln, Spritzen, Eimern und Leuten, nach Bildungsmitteln, nach Schulen aller Art, nach Lehrern von allen Sorten. Gute Schulen, gute Schulmeister seien die Hauptsache! hallte an allen Bergen wieder, und das Echo brachte die süßen Klänge uns zu Ohren: Schulen und Schulmeister seien die Hauptsache. Und wie ein Fieber schien der Bildungseifer das ganze Land ergriffen zu haben, alles schien zu zittern und zu beben nach der Zeit, wo die Kinder, wenn sie aus dem Mutterleibe kämen, der Hebamme entgegenschrien: ein-

mal eins ist eins, zweimal zwei ist vier, wo die Geißbuben und Mistaufleser darüber sich prügelten, ob es zwei oder drei Urzustandswörter gebe? ob Gott ein Urzustandswort sei oder ein Geist? ob ein Dingwort ein Hauptwort sei oder gar nichts? Wo jeder Hans Michel im Oberland und im Unterland Doktor wäre irgend einer Wissenschaft, und aus seinen Küherhosen flugs schlüpfen könnte in Professorhosen, wenn er nämlich wollte. Man war überzeugt, jedes Glied und jedes Gliedlein des souveränen Volkes hätte einen eigentlichen Bildungsteufel im Leibe, und nur die verdammten Pfaffen mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen hinderten ihn auszuschlüpfen wie ein Küchlein aus dem Ei. Und wenn man die verdammten Pfaffen wegbrächte mit ihren Weihwedeln und Bannsprüchen von den mit diesen Teufelchen Schwangern, so würde an einem schönen Morgen ein Kreisen das ganze Land ergreifen und am Abend hätten wir das Land rigeldick Leute, gegen die der Aristoteles nur ein Esel und Socrates noch ein ärgerer Esel wäre. Mit allen möglichen Mitteln suchte man die Pfaffen zu verscheuchen, damit sie die Kreisenden ruhig gebären ließen. Während man so scheuchte und schimpfte, wählte man, um die Geburt zu beaufsichtigen, damit nicht etwa falsche Kinder untergeschoben würden, Behörden. Obenan ein Erziehungs-Departement.

Das Erziehungs-Departement war von Anfang eifersüchtig gegen alle ihm beigegebenen Behörden, es glaubte mehr als hinreichend Intelligenz und Erfahrung in Allem und für Alle zu besitzen, und oben drein spaltete es sich noch selbst.

Diese Spaltung schien von Wahlen auszugehen, wie noch manche andere Spaltung in der neuen Republik; allein sie hatte ihren tieferen Grund. Es scheint sich auch in einzelnen Mitgliedern die Meinung festgesetzt zu haben, ihrer Meinung geschehe Eintrag, auch wenn sie im Departement selbst besprochen würde, indem sie so in sich abgerundet sei, daß ein einziger Feilenstreich das Ganze verderbe. Dieser Meinung scheint vor allem Herr Fellen-

berg gewesen zu sein, der den übrigen Mitgliedern des Erziehungs-Departements schroff entgegentrat. Er war der Aelteste, hatte den berühmtesten Namen und schon seit Jahren auf Hofwyl allen Widerspruch abgestellt. Es war ein sehr großes Unglück für ihn, daß er dem Streit die Wendung gab: als ob das Heil der Republik Bern daran liege, ob die pädagogischen Anstalten derselben zu Hofwyl und unter seiner Leitung stattfänden oder nicht?

Er führte auch den Streit ganz auf seine Weise. Herr Fellenberg ist ein Patrizier von Bern, aber dadurch vor Tausenden ehrwürdig, daß er nicht auf dem alten hergebrachten Wege von Pöstlein zu Pöstlein zu Ehre und Vermögen kommen wollte, sondern anders. Herr Fellenberg bemerkte das Wehen einer neuen Zeit und ließ auf den Wellen derselben sich schaukeln: aber das kann ein Berner nicht lange, er faßt mit seinen zehn Fingern gerne etwas Bestimmtes, Positives. Daß sie Idealisten seien, kann den Bernern Niemand nachreden.

Herr Fellenberg ergriff die Landwirthschaft, und, die Richtung des Zeitalters nach einer rationellern Erziehung erfassend, auch die Pädagogik in weiterm Sinn. Bei diesem Ergreifen von zweien Dingen verband er eine merkwürdige Combinationsgabe. Er verflocht die beiden Dinge so ineinander, daß noch heute der Streit darüber waltet: ob die Landwirthschaft oder das Erziehungswesen sein Hauptzweck sei? der Streit: ob er das Heil der Menschheit oder sein eigenes, d. h. Vermögen und Namen, suche?

Ein einfältig Bäuerlein gab folgendes Urtheil ab in diesem Streite, was aber den Streit nicht entscheiden wird.

Ein schlichter Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock, Namens Sepp, ging auch einmal nach Hofwyl; er wollte mit eignen Augen anschauen, worüber so viel gestritten wurde. In Hofwyl beachtete man seine klugen Augen nicht, man sah nur, daß er zu Fuß kam, kein Engländer sei, kein Magnat irgend einer Art, darum beachtete man den ganzen Mann nicht. Der stieg nun un-

beachtet umher, that Fragen hie und da, nahm Prisen aus seiner hörnernen Schnupftabacksdose. Man antwortete ihm bald unbefangen, bald spöttisch, aber man antwortete doch, versteckte nichts vor ihm, und des Mannes kluger Blick sah in alle Winkel, wußte was er fragte und faßte gut die Antworten. Als endlich der Tag sich neigte, da ging er heimwärts in seinen mit Fett gesalbten Schuhen und seiner hörnernen Schnupftabacksdose. Auf dem nächsten Hügel stund er stille und sah noch einmal nieder auf das prächtige Hofwyl mit seinen von außen großartigen Gebäuden und noch großartigern Feldern. Nach langem Sinnen brachen ihm unwillkürlich die Worte hervor: Ja, Fellenberg, du bist ein gewaltiger Mann! du hast einen großen Kampf gekämpfet; du hast wilden Boden entsumpft, geläutert, in herrliches Land verwandelt, hast mächtige Gebäude errichtet und wohlfeil, hast Lehrsäle und Werkstätten, Ställe und Keller, wie man sie nirgends sieht; hast Hornvieh und Schmalvieh, hast Esel und Pferde, wie sie wohl Niemand hat, und das Alles hast du geschaffen; wahrlich du bist ein gewaltiger Mann! Aber, Fellenberg, wo hast du die Menschen, die du geschaffen?

Einige dreißig Jahre, sagst du, hättest du erzogen: wo sind sie, deine Erzogenen, deine geistigen und leiblichen Söhne? Wo ist der Kranz von Männern, den du dir selbst geflochten; der dich umsteht und mit feuriger Kraft die Weisheit des Vaters in Thaten verwandelt; in denen dein Geist, dein Wille lebt, so daß in dir das Bewußtsein erglüht, unsterblich zu sein in diesen Männern, fortzuleben in ihnen, wenn längst dein morscher werdender Leib verweset ist? Wo sind sie, die Schaaren von Jünglingen, die in glühender Begeisterung an dir hangen, dich als ihren Vater verehren und deines Winkes gewärtig, ihr Leben dir zu weihen; welche, wenn die Männer fallen, an ihre Stellen stehen und den Namen des Vaters Fellenberg hoch halten, als ihr Panier, daß man ihn sieht in allen vier Welttheilen, gleich dem Namen des unvergeßlichen Pestalozzi? Wo hast du sie, diese Männer, diese Jüng-

linge, wo hast du sie, Fellenberg? Du hast sie nicht! Ich habe heute nach ihnen geforscht, ich habe sie nicht gefunden. Fremde oder kalte Leute umstehen dich, einsam ist es um dich, du hast dir Niemand erzogen, der deinen Namen erhält. Das weißt du, darum soll es die Republik thun, meinst du. Die Gebäude kann die Republik erhalten, das Land zusammenhalten, aber deinen Namen, Fellenberg, als Bildner und Erzieher, kann sie nicht erhalten. Anstalten erhalten keinen Namen; nur der Geist, der vom Träger des Namens belebend, begeisternd ausgegangen, ist's, der Namen und Anstalten erhält.

Fellenberg, du armer Mann! gewaltig bist du wohl, aber einsam bist du, bist kein alter Eichenstamm, an dem junge Gewächse sich aufschlingen, ihn ewig grün erhalten. An dir hat Niemand sich emporgerankt — weißt du warum? Du ringst kühn den Todeskampf, aber du wirst erliegen, denn du armer Mann, — du bist einsam.

So sprach das halbleinene Bäuerlein und wendete seine gesalbten Schuhe seinen zwei Großkindern zu, die ihn grün erhielten.

Wer diesen Streit einzig hätte entscheiden können, war Herr Fellenberg. Hätte er Alle reden lassen und in stiller Größe gehandelt mit seinen großen Mitteln, gehandelt mit großartigem, großmüthigem Sinn, unbekümmert um alles Gekläff; dann hätten seine Werke geredet, die Kläffer wären verstummt und der Vater seines Hofwyls hätte vielleicht der Vater seines Vaterlandes werden können. Aber das geschah nicht. Er war mitten im Streite, und mit einer Leidenschaftlichkeit, von der man glauben sollte, sie könnte nicht wohnen in reinem Bewußtsein, nicht bei einem wahrhaft großen Mann.

Dieser Streit hatte die unseligsten Folgen auf den Entwickelungsgang des Schulwesens und ganz besonders für uns Schulmeister.

Schon das Echo von dem Volksgetön über Bildung und Schulen hatte uns wirbelnd gemacht im Kopfe, und man will sagen, es hätte hier und da Einer Reden ge-

führt, wie in den Decembertagen 1830 eine Kammermagd beim Brunnen: heute müsse sie noch fegen und waschen, über acht Tage könnten es dann die Frau und das Fräulein thun, und sie wolle beim Kaffeetisch sitzen.

Nun aber suchte Herr Fellenberg Verbündete gegen das Erziehungs-Departement und die Pfaffen, wählte unglücklicherweise uns Schulmeister vor allen und machte uns noch unglücklichererweise zu leichten Truppen, dem Vortrab; wir wurden die sogenannten enfans perdus, die man an die gefährlichsten Orte voranschickte, weil nicht viel verloren war, wenn sie verloren gingen. Zu dem Ende wurden wir mit allen möglichen Mitteln nach Hofwyl gezogen oder wenigstens in dessen System. Es wurde auf die Achseln geklopft, süße Worte: mein Freund! guter Mann! u. s. w. nicht gespart. Unsere Einbildungskraft wurde mit allerlei reizenden Bildern von Emanzipation von der Pfaffenherrschaft, würdige, freie Stellung, Anerkennung als die Bildner von 80,000 jungen Staatsbürgern, als des wichtigsten Standes im Staate, als die Arbeiter, die des Lohnes werth seien, als Märtyrer, denen endlich die Krone gebühre, gewaltig entzündet. Unser ohnehin reizbares, mißtrauisch empfindliches Gemüth wurde durch die gehässigsten Verunglimpfungen des Erziehungs-Departements und seiner Freunde, der Pfaffen, welche dem Schulmeisterglück im Wege stünden, welche allen Willen unseres Vaters für uns vereitelten, mit dem Staatsschatz nicht nur nicht herausrückten, sondern den furchtbaren Verrath an uns begingen, entsumpfte Staatsbürger durch verfluchte schlechte Wiederholungkurse systematisch wieder versumpfen zu wollen (ein furchtbarer Geistermord, in Masse verübt an 700 wackern Männern, den edelsten im Volke!), in förmliche Gährung gebracht.

Wer will es uns nun verargen, wenn wir Schulmeister, welche die Welt so wenig kannten, nicht wußten, was Complimente waren, mit Kniffen und Intriguen nie gefochten hatten, gedrückt von unserer Lage, belastet mit tausend Sorgen den Kopf verloren und den Boden unter

unsern Füßen? Wenn wir Herrn Fellenberg nicht nur als unsern Vater, sondern auch als unsern Heiland betrachteten, ihm unbedingten Glauben schenkten, wer will uns das verargen?

Das hätte noch alles nichts gemacht, aber nun setzte man uns auf die Schlachtrosse und jagte uns hinein in den wüsten Streit. Wir mußten gegen die Pfaffen streiten, lernten sie betrachten als Usurpatoren der uns zukommenden Stellung, als die, welche eigentlich das Brot essen, das der liebe Gott für uns bestimmt, in den Häusern wohnten, die uns zukämen. Je nach den Umständen ritt man auch die Bauern an, trat ihnen wenigstens mit dem Hute auf der Seite unter den Bart. Vor allem aber ritt man gegen das Erziehungs-Departement in Schriften, Zeitungen, Vorstellungen, und, wo ein Mitglied desselben den Mund aufthat, besonders an Schulmeister-Versammlungen, da fuhr man ihm darüber mit einer Unverschämtheit, einer Anmaßung, daß mir noch jetzt die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke. Und es war eine Zeit, wo man vor solchen Worten bedeutend schlotterte.

Dann meinten wir, was wir verrichtet hätten, und stunden zusammen, drückten uns die Hände, strengten uns zu kühnen Gesichtern an und meinten: Denen hätte man es gesagt und wenn es länger ginge, so wolle man es ihnen noch ganz anders sagen.

Der Herd und Schauplatz dieser blutlosen, aber giftigen Kämpfe waren nämlich auf die allerunglückseligste Weise die Wiederholungskurse, welche zur Nachbildung älterer Lehrer angeordnet wurden und in der Idee ganz zweckmäßige waren.

Obgleich man uns die Köpfe aufblies, daß sie wurden wie ein über das Meer schiffender Luftballon, so lebte doch noch ein ander Gefühl in uns. Es lebte in uns ein Gefühl, das wir heimlich hielten, aber das um so tiefer sich eingrub, ein Gefühl, daß wir trotz allem Aufbegehren nicht seien, was wir sein sollten, daß uns unendlich viel fehle, um würdige Lehrer, der Stand zu sein, auf dessen

Achseln das Menschengeschlecht ruhe. Eine Ahnung stieg in uns auf von der Größe unseres Berufes und der eigenen Leere, von der unendlichen Entfernung zwischen uns, was wir wären, und dem, was wir uns einbildeten. Ein brennender Durst des Wissens kam über uns; in Jung und Alt flammte ein unwiderstehlicher Trieb auf nach Befähigung.

Es war wirklich rührend und ergreifend, wie dieser Trieb manchen Mann mit kahlem Scheitel und alter Gestalt ergriff, wie er hineilete, den neuen Lehren mit einer Anstrengung zuhörete, einer Menge Schreibereien mit einer Hingabe sich unterzog, die an einem Jüngling Lob verdient hätte, an einem alternden, das Lernen ungewohnten Manne aber bewunderungswürdig war. Noch rührender aber war es, wie der Mann schwankte: Soll ich gehen oder nicht, meinem Triebe folgen oder meinen Umständen mich unterziehen? Wie er mit bangem Herzen seinen Wunsch seinem Weibe vortrug, wie die manche halbe Nacht mit einander überlegten: ob es sich erleiden möge, ob das Weib die Haushaltung und das Pflanzen besorgen, die Kinder meistern und den ausbleibenden Verdienst des Mannes entbehren könne? Wie der Wunsch des Mannes immer dringender ward, und das Weib seine Thränen im Herzen behielt und dem Manne mit einem Kusse nachgab; dann seine Garderobe untersuchte, seine zwei Paar leinene Strümpfe neu anstrickte mit freundlichem Gesicht und ihm sagte: Mannli, du mußt ein Paar neue Hosen machen lassen, so darfst du mir wahrlich nicht gehen; und am Ende die vorräthigen sieben und einen halben Batzen so mit ihm theilte, daß sie ihm vier in den Sack gab und nur drei und einen halben Batzen behielt. Und wie der Mann weich wurde, aber doch nicht stark genug, seinen Wunsch aufzugeben. Wie er die Frau tröstete mit einer bessern Zeit, und wie er der Frau sagte, als er mit nassen Augen von den schlafenden Kindern Abschied genommen, die Frau ihm das Halstuch umgebunden und ein frisch gewaschenes Nastuch in den Sack gesteckt hatte:

daß er nur der Kinder wegen gehe, damit er bei größerer Geschicklichkeit eine bessere Stelle erhalten und somit die Kinder besser erziehen könne. Und wie er der Frau die Hand reichte und sie ihn fragte: wann er wohl einmal heimkommen werde? Und wie er unter der Dachrinne an seine Taschen greifend, die Tabakpfeife zu vermissen glaubte und wieder hineinging und sein Weibchen noch einmal sah und seine Tabakpfeife in der Tasche fand. Und wie nach hundert Schritten sein Weibchen ihm nachgelaufen kam mit dem Schuhlöffel in der Hand, den er ja immer brauchen müsse zu seinen halb neuen Schuhen. Und wie der Schulmeister ihn nach langem Besinnen wieder zurückgab, weil er denke, es werden an andern Orten auch Schuhlöffel sein. Und wie sie dann wieder von einander Abschied nahmen, nachdem ihnen noch Manches in Sinn gekommen war zu empfehlen. Und wie sie von einander gingen und zurücksahen, und das arme Frauchen mit fünf Kindern und drei und einem halben Batzen die Schürze erst vor die Augen nahm, als der Mann um die Ecke war. Und wie sie schluchzend heimging und sich dann ans Spinnrad setzte, um noch ein halbes Tausend oder einen halben Batzen aus der Kunkel zu ziehen, und wie sie die Finger in den Augen netzen konnte und doch wieder ein freundlich Gesicht hatte, als das erste Kind erwachte — das Alles hätte man sehen sollen, dann hätte man gewußt, wie heilig ein Wiederholungskurs sollte geachtet werden, wie er geweiht sei durch Weiberthränen und Kinderdarben. Ohne es zu sehen, hätten es vernünftige Menschen, und Menschen, die nicht bloß ihre Zwecke im Auge gehabt, wie Napoleon beim Stürmen einer Batterie, wohl denken können.

Aber man dachte an solche Kleinigkeit nicht, man vergiftete alle Wiederholungskurse durch die in dieselben geworfenen Fackeln des Streites und des Zwiespaltes. Man raubte den Lehrern die Unbefangenheit, gab ihrem Gemüth eine feindselige Richtung, und die Curse selbst basirte man nicht auf das Bedürfniß, sondern auf den Schein.

Das Departement war genöthiget, eigene Curse zu errichten, und wie zwei feindliche Mächte stunden die Fellenbergischen und departementlichen Curse einander gegenüber. Und eben diese Stellung hinderte die natürliche Entwickelung jedes Curses, hinderte, daß man unbefangen bis dahin niederstieg, wo man seine Schüler finden konnte, daß man sich begränzte und unnöthigen Firlefanz bei Seite ließ. Man hatte das Examen vor Augen, hatte Verunglimpfungen vor Augen, und so schwebten einem diese oft mehr vor Augen als die Schulen selbst. Und weil in den Examen getäuscht werden konnte, so erschienen vor demselben Spione, Aufseher mit verwachsenen Hosen und mörderischem Gesicht, den Kopf hochgehalten in schwarzer Halsbinde, und setzten sich hin unter die armen Schulmeister und verleumdeten ihnen den Unterricht, den sie seit so vielen Wochen empfangen, den sie als einen Schatz hoch gehalten, um deswillen sie die Weiber weinen, und die Kinder darben ließen. Und die armen Schulmeister, welche nicht selbst prüfen konnten, welche auf Autorität hin glauben mußten, denen wurde die Freude geraubt. Es entstund in ihnen Mißtrauen gegen das Gelernte, es wuchs ihnen ein Stachel im Herzen, daß sie ein Vierteljahr verloren. Gegen das Lernen wurden sie gleichgültig, der Durst nach Weiterbildung war vorüber. Eine Menge Dinge, welche sie gelernt hatten, dienten ihnen zu nichts, und selbst den erhaltenen Unterricht in den Schulfächern konnten sie nicht anwenden in der Schule. Der Anknüpfungspunkt war ihnen nicht gezeigt worden. Wie oben gesagt worden: man hatte sich höchstens zu den Schulmeistern herabgelassen und nicht zu der Schule selbst, wie sie mit einigen Veränderungen fast durchgehends durch den Kanton bestund. Als daher einmal ein Schulmeister, der eben aus einem Wiederholungskurse kam, wo man viel arbeitete, sehr systematisch war, Erklärungen auswendig lernte, damit man ja in keinem seligmachenden Worte fehle, in einem Examen eine Geschichte im N. Testament sprachlich, besonders in Bezug auf das Zeitwort oder

Zustandswort, erklären sollte, so erklärte er alles Mögliche, nur kein Zeitwort. Als er gemahnt wurde, doch bald damit anzufangen, sonst finde er in der Geschichte kein Zeitwort mehr, so entschuldigte er sich damit: er kenne diese Methode nicht und sei an eine ganz andere gewöhnt. Als man ihm sagte, man schreibe ihn ja gar keine Methode vor, sondern nur, daß er die vorkommenden Zeitwörter erkläre und zwar nach jeder ihm beliebigen Sprachlehre und auf jegliche ihm beliebige Methode, so sagte er wieder: das sei nicht seine Methode, das Zeitwort zu behandeln. Nun, so solle er es behandeln nach der ihm beliebigen Methode, sagte man ihm. Da erklärte er seine Geschichte aus und fragte dann einen der vier zu examinirenden Knaben: Du, wenn ich sage, der Vogel fliegt, kannst du mir dann sagen, worin ist der Vogel? Der Knabe besann sich, endlich sagte er: In der Luft. Nein, der Vogel ist nicht in der Luft, worin ist er? Kannst du es mir sagen oder du? Er ist im—e—ne Zu... Zust... Zusta... er ist ja im—e—ne Zustand, in einem Zustande ist der Vogel, wenn er fliegt, sagt man. Also fliegt, ist ein Zustandswort, weil es den Zustand ausdrückt, in welchem etwas ist.

Da war auch der Knopf, von dem ich eben sprach, der Knopf zwischen dem Fach und der Schule nicht gemacht, und zwar auch nicht einmal der Knopf zwischen dem abstrakt Erlernten und der Anwendung auf gegebene Fälle. Auch in der Anordnung dieser Curse war unwillkürlich der Streit das Hauptaugenmerk und nicht die Schule selbst, sonst hätte man die Anordnungen gewöhnlich früher und gründlicher durchdacht.

Und wenn dann das harrende Weib den heimkehrenden Mann nach seiner Beute fragte, da erhielt gar Manches vom muthlosen Mann muthlose Antworten. Und das arme Weib jammerte: Wärest du daheim geblieben!

Die Mitglieder des Erziehungs-Departements hätten entweder Klötze oder Engel sein müssen, wenn unser Auf-

begehren und Schimpfen dieselben nicht hätten erbittern, uns abgeneigt machen sollen.

Es trat im Departement immer mehr die Meinung zu Tage, daß wir erst besser werden müßten, ehe man uns besser besolden könne, zum Vorschein, aber nicht klar ausgesprochen. Man stichelte und redete von unanständigen fleischlichen Gelüsten, was eine unanständige Rede war. Eine Rede, die davon zeugte, daß man nicht nachrechnete, wie mit 25 Thalern und einer Familie auszukommen sei; daß man nicht bedachte, daß ein Schulmeister und seine Kinder nicht ätherische Wesen, sondern nur Menschen sind, die hungrig werden, und im Hunger nach Brot schreien. Werden doch, wie man sagt, auch Professoren hungrig und zwar brav, warum sollten es nicht auch Schulmeister werden? Da sie auch geistigen Hunger fühlten, so war der andere ihnen doch wahrlich nicht auf diese Weise vorzuwerfen. Man redete davon, daß der Staat besondere Zulagen nicht vermöge, daß man den Eifer der Gemeinden (o Gott erbarm!) zu Verbesserung der Schulen durch unbesonnene Staatszulage nicht lähmen solle ꝛc.

Von Allem das Merkwürdigste war, daß auch hier Vater Fellenberg mit dem Erziehungs-Departement fast gleicher Meinung, daß er ein ganz Anderer war jetzt, da es auf Geld, als sonst, wo es nur auf Worte ankam.

Aber wir dachten mit gewaltigen Worten und spitzigen Federn vor dem Großen Rath zu siegen und ließen nun schreiben, was das Zeug hielt, und redeten drein, daß es uns dünkte, die Großräthe müßten aus Ton gemacht sein, wenn sie nicht auch Feuer und Flammen für uns speien sollten.

Aber, o Gott, die Leute nahmen es kaltblütig! Nahmen es kaltblütig, als mit dem nassen Finger eine Hoffnung nach der andern uns durchgestrichen und eine Bürde nach der andern auferlegt wurde. Das Departement war von dem Grundsatze ausgegangen, daß der Stand nicht sei, was er sein solle, daß daher nicht dem Stande, sondern nur Einzelnen zu helfen sei, die bereits wären, wie sie

sein sollten. Das gute Departement hatte nie gerechnet, was eine Schulmeister-Haushaltung, gehalten gleich einer Tauner-Haushaltung, koste; hatte nicht darauf gerechnet, daß wir auch fleischliche Gelüste hätten: nämlich, uns satt zu essen, zu trinken, uns zu kleiden; hatte nicht daran gedacht, daß ein guter Fuhrmann ein Pferd nicht nüchtern aus dem Stalle nimmt und ihm sagt: Wenn du brav läufst, dann will ich dich auch brav füttern: sondern, daß er es erst brav füttert und erst dann ein braves Laufen von ihm fordert.

Und, o Herr, wie ward uns, als vor allem aus der Entwurf der großen Schulcommission beseitigt wurde; als unser Einkommen auf keine Weise verbessert wurde; als nur das Erziehungs-Departement Geld erhielt, freilich zu Gnadenspenden für uns; als erkannt wurde, theilweise Erhöhung des Einkommens gebe das Recht, eine Stelle lediglich zu erklären; als uns Schule das ganze Jahr durch auferlegt wurde, aber den Gemeinden keine Verbindlichkeit, uns dafür zu entschädigen; als uns noch eine Menge Dinge auferlegt wurden und dagegen keine Vergütung, keine Erleichterung uns zukam; als der Primarschule gar noch nach dem Gesetz, von dem man bald sagte, es werde eine lange Reihe von Jahren durchdauern, bald wiederum es transitorisch nannte, eilf Fächer zugewiesen wurden, in 2 Paragraphen, und zwar im ersten christliche Religion, Sprache, Rechnen, Schreiben, Gesang, im zweiten Linealzeichnung, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Verfassungslehre, Buchhaltung, Haus- und Landwirthschaft, und Niemand so recht ergreifend und aus dem Herzen dagegen und für uns eintrat; als alle Hoffnungen in Trümmer gingen und manche neue Last aufging; da zog der Jammer ein in manches Schulmeisterherz, da umzog Jammer, düster und schwarz wie eine Gewitterwolke, manche Haushaltung!

Da durchschnitt Manchen von uns die Ahnung, daß wir eigentlich in der allgemeinen Werthung ganz anders stünden, als man uns vorgespiegelt hatte; daß die Einen

nur den Stand so hoch gepriesen, den gegenwärtigen Personen aber abgeneigt geworden, allerdings zum Theil durch unsere Schuld; daß die Andern uns nur deswegen so hoch erhoben, um die Pfaffen, deren Einfluß auf das Volk man fürchtete, desto tiefer herunter zu machen, verdächtigen, ihnen zur Last legen zu können, am gegenwärtigen Zustand allein Schuld zu sein und nicht Gott der Herr; daß eine Menge, wie Gänse ihrem Führer, diesem Geschrei beigestimmt, ohne zu wissen, was sie schrieen, ohne zu denken, daß dem Geschrei auch etwas anderes folgen solle, ohne von ferne sich einfallen zu lassen, daß dieses Geschrei sie etwas kosten könne, nämlich eine Erhöhung unserer Besoldungen.

Jetzt glaubten wir das Aergste erfahren zu haben, — fürchterlich getäuschte Hoffnungen. Wir versanken wieder in die alte Apathie und fingen an um so emsiger zu weben, zu schustern, zu tischmachern, um das an so vielen Versammlungen unnütz verbrauchte Geld, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Da rüttelte uns eine noch fürchterlichere Nachricht auf einmal wieder auf; die Nachricht: alle Primarlehrer sollten examinirt werden.

Das Departement hatte dieses Examen wirklich erkannt und über uns verhängt. Es war ein sehr kluger Schritt von dem Erziehungs-Departement und ein sehr wohlthätiger für uns, ungefähr was ein Brechmittel einer Magenüberladung. Klug war der Schritt, weil in diesem Schritt eine Rechtfertigung des Departements lag, daß dasselbe nicht mehr für uns gethan. Wir durften nach abgehaltenem Examen viel weniger mehr aufbegehren, gar Mancher wurde ab hohem Roß zum beschämten Schweigen gebracht. Und endlich kam dadurch das Departement zu einer gründlichen Kenntniß sämmtlicher schulmeisterlichen Capacitäten, wenn nämlich das Examen auf eine Weise abgehalten wurde, daß ein vernünftiges Resultat daraus entsprang, und wenn die darüber geführten Tabellen auf eine Weise abgefaßt wurden, daß dieses Resultat in die Augen sprang.

Potz tausend, wie wir da wieder aufsprangen und zu-

sammen; wie da die Rädelsführer wieder schönes Spiel bekamen; und die Männerchen, an denen ein weites Maul und sonst nichts war, dieses Maul brauchten, daß man hätte meinen sollen, in demselben stecken tausend Donnerwolken und hintendrin die Donnerkeile!

Das Examen lief recht ordentlich ab. Die Herren General-Examinatoren waren manierliche Leute, die Niemand zu hängen oder zu köpfen begehrten. Es waren auch besonders kluge Männer, die nicht lange zu fragen brauchten, was mit Einem sei, sie sahen es schon an von Weitem; man brauchte kaum den Mund zu öffnen, so machten sie schon Zeichen in ihre Kalender. Es waren auch verschwiegene Leute, auch nicht mit einer Sylbe verriethen sie, was das Examen für Folgen haben werde. Wir waren im Ganzen mit uns und ihnen recht wohl zufrieden; aber böse wurden wir und räsonnirten über unsere ehemaligen Lehrer, daß die uns nicht in allen Stücken die Antworten gelehrt hatten, die auf der Examinatoren Fragen gepaßt hätten. Wir wußten nicht recht, war dieses geschehen aus Bosheit oder Dummheit. In den Fächern §. 2. hatten in unserer Gegend sich wenige examiniren lassen.

## Sechszehntes Kapitel.

### Wie bei allem Doctern die Schule verdoctert wird.

Es war ein Gesetz, welches allen Schulmeistern, die durch die General-Examinatoren für hinlänglich befähigt erfunden würden in den Fächern des ersten Paragraphen, ein Minimum von 60 Thalern zusprach, wo Holz, Haus, Land angerechnet werden konnten. Allen denen, die nicht hinlänglich befähigt gehalten wurden, wurde nichts zugesprochen; hingegen erhielten die, welche in den zweiten Paragraphen sich hatten examiniren lassen und befähigt befunden wurden, per Fach 10 Thaler mehr, so daß das Maximum der Schullehrer-Besoldung auf 120 Thaler anstieg. Es war auch befohlen worden, daß kein bisheriges Einkommen solle vermindert werden, sondern daß die Gemeinden, welche bis-

her ihrem Schulmeister z. B. 100 Thaler gegeben, ihm es fürderhin auszubezahlen hätten, auch wenn er nur 60 Thaler oder gar nichts gewerthet worden. Hingegen müßten auch die Gemeinden, welche gar nichts von den Fächern des zweiten Paragraphen begehrten in ihren Schulen und dem Lehrer bis dahin nur 60 Thaler gaben, dem Lehrer das Einkommen bis 120 Thaler erhöhen, sobald er fähig erachtet worden, diese Fächer zu lehren. Freilich war im Hintergrunde auch auf die Beihülfe des Staates gewiesen.

Dieses Gesetz traf eine Menge Lehrer furchtbar und zerstörte alle Hoffnungen; zwar sah man nicht sogleich in dessen Tiefen nieder, weil man die besondere Anwendung desselben auf jeden Einzelnen sich nicht dachte, und Jeder mit der Hoffnung sich tröstete, daß er wenigstens 60 Thaler hoch gewerthet sei; was doch für Viele in einzelnen Landestheilen eine bedeutende Verbesserung ausmachte.

Hingegen stellte es die Primarschule auf den Kopf, indem es dadurch, daß jedes Fach des zweiten Paragraphen mit 10 Thalern dotirt wurde, also alle Fächer zusammen mit 60 Thalern über die andern 60 Thaler aus, während der tüchtigste Lehrer in den Fächern des ersten Paragraphen nur auf 60 Thaler Anspruch machen konnte, den Wahn erweckte, als wären die Fächer des zweiten Paragraphen die Hauptsache, als müßten die um jeden Preis eingeführt sein und daher natürlicherweise alle Kräfte der Lehrer auf die Befähigung in diesen Fächern richtete, während die meisten Lehrer alle ihre Anstrengungen nöthig gehabt hätten, sich recht tüchtig in den Hauptfächern auszubilden. Und dahin wäre es allerdings gekommen, daß man in den Primarschulen Alles gelernt hätte und Nichts.

Ich muß es bekennen, daß mich dieses Gesetz nicht erschreckte. Ich hoffte auf jeden Fall viele Gulden mehr zu bekommen als bisher, denn ich hatte mich auch in einigen Fächern des zweiten Paragraphen examiniren lassen. Aber Eins machte mir ein wenig bange. Ich dachte, wenn mir die Gemeinde für Fächer zahlen solle, die ich nicht lehre, so werde sie gewaltig aufbegehren und sagen, daß

sei nirgends der Brauch, daß man Dinge bezahle, von denen man nichts habe. Ich glaubte daher am besten zu thun, alsobald, was ich von diesen Fächern wußte, einzuführen, und schwitzte einige Wochen tüchtig mit den Kindern in der Naturlehre, und der Erdbeschreibung und der Vaterlandsgeschichte ꝛc.

Da kam eines Tags der Pfarrer in die Schule, als ich eben in solchen Fächern herumtappte. Er setzte sich hin, hörte dem Ding zu, ohne ein Wort zu reden. Als die Schule aus war, blieb er noch und sagte mir nun ganz manierlich wüst auf folgende Art: Schulmeister, sagte er, was Tausend kömmt euch in Sinn, so auf einmal in allen Fächern herumzufahren? Eure Bauern räsonniren gräßlich darüber und behaupten, daß ihr die Kinder geradezu dem Teufel zuführet oder wenigstens dem Antichrist, und daß die Schule seit einiger Zeit ganz verpfuscht sei.

Ich erzählte nun dem Pfarrer kurz, daß ich die Sache so nöthig glaube, wie das hohe Erziehungs-Departement. Wenn dieses nicht überzeugt gewesen wäre von der Nothwendigkeit der Sache, so hätte es kein solches Gesetz gegeben. Uebrigens sei es mir auch um meine Gulden, die ich viel nöthiger hätte, als der Herr Pfarrer denke, weil mir 1 Gulden mehr zu sagen habe, als ihm vielleicht hundert. Und ich hoffe doch, der Herr Pfarrer werde mir diese Verbesserung wohl auch gönnen. Das sagte ich etwas verblümt, aber doch in diesem Sinne.

Da schaute mich der Pfarrer einen Augenblick sehr ernst an, aber bald sprühte ihm das Lachen wieder aus dem ganzen Gesicht. Ach Gott! ja, mein Schulmeister, ich gönne euch Alles, sogar eure Frau, und um ihretwillen hundertmal mehr an Geld, als ihr erhalten werdet, aber eben deswegen muß ich euch warnen vor Dummheiten.

Das hohe Departement versteht alles am besten, das versteht sich von selbst. Aber ich denke mir doch, es könne menschlicher Weise nimmer an alles denken und habe z. B. bei Abfassung dieses Gesetzes nicht gedacht, wie unsere Schulen in diesem Augenblick beschaffen seien und welches

die Wirkungen auf die Schulen sein werden. Ich weiß wohl, es kennt den innern Stand der Schulen durch und durch, und weiß von jeder Schule akkurat, wie weit sie ist und was in ihr vorgeht, aber eben vergißt denn doch der Mensch zuweilen, was er weiß. Aber ihr, Schulmeister, solltet denn doch nicht vergessen, wie eure Schule steht, und wie ihr mir bei den alten Fächern schon gesagt, ihr wüßtet nicht, wie Zeit finden für Alles; und wie ihr mich auf das Korn genommen, als ich euch zumuthete, eine bessere Ordnung in eure Schule einzuführen und jede Minute zu Ehren zu ziehen. Wie wollt ihr Ordnung erhalten, keine Klasse vernachlässigen, wenn ihr nun noch ein halb Dutzend Fächer auf einmal dazu nehmet? Ihr, Schulmeister, sollt doch eure Bauern nicht vergessen, die ihr alle Tage vor Augen habt, und wissen, was in ihnen steckt. In den Erklärungen der Kinderbibel könnt ihr ihnen tausend Sachen aus der Natur und die Natur selbst erklären, sie nehmen es mit Freuden auf. Aber da fangt ihr eigends an mit Naturlehre und Naturgeschichte, das, meinten sie, sei nun die neue Religion, von der schon lange gefaselt worden (wie man ja auch von einer neuen Bibel sprach), die wolltet ihr nun lehren statt der Gotteslehre, statt der Christuslehre. Dann fangt ihr noch gerade bei dem Heikelsten an, bei dem Sonnensystem, und daß die Sonne still stehe, die Erde aber rund umgehe, während es bei euren Bauern ein Glaubensartikel aus den Psalmen und dem Buche Josua ist, daß das Umgekehrte statt finde. Da lästern sie nun furchtbar über die neue Lehre, euren Unglauben und den Mißbrauch des Schulhauses.

Aber, Herr Pfarrer, sagte ich, soll man denn nicht Jedermann die Wahrheit sagen und die Leute aufklären in ihrem Aberglauben?

Aber, Schulmeister, sagt man dann Jedermann die Wahrheit? Sagt ihr Jedermann: Du hast eine krumme Nase, du hast verdrehte Augen, oder rothe Haare? Sagt ihr Jedermann: Du bist ein Kameel! wenn er sich wie

ein Kameel gebehrdet? Das im Allgemeinen über das die Wahrheit sagen. Aber noch insbesondere muß ich euch bemerken, daß die Leute eine gar wunderliche Religion haben, mit gar mancherlei Anhängseln beladen; rührt ihnen nur ein Stück an, so wackelt entweder das Ganze oder sie verketzern euch. Gerade so hatten es auch die Juden und Christus ließ das sein, wohl wissend, daß alle diese Anhängsel sich von selbst ablösen würden, wenn der Sinn seiner Worte einmal durchdringe. Gerade so ist es mit der Sonne und mit der Erde, das ist auch ein solcher Anhängsel des Glaubens. Habt ihr ihnen einmal einen vernünftigen Glauben festgestellt, dann fallen solche Dinge von selbst weg; aber das müßt ihr zuerst thun und nicht mit dem Wegnehmen anfangen. Uebrigens, wenn ihr den Nutzen dieser Lehre für diese Leute, und den Schaden, den sie diesen Leuten und besonders euch diesen Augenblick bringt, abwägt, so wißt ihr bald, woran ihr seid. Gerade so ist es auch mit der Natur und der Lehre von den Naturkräften. Wollt ihr die abgesondert von der Lehre von Gott geben, so werdet ihr, ihr mögt das hier machen, wie ihr wollt, gelten für einen Heiden, einen Gottesläugner.

Ein Stück des Glaubens ist auch, daß der liebe Gott den Blitz, wie der Mensch einen Stein, in der Hand habe und ihn schleudere auf den, der ihn geläugnet oder gelästert. Das ist allerdings richtig, der Blitz ist in Gottes Hand, d. h. der Blitz wird von Gott regiert, er fährt wohin Gott will, wie das Sandkorn, das vom Meeresstrand der Wind emporhebt, wie der Stein, der des Knaben Hand entflieht. Aber das Sein des Blitzes in Gottes Hand so wie der Ausdruck: Hand Gottes, das sind bildliche Ausdrücke.

Da saß einmal ein Schulmeister an einem Leichenmhal wohlgemuth und unterhielt die langsam kauenden Leute mit seiner Weisheit. Es wurde erzählt unter anderem, daß irgend ein ruchloser Statthalter von Gott durch einen Blitz erschossen worden sei. Dem Schulmeister

ward wohl, daß er da wieder leuchten könnte in seiner Weisheit. Er legte sich hinten an, legte seine Hand auf den Tisch und die Gabel geradauf in derselben, wie ein Scepter, und sagte: Gott erschieße Niemand mit einem Blitz, die Blitze kämen nur aus den Wolken und nicht aus dem Himmel. Er entwickelte nun scharfsinnig die Theorie des Blitzes, wie er durch Reibung zweier Wolken entstünde und dahin führe, wo der Wind ungefähr ihn hintreibe. So wie der Schulmeister in seiner Entwickelung vorrückte, rückten die Leute von ihm weg, und als er fertig war, eilten die Meisten fort in bedenklicher Angst, Gott möchte solche vermessene Reden mit einem Blitz ins Haus züchtigen.

Der Schulmeister, der sich so unerwartet allein sah, begann endlich zu merken, was er angerichtet habe, aber er begriff seine Dummheit nicht, sondern hielt über die dummen Leute dummerweise sich auf. Er begriff nicht den frommen Glauben der Leute, die Gottes Leitung Alles unmittelbar zuschreiben. Als die Gelehrten nach und nach die verschiedenen Prozesse in der Natur entdeckten, entdeckten, daß nicht alles unmittelbar von Gott komme, so wurden auch sie verwirrt und ungläubig. Der fromme Glaube fand sich aber bald zurecht. Er gab recht gerne zu, daß das Reiben der Wolken den Blitz erzeuge, daß der Windzug ihn führe, aber er behauptete: daß Gott auch der Wolken und der Winde Herr sei, daß die Wolken sich entladen, die Winde wehen müssen nach seinem Willen, daß er also denn doch auch den Blitz regiere als wie mit seiner Hand. So hoch hatte aber jener Schulmeister sich nicht erhoben, darum verurtheilte ihn, und mit Recht, der fromme Glaube seiner Zuhörer; und so wird es gegenwärtig jedem auf dem Lande gehen, der die Natur und ihre Wunder für sich appart und ohne Gott nach ihren natürlichen Ursachen erklären will.

Während dem Erzählen war meine Frau eingetreten, um zu sehen, wo ich bleibe, und hatte recht andächtig zugehört bis ans Ende. Ich hatte ein Leichengebet gehabt

und war erst kurz vor Anfang der Schule heimgekommen, so daß ich nicht recht essen konnte. Deswegen hatte mir mein Haueli einen Kaffee gemacht und fürchtete, es möchte kalten. Der Pfarrer gab ihm gar freundlich die Hand und ließ die nicht gleich los, wie es sonst der Brauch ist, sondern behielt sie und betrachtete sie auf allen Seiten. Da wurde Mädeli ganz roth und wollte sie wegziehen. Aber er sagte, sie solle sich nur nicht schämen, er habe allemal eine rechte Freude, wenn er ihr die Hand geben könne. Man sehe ihrer Hand die Arbeit gar gut an und daß sie dieselbe nicht schone, aber sie sei allemal so blank und sauber und appetitlich, daß er ein recht Ergötzen daran hätte. Er wollte, es hätten alle Schulmeisters-Frauen solche, dann wären auch viele Schulmeisters-Kinder sauberer und mancher Schulmeister kein Schweinigel mehr. Wasser sei im Canton Bern überall wohlfeil, und in der Hoffahrt der Reinlichkeit sollte ein Schulmeister mit allem, was ihm angehöre, vorangehen, in keiner sonst. Darauf frug er, was ihns hergebracht? und Mädeli mußte es endlich sagen. Da sagte er, wenn er wüßte, daß sie auch eine Tasse für ihn hätte, hielte er mit. Da wurde Mädeli wieder roth und es gab ein langes Markten zwischen dem Pfarrer und ihm, weil es für den Pfarrer appartigen machen wollte, da es allerlei Surrogate nicht gespart hatte. Allein der Pfarrer wurde Meister und trank mit uns von meinem Kaffee, während Mädeli noch immer Entschuldigungen machte, daß wir nur rauhes Brot hätten und altes und dann noch gar keinen Zucker. Aber der Pfarrer ließ ihm aus diesem gar nichts gehen, sondern rühmte es, daß es mich dünkte, er könnte aufhören. Um diesem ein Ende zu machen, begann ich unser früher Gespräch fortzusetzen und meinte, man könnte also doch füglich Naturlehre lehren, aber immer in Bezug auf Gott.

Ja, Schulmeister, das kann man, sagte er, aber man muß dann seines Gegenstandes Meister sein und ihn wirklich mit frommem Sinn aufgefaßt haben. So wie

aber viele Schulmeister diese Fächer kennen, können sie dieses nicht, sie haben etwas von der Natur gelernt und etwas von Gott, aber von beiden nicht genug, daß sie dieselben verbinden können: und wenn sie es auch auf den Stundenplan thun, so geben sie die einzelnen Brocken wieder von sich, wie sie sie geschluckt haben. Expreß, Schulmeister, habe ich euch, da mir über das Lehren dieser neumodischen Fächer geklagt wurde, zwei Briefe mitgebracht, die ich von zwei Freunden erhalten, mit Beispielen, wie diese Fächer gelehrt werden, wenn man sie erzwingen will. Soll ich sie euch lesen?

Ich hatte das verdammt ungern vor Mädeli, denn die hatte schon mit mir deswegen disputirt; allein, was sollte ich anders als Ja sagen?

Nun, Schulmeister, so höret das Erste, es paßt gerade hieher. In einer Schule, wo auf dem Stundenplan folgende Fächer, außer den gewöhnlichen, angeschrieben standen: Seelenlehre, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre in Bezug auf Religion, Schweizergeschichte, Linearzeichnung und Formenlehre, wünschte der Schulcommissär Einiges aus der Naturlehre in Bezug auf Religion zu hören. Der Schulmeister fragte: ob er gleich die Naturgeschichte damit verbinden solle? Wird mich sehr interessiren, antwortete mein Freund. Der Schulmeister langte ein geschriebenes Heft hervor, warf einige Blicke in dasselbe und begann:

Lehrer: Derjenige, der sich mit Naturkörpern abgiebt und sich Kenntniß darin erwirbt, wie heißt man das Fach?

Kinder: Naturlehre.

L.: Was behandelt denn die Naturgeschichte?

K.: Mehrere: die unorganischen Wesen; Andere: nein, die organischen! noch Andere: die Zoologie.

L.: Richtig! die Zoologie, oder die Geschichte der Thiere, wozu man einigermaßen auch die Pflanzen rechnen kann, da sie auch Leben haben. Was ist Natur?

K.: Alle Geschöpfe der Erde.

L.: Kann man nicht anders sagen, als Geschöpfe?

K.: Wesen.

L.: Ja, Wesen, oder auch Kör...

K.: Körper.

L.: Ganz recht, Körper! Nun sagt mir Kinder, in welcher Natur befinden sich alle Körper?

K.: In Gottes Natur.

L.: Gut! Und worin befindet sich jeder Körper in Gottes Natur? Nun, wer weiß es? In einem Zu...

K.: In einem Zustande.

L.: Wie lange befindet sich der Körper in einem Zustande?

K.: Bis ein anderer darauf fällt.

L.: Ja, oder bis eine Veränderung mit ihm vorgeht. Wie heißen wir nun diese Veränderungen? Er Er.. Erschei...

K.: Erscheinungen.

L.: Richtig! Und weil sie in der Natur vorfallen? Naturerschei...

K.: Naturerscheinungen.

L.: Als z. B. im Herbst eine starke Röthe über die Berge war, glaubten die Leute schon, das bedeute Krieg. Das ist Aberglauben. Eben das war eine Naturerscheinung, ein Nordlicht. — Um sich nun einen Begriff der Thiere zu machen, theilt man sie in ähnliche Klassen, und zwar vorerst nach ihrem Blut in drei Klassen. Wie heißen sie?

K.: Mit rothem warmem, rothem kaltem und weißem klebrichtem Blut.

L.: In die erste Klasse gehören die Säu...

K.: Die Säugethiere und Vögel.

L.: In die zweite die Fi...

K.: Die Fische und Amphibien.

L.: In die dritte die In...

K.: Die Insekten und Würmer.

L.: Wie habe ich den Insekten noch anders gesagt? Glie..!.

K.: Gliederthiere.

L.: Nennet mir einige; z. B. die Kellerguege, die

um und um Beine hat. Und aus der Raupe, was giebt es für ein Insekt? Eine Pup Pup...

K.: Eine Puppe.

L.: Wie habe ich euch nun gesagt, daß man die Säugethiere abtheile?

K.: In zweihändige.

L.: Dahin gehört der Affe, der am meisten Aehnlichkeit mit dem Menschen hat; denn er hat Einbildungskraft, Phantasie und noch andere Seelenkräfte. Wer kann mir noch sagen, wie man die Seelenkräfte der Menschen eintheilt?

K.: Erkenntnißvermögen, Gefühlsvermögen und Willensvermögen.

L.: Wißt ihr, wo die Affen zu Hause sind? In Af...

K.: In Afrika.

L.: Ja, im heißen Afrika. Da giebt es deren, die so groß sind, wie einer von euch Buben. Die heißen Orang-Utang. Man braucht sie dort als Knechte und Mägde.

Wir hatten einigemal gelacht, und am Schlusse meinte meine Frau: da habe sie allerdings nicht viel von Religion gehört, sondern nur Vieles untereinander, von dem sie nicht viel begriffen hätte. Das sind eben so Brocken, krausi mausi durcheinander, die der Lehrer aufgeschnappt hat, die das Kind nun auch schlucken muß, ein unverdaulich ja ein recht verderblich Zeug, weil es ganz falsche Begriffe erweckt, sagte der Pfarrer.

Gerade dieses thut besonders die zweite Geschichte, die mir ein anderer Freund schrieb.

Auch der kam in eine Schule, wo allerlei Schönes auf dem Stundenplan stand, unter andern Fächern auch die Verfassungslehre. Er wünschte von dieser etwas zu hören.

Lehrer: Kinder was ist eine Verfassung? Was habe ich euch gesagt, was ist eine Verfassung — He? du Mädeli? du Rudeli? He, wenn ein Schriftsteller ein Buch

zusammenträgt, wie sagt man dann? Er hat das Buch ver... verfass...

Kinder: Verfasset.

L.: Ja, Kinder, verfasset, also wißt ihr jetzt, was eine Verfassung ist. An der Verfassung sind verschiedene Räthe, welche zu befehlen haben, und denen man gehorchen soll. Wie heißen die Räthe? Er... Erz... Erzieh...

K.: Erziehungsrath.

L.: Ja, Kinder, Erziehungsrath, man kann ihn auch Kirchenrath nennen, wenn man lieber will. Dann giebt es aber noch mehr Räthe: Baurath, Kriegsrath. Aber welches sind die obersten Räthe? Der kl...

K.: Der kleine Rath.

L.: Und der gro...

K.: Und der große Rath.

L.: Warum sagt man dem einen kleiner, dem andern großer Rath?

K.: Weil im großen mehr sind als im kleinen.

L.: Recht, weil im großen mehr sind, als im kleinen. Aber welcher hat mehr zu befehlen, der große oder der kleine?

K.: Der kleine.

L.: Ja, recht, der kleine, der hat allen andern zu befehlen. Aber könnt ihr mir sagen, wer ist der Oberst von all den Räthen? Der Sch... Schulth...

K.: Der Schultheiß.

L.: Ja, der Schultheiß, der ist der Oberst von allen. Aber wir sind nicht alleine in der Schweiz, es sind noch andere darin, wie sagt man denen? Ka... Kant...

K.: Kantone.

L.: Ja Kantone. Und die haben auch einen Rath zusammen, wie sagt man dann diesem Rath? Tag... Tags...

K.: Tagsatzung.

L.: Recht, Kinder, Tagsatzung. Und wenn die Tagsatzung zusammenkömmt, wer ist dann der Oberst von denen? Der Lan... Land...

K.: Der Landjäger.

L.: Nein, Kinder! nicht der Landjäger, wie könnt ihr doch was so Dummes sagen. Der Landamman ist der Oberst von Allen.

Hier war die Verfassungslehre aus und ich wollte dem Lehrer (so schrieb der Freund) vorstellen, daß er eine unrichtige Verfassung lehre. Aber er antwortete: seine Bauern wollten es gerade so. Da bemerkte ich ihm, daß, wenn er eine Verfassung lehren wolle, er die, welche existire, vordemonstriren müsse. Aber er sagte, seine Bauern sagten: man wisse nicht, ob die gegenwärtige zu Jacobi noch sei, und da hätten die Kinder dann vergebene Mühe gehabt.

Da ich dem Mann nicht begreiflich machen konnte, daß die Mühe noch viel vergeblicher sei, wenn er die Kinder eine Verfassung lehre, die nicht existire und kaum je existiren werde, so verbot ich ihm einstweilen dieses Fach, auf die Erwartung hin, daß er mich verklage, denn zum Verbieten habe ich gar keine Competenz, im Innern seiner Schule ist jeder Schulmeister bis Dato souverain.

Das war uns wohl komisch vorgekommen, aber mir fiel schwer auf's Herz, daß der Pfarrer damit meine ich, solle die neuen Fächer bleiben lassen, und sagte daher: Aber, Herr Pfarrer, es wäre doch gut, wenn die Kinder etwas davon wüßten.

Allerdings, Schulmeister; aber wenn ihr den Kinder auf dem Standpunkt, wo jetzt eure Schule steht, alles beibringen wollt, was gut wäre, so würdet ihr nicht fertig, bis z'Niemerlistag. Alles hat seine Gränze, also auch eine Primarschule, auch hier heißt's: bis dahin und nicht weiter! Wollt ihr weiter, so wird euch die Schule bald aussehen, wie jene Fahne, welche ein Schneider aus seinen gestohlenen Lappen zusammensetzte. Will man die Primarschulen weiter ausdehnen, so muß man eine ganz andere Ordnung in den Schulbesuch bringen, dessen Beaufsichtigung an vielen Orten gränzenlos nachläßig gehandhabt wird. Zuletzt werden die Kinder vor lauter Gelehr-

samkeit gar nichts mehr können, z. B. vor lauter Sprachlehre keinen Brief mehr schreiben. Die fangt man an, mit der gleichen Unvernunft zu treiben, wie sonst das Fragenbuch. Ja, noch viel unverständlicher sind den Kindern viele sogenannte Definitionen in der Sprachlehre, als die Fragen. Die Herren, die solche Sprachlehren schreiben, denken nur an sich und nicht an die Kinder, für die sie zu schreiben vorgeben.

Aber, Herr Pfarrer, wenn ich die Fächer nicht lehre, so bezahlen mich meine Gytiwyler nicht dafür.

Dafür, antwortete er mir, laßt das Erziehungs-Departement sorgen, es hat das Gesetz gemacht, es mag zusehen, wie es dasselbe handhabt, entweder muß es beharren oder muß in das Zeichen des Krebses.

## Siebenzehntes Kapitel.

### Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch.

Ich widerredete dem Pfarrer nicht. Aber als er fort war, kam mir allerhand in den Sinn, das ich ihm hätte sagen sollen. Nun stiegen mir die Bauern selbst auf den Hals und lästerten fürchterlich, daß ich sie vom rechten Glauben abbringen wolle und wahrscheinlich die Bibel nie gelesen hätte. Wenn die Sonne stille stünde, so hätte Josua sie nicht brauchen stille stehn heißen, und dann würden wir sie auch Tag und Nacht sehen, sagten sie. Wer lehre, die Erde gehe ringsrum, dessen Kopf gehe rings um. Wenn wir rund um führen und Nachts unten wären, so würde ja in keinem Brunnentrog mehr Wasser sein am Morgen, und da sei ja das Wasser das gleiche am Morgen und am Abend.

Solche Reden hörte ich verächtlich an und dachte: ihr Tröpfe! aber ich hielt doch inne. Nur fast verstohlen in der Sommerschule, berichtete ich solche Dinge, um mir die Zeit zu vertreiben.

Ach Gott, wie war mir doch die Sommerschule zu-

wider! Früher hatte ich nur vier Wochen gehabt, jetzt hatte unser Schulcommissär noch 8 Wochen zugesetzt. Das Erziehungs-Departement hatte freilich streng befohlen, daß im ganzen Jahr, ohne besondere Vergünstigungen, nur acht Wochen Ferien sein sollen, und diese Vergünstigungen betrafen zwei, höchstens vier Wochen. Aber auf dem ganzen Lande gehorchte diesem Befehl nur, wer gern wollte. Man hielt dafür, die Sommerschule trüge in Gottesnamen nichts ab. Lehrer und Kinder würden nur faul, commod sei sie bloß hie und da, wenn man der Kinder gern los wäre für einige Stunden. Da kamen dann zwei, vier oder ein halb Dutzend, die einen ein Mal und viele kein Mal im ganzen Sommer, und ob sie ein Mal oder kein Mal kamen, darum bekümmerte sich selten eine Schulcommission. O, wie hatte ich da Langeweile auszustehen! Die Kinder kamen so verzettelt und mißmuthig hergeschlichen, daß es einem den Muth nahm, mit ihnen in die Stube zu gehen. Man drehte ums Haus herum so lange man konnte, und scherzte mit den Kindern und ließ sie springen nach Belieben. Durfte man endlich nicht länger warten, so rief man in die Stube. Dort ging es wieder eine geraume Zeit, bis man sich gesetzt und seine Lehrmittel bei der Hand hatte. Dann sagte der Schulmeister: Lernt schön, könnt ihr dann, so sagt es dann! Ein alter Schulmeister sagte: Kinder, wecket mich, wenn ihr aufsagen wollt. Dann ging der Schulmeister seiner Wege, hinaus an die liebe Sonne, oder fing etwas für sich zu schreiben an, und wenn ein Kind rief: Schulmeister, ich möchte aufsagen, ich kanns; so sagte der Schulmeister: Du willst immer nur aufsagen, lern es noch eine Weile, man kann es nie zu gut. Endlich konnten die Kinder aufsagen, Fragen, auswendig gelernte oder gelesene, oder buchstabiren.

War dieses endlich gähnend vorbeigegangen, so sah der Schulmeister nach der Uhr und sagte entweder: Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, was anzufangen, geht in Gottes Namen heim; oder aber: Zum Heimgehen ist

es noch nicht Zeit, es kann jetzt Jeder machen was er gerne will.

Darum sagten die Eltern: Die Sommerschulen seien nur ein verflucht Gezwäng und trügen nichts ab. Darum stimmten ihnen viele Lehrer bei und klagten: die Kinder hätten in Gottes Namen keinen Appetit zum Lernen, sie möchten lieber draußen sein. Und die Kinder schrien Zetermordio über die Schule, wo die Sonne nicht hineinschien, keine Vögelnester auszunehmen waren, und klagten bitterlich, sie lernten doch nichts, der Schulmeister sei nie bei ihnen, sei ein ganz anderer im Sommer als im Winter. Dessen ungeachtet hatte doch unser Schulcommissär zwölf Wochen Sommerschule erzwängt, und für jede der Extra-Wochen war mir ein Thaler von der Gemeinde zugesprochen worden, freilich ungerne genug. Nun meinte er, ich solle gesetzmäßig Schule halten diesen Sommer durch, mit einer allfälligen Ferien-Verlängerung von höchstens vier Wochen, also jetzt noch wenigstens acht Wochen mehr als zwölf. Ich entgegnete, daß ich doch wissen möchte, wer mich dafür bezahle? Das werde sich schon machen, meinte er. Wer dem Gesetz nachfahre, der fahre nie übel. Ja, dachte ich, mit dem Gesetz ists eine wunderliche Sache, für die Einen lautet es so, für die Andern anders, und, Herr Schulcommissär, sagte ich: Es trägt gewiß nichts ab, die Sommerschule zu vermehren, die Kinder besuchten sie nicht, höchstens kommen 2 oder 3, lernen nichts, und für uns ists ungeheuer langweilig. Was soll man denn mit einem halben Dutzend Kinder anfangen, oder gar nur mit zwei oder drei.

Ja, Schulmeister, ich weiß wohl, wie es geht (es war ein gesalzener Herr, wenn er abkam), und daß die Sommerschulen nur für so eine Plage angesehen werden. Aber Einer sagt dem Andern ein Vorurtheil nach dem andern nach, und Niemand nimmt die Mühe, vernünftig darüber nachzudenken. So wie mans treibt, so geht es. Gerade ihr Schulmeister seid Schuld am Mißkredit, in welchem die Sommerschulen stehen. Den Winter über

klagt ihr immer, ihr hättet zu viel Kinder, um etwas rechts mit ihnen zu machen; im Sommer kommt ihr dann und klagt, ihr hättet zu wenig. Es ist euch nie etwas recht, ihr habt immer zu klagen. Weil ihr die Sommerschulen so über die Achseln anseht, so verlieren sie allerdings den Kredit auch bei Eltern und Kinderu. Wenn ich Sommerschulen besuchen will, so geschieht sehr oft von fünf Dingen eins: entweder hat die Schule noch nicht angefangen oder schon aufgehört, oder der Lehrer ist nicht da, oder er arbeitet etwas für sich, oder endlich Lehrer und Kinder gähnen einander an. Ihr klagt immer, ihr kämet mit so vielen Kindern nirgends hin, warum kömmt ihr dann im Sommer mit wenigen nicht um so weiter? Haben doch viele den Glauben, daß ein Lehrer mit zwei Kindern weiter komme als mit zwölfen, und mit zwölfen weiter als mit zwanzig. Je weniger Kinder also, desto größer die Fortschritte. Aber ich will euch sagen, Schulmeister, warum es euch so unbehaglich ist bei wenigen Kindern in der Sommerschule. Bei euern vielen Kindern im Winter herrscht ein gewisser Mechanismus, die Schule ist eine Uhr, die, wenn man sie alle Stunde einmal aufzieht, fast von selbst abschnurret.

Ihr braucht nur zuweilen mit dem Stecken auf den Tisch zu klopfen, zu reden, den Ton anzugeben oder von einer Ecke in die andere zu schießen, und immer sind Kinder da, die Euch noch helfen, oder sogenannte Leithämmel, welche die Heerde führen. Im Sommer, da ist's etwas anders, da ist dieser schnurrende Mechanismus zerstört, da müßt ihr die alleinige Triebfeder von allem sein. Da nimmt die Persönlichkeit jedes Kindes eure eigene Persönlichkeit, euer besonder Nachdenken, eure eigene Anstrengung in Anspruch. Da müßt ihr jeden Tag die Schule neu einrichten, nach den wechselnden Anwesenden, und müßt immer neu und geschickt bei einem Kinde da wieder anknüpfen, wo ihr es das letztemal gelassen. Da kann jedes Kind lebendig ergriffen, statt nur wie im Winter mechanisch fortgeschoben werden, darum kann die Sommerschule von

unendlichem Nutzen sein. Nicht nur weckt sie die Kinder ganz anders, sie weckt auch den Lehrer, daß er nicht einschläft, sondern vielmehr jeden Winter als ein Neugeborner wieder zur Schule kömmt. Sie giebt ihm Gelegenheit, mit den Kleinen besonders sich abzugeben, ihre Sinne zu üben, ihr Urtheil zu bilden, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren, ihre Kräfte in Thätigkeit zu bringen. Aber eben deswegen ist sie vielen Schulmeistern zuwider, weil sie gar nicht anders Schule zu halten wissen als nach dem alten Schlendrian. Und andere bessere leiern diesen nach und nehmen sich nicht die Mühe, über diese Sommerschulen nachzudenken, das alte Vorurtheil anzugreifen; sie halten diese Schulen nach dem alten Schlendrian und schimpfen darüber nach altem Brauch. Wenn sie nur eine halbe Stunde darüber vernünftig nachdenken würden, so würden sie mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe bei den Sommerschulen sein, denn nur diese könnten ihnen gute Schulen machen mit gutem Fundament. Und das rechte Fundament sind gerade die kleinen Kinder, welche gewöhnlich einzig die Sommerschulen besuchen.

Das Erziehungs-Departement werde das gemeint haben, als es diese Verfügung getroffen, sagte ich.

Allerdings, sagte der Schulcommissär, liegt in der Verfügung des Departements eine tiefe Weisheit; nur hätte es sich nicht verdrießen lassen sollen, diese Weisheit etwas besser in Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Sommerschulen, ihren Zusammenhang mit den Winterschulen, zu erklären. Man muß dem Nachdenken von Oben herab zuweilen zu Hülfe kommen. Aber das Departement ist so viel mit Kleinigkeiten überladen, daß es den innern Zustand der Schulen und den Gang ihrer Entwickelung zuweilen aus den Augen zu verlieren scheint. Es ist sich auch nicht zu verwundern, wenn über dem verdammten Zanken, womit man fort und fort das Departement belästigt, die Hauptsache aus den Augen verliert, nämlich die Kinder. —

So hielt ich in Gottesnamen Sommerschule auf Leib

und Leben allemal, wenn ein Kind kam. Ich muß bekennen, es kam mich schwer an, allein nach einiger Ueberwindung fühlte ich doch, daß Kinder in derselben den Knopf aufthaten, von denen ich es nie erwartet hätte. Ja, je mehr Schule ich hielt, desto mehr Kinder kamen, hatten einen ordentlichen Trieb dazu und die Eltern sagten: es dünke sie, die Kinder hätten nie so viel gelernt.

Da kam mitten in das wieder recht munter werdende Schulleben die Taxation jedes einzelnen Schulmeisters heraus. Das wirkte fast auf das gesammte Schulleben wie ein Schlagfluß; es war wie ein Reif, der über tausend schöne Blüthen ging, es war wie ein Kübel kaltes Wasser in aufglimmendes Feuer.

Es zuckte in den Schulmeister-Seelen, wie feuriges Eisen in kranken Hüften (Moxa). Es riß die Decke von einem Abgrunde, den die Hoffnung mit Blumen verkleidet hatte. Eine Masse von Lehrern war nicht fähig erklärt, das Minimum, sage 60 Thaler, zu beziehen, eine andere Masse war unbarmherzig für bildungsunfähig erklärt. Das ging tiefer als kalter Stahl in die Herzen, besonders in Väter- und Mütter-Herzen, die fünf hungrige Kinder kleiderlos und bildungsbedürftig um sich sahen, die Schulden auf den Schultern hatten und am Abzahlen sich umsonst abgequält, im Gegentheil die Schuld täglich größer gemacht hatten. Das Resultat des Examens war eine gränzenlose Demüthigung für unsern ganzen Stand. Da konnte man uns mit Recht singen: Uesi Tante Dorothee mit ihren längen Füßen, ist siebe Jahr im Himmel g'si, het wieder abe müsse. Das Resultat des Examens war im Ganzen kein ungerechtes, es war ein Spiegel, der uns zur Besinnung bringen sollte. Das Departement hätte kein trefflicheres Mittel wählen können, um sich uns gegenüber glänzend zu rechtfertigen und uns ein centnerschweres Schloß an den Mund zu hängen. Aber die Anwendung dieses Resultats auf unsere Besoldung, die war hart und mußte eine große Anzahl von uns in den Augen unserer Gemeinden furchtbar herabwürdigen. Uebrigens war auch

die schlechte Besoldung schuld, daß Mancher nicht geschickter war, und so lange er nicht ungesorgter das tägliche Brot bekam, konnte er nicht geschickter werden. Aber eben so furchtbar, als die Sache selbst, war die Gleichgültigkeit, mit welcher das Volk dieses Gesetz aufnahm, Niemand schien sich für uns zu rühren. Es war ein furchtbar Zeugniß, daß den Boden unter unsern Füßen wir uns selbst untergraben durch unser Aufbegehren, zu dem man uns aber verleitet hatte. Nun mußten wir die Suppe ausessen, und man bedachte in der Strenge gegen uns nicht, wie leicht es ist, Menschen, die bis dahin nicht beachtet waren, durch Schmeicheleien irre zu führen.

Wehrdi hatte mir schon lange sein Mißfallen über das Treiben der Schulmeister und über ihr Hochdreinreden zu erkennen gegeben. Er gab zu, daß wir bis dahin stiefmütterlich gehalten und zu schlecht bezahlt worden, obgleich er noch vielerlei zu sagen wußte, wie man an manchem Ort besser hausen und weniger den Herrn machen könnte, und wie man nicht gleich alles anzuschaffen brauche, wonach es einem gelüste; und wenn man in der ledigen Zeit verständiger wäre, so hätte man es auch im Ehestand besser. Aber auf diese Weise kämen wir gar nicht dazu, sondern erleideten den Leuten wie kaltes Kraut, und wie groß man uns mit Worten gemacht, so klein mache man uns mit der That. Wenn wir die Behörden erbitterten, auf wen wir uns denn eigentlich verließen? Etwa auf das Volk, das jeder Großrathsheld im Munde führe? Wie wir mit dem Volke stünden, sollten wir doch wissen, das hätte uns ja schon lange mehr geben können, wenn es gewollt; reich genug sei es und Niemand hätte es gehindert. Aber gerade das Volk in seiner Mehrzahl (Verständige nehme er aus allenthalben) wolle nicht, daß wir uns erhüben. Die Behörden hätten also, wenn sie uns auch den Brotkorb hoch hielten, das Volk für sich, und gegen sich, wenn sie durch Geld den Stand zu heben suchten. Denn man solle nur sehen, wie Neid und Aerger das Volk durchzucken würden, wenn man jedem Schulmeister

40 oder 80 Thaler mehr als bis dahin geben würde. Ich wollte dieses Anfangs gar nicht glauben und verließ mich lange auf das Volk, bis ich verlassen genug war.

Am Morgen, nachdem ich die Hiobspost empfangen und mir das Herz von der halb schlaflosen, halb schwer durchträumten Nacht so recht krank war, daß ich nichts frühstücken mochte, sagte mir Mädeli: Laufe ein wenig herum, so vergissest du es, oder gehe zum Wehrdi, der weiß dir wohl einen Trost oder einen Rath. Mädeli traf meinen Wunsch auf das Haar, als ob es mir im Herzen hätte lesen können, ich hatte ihn nur nicht aussprechen mögen, um Mädeli nicht alleine zu lassen, denn ich war überzeugt, es hatte den Jammer so gut im Herzen, als ich. Da es mir aber so freundlich entgegenkam, mir versicherte, daß es heute recht gerne alleine sei, es hätte auch Vieles in sich zu verwerchen, und Gott helfe ihm dazu am besten, wenn es in der Stille für sich sein könne, so machte ich mich auf den Weg.

Es war ein heller, warmer Sommermorgen, und lustig johlten die Schnitter auf den Feldern. Und eilenden Schrittes sah man schlanke Mädchengestalten durch den wallenden Roggen schlüpfen die Fußwege entlang. Auf ihren kecken Nacken trugen sie unbeschwerlich schwer gefüllte Körbe, aus geschälten Weiden zierlich geflochten. Wenn nun ein Mädchen und sein Korb einem Haufen Schnitter heraneilend erschien übers hohe Korn hinaus, dann erhob sich ein gewaltig fröhlig Jauchzen, das auf hundert Aeckern widerklang. Da eilte das Mädchen noch eiliger und röther wurden seine Backen, unter den hundert Stimmen hatte es die erkannt, die so oft leise flüsterte unter seinem Gadenfenster. Unter den großen Apfelbaum eilte es, der als lebendiges, blühendes Zelt gepflanzt war am Ende des Acker. Schon hatte ein vierschrötiger Bursche die Sense fallen lassen, das Steinfaß haltend mit dem lärmenden Wettstein, sprang er über die Zatten weg und half dem Mädchen mit kosendem Blick den Korb niedersetzen ins feuchte Gras. Und während diese das weiße Tuch

abhoben und auspackten den nährenden Brei oder das duftende Obst, die Milch zurecht stellten, das mächtige Brot zur Hand, und Gabeln und Löffel darlegten, kam das Schnitterheer daher hungerig und schäkernd, lagerte sich rings um die Kübel und Kacheln. Und munter griffen sie in die derbe Kost, und munter würzten sie jeden Löffel mit einem derben Witz, daß das Gelächter weit hinschallte durch das Feld und es auf dem Felde klang, als wenn jeder Acker lebendig geworden wäre und lustig dazu, und nun lachte aus mächtiger Kehle. Und beschwerten Gemüthes und gesenkten Hauptes schlich ich durch die Fröhlichen hin, und mir ward, als wäre heute die ganze Welt mir zu Spott und Hohn so lustig erwacht. Da gedachte ich, wie ich vor vielen Jahren auch so durch ein Feld voll Leute gegangen, aber wie ganz andern Sinnes, wie aufgeregt damals und übermüthig die Arbeitenden bedauernd; und wie ich damals ein frevelnd Lied gesungen und ich von lauter Braten geträumt und Pasteten. Daran dachte ich und wie es nun anders geworden im Laufe der Jahre, ich ein gebeugter Mann, muthlos wie ein Greis, meine Umstände nothvoll, meine Aussicht eine immer sich verdichtende Finsterniß bis zu des Grabes Nacht. Und nun noch das Spotten und Lachen rings um mich, das mir klang als gelte es mir, füllte mein Herz noch mehr mit Gram und Groll. Auslachen wollte ich mich wenigstens nicht mehr lassen, wollte fort aus dieser Gegend, wo die Leute kein Gefühl, kein Mitleid, keine Dankbarkeit hätten, wollte in eine andere Gegend ziehen, wo vielleicht bessere Menschen seien und besserer Lohn. Ach Gott! ich kann nicht sagen, wie bitter ich ward über die Leute. Und von diesen fröhlichen Leuten allen hatte keiner mich beachtet, Benz hatte Trini gesehen und Bäbi Hans, und über Benz und Trini, Bäbi und Hans war gelacht worden aber nicht über den armen Schulmeister. Aber der Mensch bezieht gewöhnlich alles auf sich, und der Unglückliche alles unglücklich. Könnte er es umgekehrt, so wäre auch sein Unglück umgekehrt.

Bitter und durstig kam ich endlich zu Wehrdi, der in weißen Hosen und weißem Hemde und seinem schwarzen Gesicht sich wunderlich ausnahm unter einem grünen üppig jungen Baume voll prächtig roth sich streifender Aepfel, den er sorgsam unterstützte und einzelne Aeste aufband mit Strohbändern. Mein Herz war so voll, daß ich dem über meine Ankunft Verwunderten, noch während er das letzte Strohband anzog, mein Schicksal erzählte und meinen Vorsatz, weiter zu gehen und eine bessere Schule und bessere Menschen zu suchen.

Was meint ihr, Schulmeister, fragte Wehrdi, der bis dahin nichts gesagt hatte, als er fertig war mit seiner Arbeit, wie alt ist dieser Baum?

Ich errieth fünfzehn Jahre, da er wirklich prächtig gewachsen war.

Nein, Schulmeister, der ist erst 12 Jahre alt, sagte Wehrdi.

Da muß es wohl für ihn sein auf diesem Platze, entgegnete ich.

Es mag sein, aber im Herbst oder im Frühjahr werde ich ihn doch versetzen, antwortete er.

Aber warum doch? fuhr ich lebhaft drein, er trägt so schön! Wollt ihr ihn versetzen, dann müßt ihr ihm stutzen Aeste und Wurzeln, dann wißt ihr nicht, ob er nicht verdorret auf seiner neuen Stelle, wißt nicht, wie lange er serben muß, bis er z'weg kommt. Im günstigsten Fall kriegt ihr drei Jahre lang keine oder wenig Frucht von ihm und fünf oder sechs Jahre geths, bis er soviel trägt wie jetzt. Und was auch noch zu bedenken ist, auf dieser Stelle, wo der Baum steht, kömmt vielleicht nicht sobald ein neuer Baum fort, oder sie behagt ihm wenigstens nicht recht, oder er dem Boden nicht.

So, Schulmeister, antwortete Wehrdi, kennt ihr das auch? das hätte ich euch nicht zugetraut, ihr redet ja recht gescheut darüber.

Glaubt ihr denn, ein Schulmeister sei nicht auch vernünftig und kenne nichts von dem, was ja jedes Kind

weiß? grollte ich ihn an. Aber so hat man's mit uns. Man giebt uns nichts, man gönnt uns nichts, man glaubt uns nichts, und wenn wir am Ende etwas Gescheutes sagen, so thut man aus Bosheit, als ob man darob vor Verwunderung auf den Kopf stehen wolle.

Da lachte Wehrdi wie ein Kobold und rief endlich, als er den Athem dazu erhielt: o Schulmeisterli, Schulmeisterli, berste nicht vor Zorn. Du gute Seele! ich weiß wohl, daß ihr Schulmeister Gelehrte seid und Köpfe habt wie Kasernen, und daß ihr alles wisset und alles erklären könnt vom Thurmbau zu Babel weg bis zu Errichtung des neuen Jerusalems. Aber das ihr in aller Gelehrsamkeit keine gesunde Anwendung machen könnt, daß ihr nur daß Todte begreift und nicht das Lebendige, und daß ihr keine der Erscheinungen rund um euch, die Christus durch seine Gleichnißreden geheiligt hat, als lebendige, nie ruhende Offenbarungen Gottes auf euch beziehen, seine Stimme nie hören könnt, die Nacht und Tag ausgeht in alle Lande, das ists, was Einen bald lachen, bald weinen macht. Aber eben habt ihr in all dem gegenwärtig verbreiteten Gifte den harmlosen, einfältigen Sinn nicht mehr, der zu dieser Auffassung nöthig ist.

Ganz verblüfft stand ich ihm gegenüber und sagte: Da wüßte ich doch keine andere Anwendung zu machen, als daß er das Baumgärtnern nicht verstehe, wenn er seine Bäume im schönsten Wachsthum versetzen wolle.

Könnt ihr dann das nicht auf euch beziehen? habt ihr auch nur Augen um zu sehen, was auf Andere geht, und das nicht zu sehen, was euch betrifft? Schulmeister, ihr seid Baum und Gärtner in einer Person. Ihr seid jetzt noch länger im Boden zu Gytiwyl eingewurzelt, als dieser Baum auf dieser Stelle. Ihr seid gut eingewurzelt, in die Eigenthümlichkeit der Leute habt ihr euch eingewohnt, sie achten euch mehr oder weniger. Ihr plaget sie nicht, seid im Ganzen nicht so aufbegehrisch wie Andere. Euerer Frau thut Jedermann gerne etwas zu Gefallen. Die Kinder, die ihr erzogen habt, lieben euch. Es ist Manches

in ihnen geweckt worden, sie wissen wohl, sie haben es euch zu verdanken und haben Respekt vor euch. Fast in jedem Hause habt ihr ein solches Kind als Fürsprech, habt also Wurzel gefaßt überall, habt mehr oder weniger Einfluß auf Alt und Jung; und wenn ihr und der Pfarrer zusammenspannet und unvermerkt und ohne Posaunenstöße an euern Gytiwylern arbeitet, so seid überzeugt, es kann aus Gytiwyl etwas werden. Aber wie es dort schwerer Boden ist und die Arbeit schwer in demselben, so sind auch die Gytiwyler zäh und bedürfen harter Arbeit, ehe sie urbar sind. Aber es ist kaum ein Boden, der nicht urbar zu machen wäre, und je härter die Arbeit war, desto schöner sind meist auch die Früchte. In euerer Schule kennt ihr alle Kinder, sie kennen euch, und manchen guten Faden habt ihr da angesponnen.

Das ists eben nun, was die, welche des Volkes Gärtner sein sollen, nicht fassen und nicht nachhaltig sind in der Arbeit, und herumfahren im Lande wie die Wespen in einem Birnbaum. Alle Augenblicke reißt sich ein Lehrer aus dem Boden, auf dem er steht, stutzt, entwurzelt sich, zerreißt alle Faden, alle Verhältnisse, zerstört damit die Hälfte seiner Arbeit wieder, läuft einer anderen Arbeit zu; und wie lange gehts da, bis er wieder angewachsen ist, bis er nur weiß, wo und was er anfassen soll? Und warum laufen sie so im Lande herum? Einige Thaler Lohn, ein Webkeller, ein größerer Garten, eine Stube mehr, oder nur Mißmuth, Leichtsinn oder eine böse Nachbäuerin treiben zu diesen heillosen, selbstgemachten Verpflanzungen. Hiervon sind auch die Pfarrer nicht frei, auch ihrer viele fassen die große Wahrheit nicht auf, daß das Versetzen für ältere Bäume sehr gefährlich ist, für wenige heilsam, und allemal auf lange das Tragen der Früchte hemmt. Wie würde es wohl in dem Baumgarten aussehen, in welchem man alle Bäume alle zehn oder fünfzehn Jahre versetzen würde? Wäre wohl in einem solchen Garten ein gewaltiger Baum, mächtig in den Aesten, weithin verbreitend seine Wurzeln und kühn den

Stürmen trotzend? In einem solchen Garten wären lauter Bäume, die kaum ihr Leben zu fristen vermöchten mit ihren verstümmelten Aesten und Wurzeln. Ihre Früchte würden sparsam sein, ihr Aussehen ein trauriges, und jeder Winter würde todtdrohend sein dem armen Baume, der in dem ungewohnten Boden nicht zu frischen, frohen Säften kommen kann.

So sieht es aber mehr oder weniger aus unter den Lehrern. Da ist selten ein mächtiger Stamm, stark, schön und alt, gepflegt und bewundert; denn selten Einer hat sich nicht selbst verstümmelt, selten Einer ist da geblieben, wo er zuerst anwuchs mit seinem jungen, raschern Blute, und reiches Leben spendete und in sich sog. Er riß sich los, verblutete zuletzt, und der Rest des alten, trägen Blutes will nicht mehr rechtes Leben fassen, wie es auch nicht gerne mehr alte, gebrochene Glieder zusammenleimt. Das ist dann ein Sterben und Kränkeln, der Boden klagt den Baum an, der Baum den Boden, bis der arme Baum todt in sich selbst zusammenfällt, unbeweint und unvermißt, denn auf seine Stelle hat man schon lange gepaßt für einen jungen Baum, der auch Früchte trage. Und weil es so ist, Schulmeister, so kömmt man nicht vorwärts, und dann sollen die Leute daran Schuld sein; unverbesserlich schilt man sie, leichtsinnig. Es ist wahr, mich machen die Bauern alle Tage wild, aber auch die Lehrer, eben weil sie nicht nachhaltig genug, unvermerkt und still an den Bauern arbeiten; weil auch sie selbstsüchtig sind und nach ihrem Gelüsten, oder weil an einem andern Orte die Frau den Brunnen näher hat, herumlaufen; und dazu noch eifersüchtig auf einander, daß Keiner da anfangen will, wo der Andere es gelassen, sondern Jeder für sich etwas Appartigs anfangen, allein weise sein will. Was soll da herauskommen, wo Keiner des Vorgängers Arbeit fortsetzt, sie vielleicht frevelnd zerstört, seinen Ruhm suchend und nicht bedenkend, daß der nie welkende Ruhm nur der sei: ein treuer Knecht des großen Meisters zu sein, der auch nicht seinen Ruhm suchte,

sondern nur den des Vaters. Nein, Schulmeister, laufet mir nicht von Gytiwyl fort, schloß er, sonst halte ich gar nichts mehr auf euch. Fasset mein Gleichniß zu Herzen, es trifft wohl, wie noch tausend Bilder, die Gott in der Natur aufgestellt hat, treffen würden, wenn der Mensch Augen dafür hätte. Damit führte er mich an den Schatten hinter seinem Häuschen und nahm mich genauer auseinander über meine Umstände und meinen Gemüthszustand. Er fand diesen muthlos, fand, daß besonders die Liebe zu den Meinen mich muthlos mache. Ich hätte meine Frau so lieb und sie hätte so bös, und ich vermöchte ihr so selten eine Flasche Wein oder ein Paar Strümpfe zu kramen. Denn in Schulden stecke ich, die Orgel sei noch immer nicht bezahlt und die Wiederholungscurse hätten mich auch zurückgebracht. Meine Kinder wüchsen auf, der Bube sei ein heiterer Kopf, wolle aber nicht mehr gehorchen, wir wüßten nicht, wie das käme. Mädeli sage immer, das komme daher, weil ich ihn zu viel brauche und Meister lasse in der Schule, so meine er auch Meister sein zu können im Hause; Zeit wäre es, ihn etwas lernen zu lassen, doch Geld hätte ich keines dazu.

Ich bekannte, daß ich das Gleichniß wegen dem Baumversetzen begreife, aber daß man doch für sich sehen müsse, es sehe sonst Niemand zu einem, und daß ich nicht glaube, daß mein Weggehen zu Gytiwyl so fühlbar wäre. Einmal mir hätte Niemand Freundschaft gezeigt noch ein Zeichen gegeben, als ob ihm gar viel an mir gelegen sei.

Da meinte Wehrdi: ob ich denn meine, daß die Gytiwyler gegen mich anders sein sollten, als gegen andere Leute? Die hätten ihr Lebtag noch gegen Niemand zärtlich gethan. Und wenn ich gehen wollte, so würde mir sicher auch kein Mensch anhalten, sondern sie würden sagen: Meinetwegen, will er nicht bleiben, so packe er sich, zwingen wollen wir ihn nicht, Schulmeister giebts doch genug. Es würde also auch hier, wie an manchem andern Ort, ein Schulmeister übel ankommen, wenn er den Bündel

vor die Thüre werfen wollte unbesonnen. Aber sie würden euch doch vermissen und sich untereinander sagen: Es ist doch schlimm, daß er fort ist, zufrieden war man mit ihm und geplagt hat er uns nicht sehr. Es ist mit den Schulmeister wie mit den Kühen, es giebt deren wohl genug, aber es ist doch nicht eine wie die andere. Und manches Kind würde weinen, und manches würde in tiefem Instinkt es euch grollend nie vergessen, daß ihr etwas in ihm angeregt und jetzt es verlasset muthwillig, wie ein thörichter Ackersmann ein Feld, durch das er Furchen gezogen, aber davon gelaufen ist, ohne zu säen und des Samens zu warten.

Aber um Gotteswillen, Wehrdi, was soll ich anfangen? so kann ich nicht bleiben. Ich und meine Frau und meine Kinder gehen zu Grunde und kein Mensch nimmt sich unserer an; es ist gerade, als wenn noch alle Leute Freude hätten an unserm Elend. Wie soll ich mit bald fünf Kindern auskommen mit meinem Lohn? Rechnet man die Kleidung: Hemde, Strümpfe, Schuhe ꝛc. einer Person nur zu 4 Gulden, so macht das zusammen schon 28 Gulden oder 16 Thaler. Wer will um dieses Geld einen Menschen kleiden? und doch nimmt es mir schon fast die Hälfte des Einkommens weg. Dann haben wir noch nichts in die Haushaltung angeschafft, haben nicht gegessen; und rechne man doch, was sieben Personen im Jahr für Milch und Brot brauchen. Wenn man nur zwei Pfund Brot und ein Maß Milch täglich für alle rechnet, so macht das wieder über 40 Thaler, also mehr als mein Einkommen, und doch haben wir damit noch bei weitem nicht alles, weder Fett noch Mehl, noch Kaffee, und dieses käme leicht auch auf 16 Thaler per Jahr. Er soll nur rechnen. Und nun noch immer mehr Schule, immer weniger Zeit, etwas nebenbei zu verdienen; ich hätte weiß Gott wie lang an einem Stück Tuch zu weben; wenn man nur so dazu und davon könnte, so gehe es gar nicht von der Hand. So gerne möchte ich allen Fleiß anwenden in der Schule, möchte darüber nachdenken, wie es

am besten zu machen sei, möchte Geschichten und Beispiele ersinnen, um den kleinen Kindern die Liebe Gottes und sein weises Walten recht anschaulich und eindringlich zu machen. Ach Gott! und wenn ich sinnen will, so steht der leere Milchhafen vor meinen Augen, mich plagt die Angst, wer ihn mir füllen will. Ich sehe durch die dünnen Höschen die blauen Beine meiner Kinder und den Krämer, der für sie noch das Geld will. Wenn mein Frauchen das Mehl röstet für die gewohnte Wassersuppe, so höre ich durch sieben Thüren durch seine stillen Seufzer und sehe es mit dem Finger über die Augen fahren, als ob der Rauch es brenne. Wenn Solches Einem beständig vor Augen schwebt, wer will da Schule halten von ganzer Seele, ganzem Gemüthe und mit allen Kräften? O Wehrdi, ihr könnt euch, weiß Gott! nicht vorstellen, wie es einem Vater ist, wenn er seine gesunden muntern Kinder mit gesundem Hunger am Tische essen sieht wie junge Wölfe, wenn er ihnen alles so von ganzem Herzen gönnt und doch die Angst sein Herz zerreißt, daß sie mehr essen, als er ihnen zu geben vermag. Ihr könnt nicht glauben, wie es mir manchmal ist, wenn sie alle um die Mutter stehen und so lüstern aufsehen auf sie und das Brot, das sie in der Hand hat, um jedem ein klein Stücklein zuzuschneiden; wenn ich sehen muß, wie es in der Mutter ringt, das Messer ein klein wenig tiefer gehen zu lassen, und wie sie sich Gewalt anthun muß, den Schnitt zu verkürzen, wie sie mit immer wehmüthigerem Blick die kleinen Stücke herumreicht und mit lieben Worten die Kinder vergessen machen will die kleinen Stücke. Und wie die Kinder im Hui fertig sind damit und traurig die Mutter ansehen, und die Mutter dann mit freundlichem Gesichte ein lustig Liedlein zu singen versucht, während ihr Herz weint; weiß Gott, Wehrdi, das will mir manchmal das Herz zerreißen, und ich muß aus der Stube fort und an verborgenem Orte weinen wie ein Kind. Kein Mensch will unsere Lage recht begreifen; wenn wir davon reden, so redet man mit fühl-

losem Sinn von fleischlichen Gelüsten, und wenn Andere zu unserm Besten reden, so dünkt es mich immer, sie hätten Harz im Munde und brächten es deswegen gar nicht in Gang. O wenn ich doch nur einmal dazu käme, denen, die etwas zu befehlen haben, das Alles so recht sagen, unsere ganze Lage ihnen vor Augen führen zu können, ihnen zeigen zu können, wie tiefes Elend, wie tiefer Herzenkummer verborgen liegt hinter dem sogenannten Schulmeister-Müthchen, das man wohl in seiner jungen, dummen, ledigen Zeit hatte, von dem später aber nur der unglückliche Schein geblieben. Wenn ich ihnen handgreiflich zeigen könnte, daß wir in dieser Lage nie werden könnten, was wir sein sollen; daß in diesem Elend durch schlechte Speise die körperliche Kraft, durch den Kummer die Unbefangenheit der Seele verzehrt, gestört wird; daß man dem Volk die Verbesserung unserer Lage nicht überlassen kann, denn an den meisten Orten hat es keinen Sinn für uns; daß man uns doch billigermaßen nicht einzig und allein in unserm Vaterlande zumuthen könne, Märtyrer der guten Sache zu sein, während so gar Niemand uns dazu das Beispiel giebt und dafür gesorgt worden, daß alle Andern, die dem Vaterland dienen wollen, so bezahlt werden, daß weder Hunger noch Durst ihrer Vaterlandsliebe zu Leibe kommen kann; daß es doch wahrhaftig nicht billig sei, daß Professoren, die nicht zwei oder drei Studenten zusammenbringen können, 800 bis 1200 Thaler Einkommen haben, während Schulmeister, die bei 200 und mehr Kindern schwitzen, mit 40 und weniger Thalern abgespeist werden.

Ja, Käser, sagte Wehrdi, ihr könnet mich in der That dauern, und euer Frauli ebensoviel, und wenn alle so wären wie ihr, so wäre es billig, euch zu helfen, aber so Allen miteinander, das möchte ich wahrhaftig nicht. Ich muß bekennen, ich kann gar viele Schulmeister nicht sehen, nicht riechen, das ist mir ein widerlich Volk. Und wenn die mehr Geld bekämen, so liefen die vor Hochmuth auf den Köpfen, um nicht zu laufen wie andere Leute.

Ach Wehrdi, sagte ich, seid ihr auch so unvernünftig und haltet uns immer den Hochmuth vor? Der Schulmeister wollte doch auch etwas haben, hatte aber kein Geld, etwas zu kaufen, er mußte also vorlieb nehmen mit dem, was nichts kostet, und was kostet weniger als Hochmuth? Gebet ihm Geld, so wird er sicher sich etwas Besseres, Solideres dafür anschaffen. Zudem sind die meisten Leute hochmüthig, je mehr aber Einer hat, desto weniger fällt es auf; je weniger aber Einer hat, desto mehr stößt man sich an seinem Hochmuth. Helft ihr den Schulmeistern zu etwas, so wird euch ihr Hochmuth schon viel weniger ärgern. Hat man nicht immer gesagt, wenn man gute Regenten wolle, so müsse man sie gut bezahlen? Und wenn man dann sagte: deswegen würden die, die wir jetzt haben könnten, doch nicht besser, wenn man ihnen schon 1200 Thlr. statt 800 gebe, so antwortete man: eben deswegen müsse man die Einkommen so hoch bestimmen, daß es jungen, begabten Männern den Muth mache, dem Staatsdienst sich zu widmen und zu Staatsmännern sich zu bilden. Und wenn man dann sagte: das Volk könnte es dann doch mit diesen Staatsmännern haben wie jener Müller, der lieber einen alten lahmen Esel wollte für seine Säcke zu schleppen, als ein munter tüchtig Roß, und so wäre es dann Schade, wenn der Esel den Haber bekäme, Disteln wären für ihn gut genug, so antwortete man: das Volk werde so dumm nie sein wie jener Müller, es kenne zu gut den Unterschied zwischen einem alten lahmen Esel und einem tüchtigen Roß, und wenn man es in Stand setze zu wählen zwischen beiden, so werde es schon zu wählen wissen. So sprach man bei den Regenten und stiftete durch dieses Gerede noch die Hochschule. Warum sagt man das Umgekehrte bei den Schulmeistern? warum sagt man: man wolle die erst besser werden lassen, ehe man sie besser bezahle? Werden junge tüchtige Leute Schulmeister werden wollen, ferner bei dieser Hundemühe und dem Hundelohn, wird das Volk je tüchtige Schulmeister zur Wahl erhalten? Werden die, welche bereits Schulmeister

sind, aber nicht ganz eingeroſtet, noch Zeit und Muth haben, an ihrer Fortbildung zu arbeiten? Sollen dann Alle sich entgelten, daß Einige aufgeblasen sind, Andere aufbegehrisch, Einige schläferiger Natur und noch Einige mit durstiger Leber behaftet. Sollte der ganze Stand um dieser willen im Koth und verrufen bleiben in alle Ewigkeit? Der liebe Gott wollte um Fünf willen Sodom stehen lassen, und die Menschen wollen um Hundert willen Tausend zu Grunde gehen lassen?

Ei, Schulmeister, ihr werdet ja ganz beredt, rief Wehrdi lachend.

Aber, Wehrdi, das hätte ich nicht von euch gedacht, daß ihr mich noch auslachen würdet in meinem Jammer, sonst würde ich nicht um Trost zu euch gekommen sein. Und was wird meine Frau von euch denken, wenn ich es ihr sage.

Aber um Gotteswillen, Schulmeister, versteht mich doch und verdreht mir meine Worte nicht! Spaß appart, eure Sache ist mir zu Herzen gegangen, und wenn ich mir euer gutes, sinniges Weibchen denke in seiner Noth, so gramselt es mir ums Herz, und ich muß fast meinen Verstand gefangen nehmen unter den Glauben, daß euch geholfen werden müsse, um solcher Weibchen, einiger guter Schulmeister und der Hunderte oder Tausende von Schulmeisterskindern, die mit hungerigen Augen an den Tischdrucken hangen, mit wehmüthigen Augen an jedem vierschrötigen Bauernjungen, der eine Tasche voll frisches Brot hat und die andere voll Brosmen. Ich will wetten, das ginge auch noch Manchem so, wenn er euch erzählen hörte von eurer Noth, euch rechnen hörte, euer Ausgeben und Einnehmen und die Folgen, welche Kummer und Sorgen auf eure Thätigkeit haben; und er änderte vielleicht seine Meinung, wie halb und halb auch ich, und meinte, daß man euch erst stärken sollte, ehe man euch zur verstärkten Arbeit anhält; daß man erst den Stand erheben solle, ehe man fordert, daß jeder Einzelne sich erhebe. An eurem Platz würde ich nun dem Erziehungs-Departement, dem

Regierungsrath nachlaufen Mann für Mann, und würde ihnen das alles ins Herz schreien so recht lebendig.

Treibt doch nicht Muthwillen mit mir, sagte ich. Wie sollte ich armer Mann zu solchen Leuten kommen? und wenn ich schon zu ihnen kommen könnte, wie sollte ich es ihnen sagen dürfen? Da wäre mir, als ob ich ein Bauernhaus im Halse hätte. Ich könnte kein Sterbenswort hervorbringen, als etwa: Helfet uns um Gotteswillen. Darauf würden sie wenig hören in Bern, es geht dort wenig mehr Gott zu Lieb und Ehr.

Ei nun, sagte Wehrdi, so schreibet es auf, wie es euch ums Herz ist, in welchem Zustande ihr seid, aber nicht aufbegehrisch und großhansend. Gebt euch demüthig dar und nicht für mehr als ihr seid; aber zeiget, daß ihr bei dem, was bis dahin für die Schulmeister gethan worden, nicht anders hättet werden können, und daß ihr auch in Zukunft nicht besser werden könnet, wenn man nicht ganz anders für euch sorge. Thut nebenbei etwas Buße und bekennet, daß ihr euch ungeziemend betragen, allein mißleitet. Schreibet das Alles recht rührend auf, daß es auch die Weiber lesen mögen und Erbarmen bekommen, dann müssen euch die Männer helfen, sie mögen wollen oder nicht.

Das Ding leuchtete mir gar nicht übel ein. Ich dachte, der Traum habe mir nicht umsonst auf eine Schrift hingedeutet; aber mir fehlte der Muth zur Ausführung und eine Menge von Bedenklichkeiten schwollen in mir auf. Ich war früh aufgestanden nach der unruhigen Nacht, hatte keinen Bissen herunterbringen können beim Frühstück, war in der heißen Morgenstunde gewandert, und Aerger und Kummer waren schwer auf der Seele gelegen. Was Wunder, daß Leib und Seele schwach und muthlos waren? Bedenklich war ich daher im Anfang und muthlos zur Ausführung, aber wie bald war das anders.

Endlich hatte Wehrdi sich erinnert, daß er einen Gast habe, daß er hungrig und durstig sein könnte; hatte eine Flasche Wein, ganz dunkelrothen, hervorgeholt, Brot und Käse aufgestellt und fleißig den Wirth gemacht. Da kam mir

nach und nach die Welt auch nicht mehr so blaß und jämmerlich vor. Ein Schimmer von Morgenroth überstrahlte sie und mich dünkte, es könne alles noch gut kommen. Mich dünkte das Aufsetzen einer solchen Schrift immer leichter und es juckte mich ordentlich, alsobald ans Werk zu gehen. Die Hauptsache, das Aufweichen der Herzen, das Entsprechen mit Geld, das schien mir nicht fehlen zu können, denn, im Setzen, sagte ich, hätte ich nie einen gefürchtet und die Leute hätten sich schon vielfach verwundert, wie ich einen Brief oder eine Quittung so ohne abzusetzen aufs Papier bringen könne, ohne die Sache erst aufsetzen zu müssen zum Abschreiben. Aber ehe ich daran hingehe, sollte ich doch wissen: ob die G'schrift auf Stempelpapier sein müsse oder auf gewöhnlichem. Ob ich für Stempelpapier Geld genug hätte, das wüßte ich nicht einmal, mit einem vierbatzigen Bogen werde ich es kaum machen können.

Da lachte der Wehrdi schelmisch und rieth mir, einstweilen nur ganz ordinär Papier zu nehmen; auf diesem werde es wohl gehen, denke er, und Stempelpapier möchte es wohl zu viel brauchen. Das müsse nicht so eine Bettelschrift sein wie manche andere, wo man winsele um ein Stücklein Brot. Die Schrift müsse den ganzen Zustand eines Schulmeisters und seine Familie darstellen, wie sie am Hungertuch nagen, wie sie zu viel hätten um zu sterben, zu wenig zum Leben; wie diese Armuth den ganzen Stand lähme und drücke, und Weiber und Kinder noch mehr.

Er müsse bekennen, er sei früher auch der Meinung gewesen, die Schulmeister hätten im Ganzen mehr als sie verdienten und eine allgemeine Erhöhung der Einkommen wäre ungerecht und verderblich. Seit er nun aber in einer Schulmeisterhaushaltung so recht auf den Boden gesehen, sei er anderer Meinung geworden und er denke, andern Leuten könne es auch so gehen. Darum müsse man ihnen eine solche Familie darstellen so recht inniglich, das sei hier die wahre Bittschrift. Freilich werde es

wunderlich gehen, wenn auf einmal alle mehr Geld bekämen. Es seien jetzt schon viele, die nicht wüßten, wie sie gehen oder stehen sollten vor Thorheit, die würden sich sicher gelbe Röcke und rothe Hosen machen lassen.

Nun schenkte mir Wehrdi immer fleißiger ein und begeisterte mich für den Versuch immer mehr. Je leichter ich die Sache nahm, desto mehr hielt er nieder und deutete immer deutlicher darauf hin, daß ich mich und mein Leben gründlich und aufrichtig zu schildern hätte Punkt für Punkt, daß ich bei meiner Kindheit anzufangen und zu zeigen hätte, wie ich bis hieher gekommen.

Man kennt das Leben anderer Stände nicht, sagte er, darum fühlt man kein Mitleid miteinander, höchstens Neid. So fühlt der Mensch nur seine eigene Bürde und macht sich gar keine Vorstellung, wie schwer die Bürden anderer sind, wie drückend sie lasten. Wer weiß, wie manches vergessene Mädchen, das Alles hat, nur keinen Mann und keine Kinder, eine Frau Schulmeisterin beneidet mit stillen Seufzern, die gar Nichts hat als eben einen Mann und Kinder. Zudem herrscht ganz besonders in der Stadt das Vorurtheil, auf dem Lande könnten die Leute leben ohne Geld wie die Hasen von Kohl, der von selbst wachse, von Wasser, das umsonst fließe.

Er solle nur nicht Kummer haben, meinte ich, ich wolle das schon machen, daß er zufrieden sei damit, mit dem Setzen möge mich, wie gesagt, nicht bald Einer.

Und der Wehrdi verzog sein Gesicht wieder, daß sein Schnauz sich ausdehnte bis an die Ohren, und schenkte mir wieder ein und rühmte mich endlich auch: er wisse, ich sei ein ganzer Kerli und werde schon etwas Rechtes und Merkwürdiges machen.

Jetzt war mir erst recht angeholfen, und ich ließ mich auf wie ein welscher Hahn, bis ich zu fühlen anfing, daß mir die Zunge schwerer und schwerer wurde und manche Wörter gar nicht mehr herausbringen wollte. Dieses Zeichen kannte ich zu gut, um nicht zu merken, daß es Zeit sei, mit dem Trinken aufzuhören und den Weg nach

Hause zu suchen. Wehrdi, der mich begleitete, sagte: er wolle in acht Tagen kommen und nachsehen, was ich gemacht hätte. Er solle nur kommen, antwortete ich, da wolle ich mit der Schrift schon weit vorgerückt sein. Er lachte wieder und ermahnte mich noch: daß ich nur anfangen solle; ob es acht Tage länger gehe oder nicht, darauf komme es nicht an.

Potz-Tausend, wie ganz anders durchschritt ich heimwärts die Felder, curagirt sah ich allen Leuten ins Gesicht und vor meinen Augen tanzten eine ganze Menge zu beschreibende Dinge, aber keines wollte sich mir recht voran schicken, gar bunt und lustig wirbelte alles durcheinander, und zwar so Vielerlei, daß ich wohl einsah, bis über acht Tage nicht fertig zu werden. Gar holdselig kam ich heim und that gar geheimnißvoll dazu; ließ Worte fallen, wie es bald besser kommen werde, dem Elend sei leicht abzuhelfen u. s. w. Mädeli hatte mir ein freundlich Gesicht entgegengetragen und, meinen Zustand merkend, fragte nicht, wie geholfen werden könne.

Da wurde ich böse, daß es mir mein Geheimniß nicht abfragen wollte, und fing an zu brummen und zu knurren über seine Theilnahmlosigkeit.

Höre, Peterli, werde nicht bös, sagte Mädeli und setzte sich neben mich, aber du machst es gerade wie eine Klapperfrau, die thut auch so heimlich mit Sachen, die sie gerne offenbar machen möchte. Ich dachte nicht daran, daß du es auch so mit mir machest. Zürne nicht, sage mir freundlich, wie uns geholfen werden solle?

Da berichtete ich Wunderliches und Krauses von einer Schrift an die Frau Landammannin und Frau Schultheißin und noch andere Frauen, und daß in dieser Schrift handgreiflich unser ganzer Lebenslauf dargethan sein müsse Punkt für Punkt, damit man recht deutlich es sehen könne, daß man uns helfen müsse, wenn wir nicht verkommen sollen. Und das müsse an die Frauen gestellt sein, sie begriffen solche Dinge besser u. s. w.

Mädeli hörte mir zu mit wunderlichem Gesicht und

ließ mich reden so lange ich wollte. Und als ich endlich seine Meinung über die Sache wollte, sagte es: es verstehe sich auf solche Sachen nicht, aber es dünke ihns, ich sollte müde sein und schläfrig und zu Bette wollen, hatte ich doch in letzter Nacht nicht geschlafen.

Sanft und wohl schlief ich und träumte gar nichts. Hell und sonnig wars in der Stube, als ich die Augen aufschlug, und doch noch so still, als wäre es erst Mitternacht: ganz gegen den Gebrauch, da die Kinder sonst mit dem Hahn zu krähen anfingen. Verwundert saß ich auf und sah die ganze Stube leer, alle Vögel ausgeflogen. Das gute Mutterli hatte mir den Schlaf, den ich so selig schlief, gegönnt, die Kinder aufmerksam gemacht auf den Spaß, den Vater sich einmal verschlafen zu lassen. Und leise wie Mäuschen hatten sich Alle weggestohlen und waren an ihre Arbeit gegangen, denn meine Frau hielt die Kinder von früh an zur Arbeit, obgleich es mich grausam dünkte und ich oft abwehren wollte. Sie sagte: je früher man arbeiten lerne, desto leichter gehe es einem später, und es graue ihr nichts mehr, als ob den Kindern, die man im Müßiggang laufen lasse; und sie begriffe viele Schulmeister nicht, die also thäten. Die Kleinen konnten sich nicht enthalten, zum Fenster einzugucken, ob der Vater noch schlafe? Und als sie ihn endlich aus dem Bette springen sahen, stürmte die wilde Schaar herein, schabte mir Rübchen und lachte mich gar weidlich aus. Dann kam die Mutter mit der Kaffeekanne und fragte lächelnd: ob ich wohl geschlafen? Sie erhielt den üblichen Vorwurf: warum sie mich nicht geweckt. Ringsum schenkte sie aus der schnablichten Kanne und dem bauchigen Milchtopf ein. Auf so langes Warten hin schmeckte es den Kindern doppelt, und zwischen dem Kauen und Schlucken durch konnten sie nicht satt werden mit freundlichem Necken über mein langes Schlafen. Als wir abgegessen hatten, nur die Mutter noch nicht, durch vieles Einschenken gehindert, und die Erdäpfel all waren, und jedes sein Stückchen Brot extra bekommen hatte, jammerte unser jüngstes Kind: Mut-

ter ich bin noch gar zu hungrig, möchte noch ein Stücklein Brot. Und die Mutter warf einen schweren Blick auf das so leicht gewordene Brot und reichte das kleine Stückchen, das sie für sich abgehauen hatte, dem Kleinen dar und sagte: Nimm, du kleines Vielfräßchen! Das schnitt mir tief in's Herz wieder, daß mein liebes Mutterli nicht einmal ein Stücklein Brot hatte, nachdem wir alle gegessen. Ich erkannte frisch, daß da müsse geholfen werden, wenn die Sorgen mir nicht das Herz abdrücken sollten und die Reue, daß ich in meiner ledigen Zeit so leichtsinnig mein Geld verschleudert nnd nur Schulden in die Ehe gebracht. Es mußte also an's Werk gegangen werden, um meinem lieben ergebenen Weibe ein Stücklein Brot zu verschaffen zum Morgenbrot. Es ist doch merkwürdig, wie stille, liebe Ergebung tausendmal mehr wirket, als laute begehrliche Ungenügsamkeit. O wenn doch das alle Weiber wüßten und junge Schulmeister!

Entschlossen ging ich in die Schulstube, schnitt zwei neue Federn, legte Papier zurecht, stopfte eine Pfeife, tunkte die Feder ein und wollte nun schreiben. Aber, o je! wie ganz anders kam mir jetzt das Schreiben vor nach zwei Tassen Kaffee, als früher nach einem halben Duzzend Gläser Wein. Vor allem plagte mich der Titel, den ich auf die Schrift zu setzen hatte; sollte ich sie an die Regenten oder die Regentenfrauen stellen und wie die letztern betiteln? Ich wußte nicht, konnte man ihnen auch Hochgeachtet und Hochgeehrt sagen, oder ob sie sich „tugendhaft und ehrbar“ lieber nennen hörten? Es ärgerte mich, daß ich den Wehrdi nicht gefragt, ich mußte das nun überspringen. Nun kam es an den Anfang, der wollte sich aber gar nicht anfangen lassen, bis ich beschloß, einstweilen niederzuschreiben, was mir in Sinn käme, weil ich nun wohl einsah, daß es abgeschrieben werden müsse. Während ich bei dieser Arbeit saß, vermißte mich mein Weibchen bei einer andern Arbeit, beim Flachsziehen nämlich, das auf den heutigen Tag abgeredet und von meiner Frau begonnen war. Als ich immer und immer nicht

kam, wurde ihr bange, daß ich krank sein möchte: sie kam, streckte den Kopf zur Stubenthür ein und fragte: Mannli, bist du krank, daß du nicht kömmst? Als sie mich so da sitzen sah, gebeugt, den Kopf in der Hand, ohne aufzusehen, glaubte sie, es sei so, trat näher und faßte mich an, um zu sehen, wo es mir fehle. Als sie mich schreiben sah und zwar etwas von Vater und Mutter (eine Hexe war sie nicht im Lesen von Geschriebenem), so zupfte sie mir die Feder aus der Hand und sagte: Peterli, du wirst doch nicht was Närrisches machen wollen. Komm, und hilf Flachs ziehen. Ich aber schüttelte den Kopf und sagte: etwas müsse gemacht sein, so könne es nicht mehr gehen, und etwas Besseres wüßte ich nicht. Da antwortete mein Weibchen, es wisse noch etwas Besseres: Geduld haben und Vertrauen auf Gott, daß es gerade so komme, wie er wolle, und unterdessen munter arbeiten und vergnügt sein mit dem Guten, was man hätte; und wir hätten ja so viel, was andere nicht hätten, Liebe und Friede, daß wir wohl zufrieden sein könnten. Da übermannte mich die Wehmuth über meines Weibes ergebenen Sinn und ich that ihm thränend dar, daß ich es eben seinetwegen nicht mehr so lassen könne, es zerschneide mir das Herz, wenn ich sehe, wie es sich am Munde abbreche, um den Kindern zu geben; wie es dabei von Morgen früh bis Abends spät auf den Beinen sei und anfange auszusehen wie die theure Zeit; wie ich ihm während unserer Ehe fast keine Kleider hätte anschaffen können, so daß es schon lange nicht mehr zur Kirche dürfte, wenn es sich nicht so gut in Ehren hielte. Man müsse allerdings auf Gott vertrauen, aber auch das Seine thun, arbeiten, und das sei gerade eine Arbeit, von der Wehrdi sage, daß sie nöthig sei. Wehrdi meine es gut mit uns, er habe mir schon manchen halben Gulden gesteckt unter irgend einem Vorwande. Er kenne auch mehr von der Welt als wir, er hätte zwar manchmal gelacht über mich, aber das sei so seine Art und er mache es auf eine Art, daß man es nicht übel nehmen könne. Ich sei

Willens, in Gottes Namen fortzufahren und Tag und Nacht daran zu arbeiten.

Aber sag mir doch, Peter, sagte meine Frau, was soll denn das für eine Schrift werden? Du fängst da bei Vater und Mutter an und bei einem alten Häuschen u. s. w., wer soll denn das lesen? Ich habe immer gehört, solche Schriften seien um so besser, je kürzer sie seien.

Wehrdi habe es mir so angerathen, entgegnete ich, er könne es ihr am besten sagen, was das für eine Schrift geben solle, und warum sie so sein müsse und nicht anders. Er werde in acht Tagen kommen, dann könne sie ihn fragen, was er eigentlich meine, und bis dahin Geduld mit mir haben, es geschehe ja doch ihr besonders zu Lieb und Huld.

Während den acht Tagen arbeitete ich fleißig fort und füllte allerdings schon so viel Papier, daß mich selbst Wunder zu nehmen anfing, was das für eine Schrift werden sollte. Es tauchte mir beim Nachdenken soviel aus meiner Kindheit auf im Gedächtniß, das ich niederschrieb, weil Wehrdi gesagt hatte, ich sollte gründlich sein, daß ich viel schrieb und doch nicht weit vorwärts kam.

Wehrdi kam, als eben meine Frau in den Bohnen war. Er durchsah meine Arbeit mit Wohlgefallen und meinte, das werde schon was Rechtes werden. Er wolle sie nach Hause nehmen, um noch besser sie zu kosten und Einiges nachzubessern. Dann fragte er mich noch so eine Menge Dinge über das bereits Geschriebene und nachher über das Nachkommende, und wie ich beides verbinden wolle, daß ich gar keine Zeit hatte ihn zu fragen: was denn das eigentlich werden solle? Als aber meine Frau heimkam, so wartete die nicht lange, bis sie ihn zur Rede stellte. Sie fragte ihn: aber Wehrdi, meinet ihr es denn eigentlich gut mit uns oder haltet ihr uns zum Besten, und sind wir euch nur dazu gut, die Langeweile zu vertreiben?

Nein wahrhaftig, Wybli, sagte Wehrdi, es müßt Einer ja ärger sein als ein Heide, wenn er es mit euch nicht von ganzem Herzen gut meinen sollte.

Aber was macht ihr dann meinen Mann zu schreiben ein Langes und ein Breites von seinem Vater an, und am Ende wird er auch noch gar von mir schreiben sollen?

Das versteht sich, Frau Schulmeisterin, daß auch von euch geschrieben werden soll, und gerade das wird das Schönste von Allem werden, und die meiste Wirkung thun.

Nein, beim Tausend, in eine Schrift will ich nicht, am Ende könnte Jemand Narr genug sein, sie drucken zu lassen.

Eben das könnte es geben, wenn die Sache darnach ausfällt, und ich kann mich schon freuen wie ein Kind, daß es die Welt erfahren kann, was ihr für eine Frau Schulmeisterin seid.

Da wurde meine Frau roth bis unten ans Ohrläppchen und sagte: Wehrdi, es ist nicht schön, mit so armen Leuten nicht nur das Gespött zu treiben, sondern sie auch zum Gespött der ganzen Welt machen zu wollen. Wir sind zwar arme Leute, aber das haben wir nicht verdient und hätten es am wenigsten von euch erwartet. Es that mir oft wohl, zu denken, daß ihr meines Mannes Freund seid, und euer Rath ihm manchmal nützlich sein könne, und jetzt ist es so gemeint! Und es brannten zwei blanke Thränen in meines Weibes Auge, und rasch wollte es zur Stube hinaus. Wehrdi schien mir da zu stehen, wie die Butter an der Sonne, als ihm meine Frau so abkapitelte; aber der war nicht lange verblüfft. Als meine Frau abmarschiren wollte, ergriff er rasch ihren Arm, und als sie sich losreißen wollte, fragte er sie: ob sie dann nicht mehr wisse, daß man Niemand ungehört und leichtlich verdammen solle? Da stand sie vor ihm still mit unwilligem Gesicht und niedergeschlagenen Augen. Bitte, bitte, Fraueli! machet mir zuerst ein freundlich Gesicht und thut eure Aeugeleien mir auf, dann kann ich euchs am besten sagen, wie ich es meine und begreift mich am besten, bat der wilde Mann so sanft, daß es mir recht kurios vorkam. Mich hatte er ausgelacht, ich konnte nicht begreifen, warum er es bei meiner Frau nicht auch so mache. Als meine

Frau, die keine freundliche Bitte abschlagen konnte, wieder aufsah, sagte ihr Wehrdi: daß ihm nie Jemand so gröblich Unrecht thue als gerade sie. Er möchte alles in der Welt lieber, sogar noch einmal nach Batavia, als sie zum Besten halten; und wenn er schon zuweilen über mich lache, so meine er es doch gut und er frage sie auf ihr Gewissen: ob sie denn trotz ihrer Liebe zu mir nicht auch zuweilen wenigstens lächle über mich? Hingegen begehre er mit allem Ernst uns zu helfen. Er sei allein in der Welt, stehe in keinen nähern Verhältnissen zur Welt, die Leute flöhen ihn und doch werde der liebe Gott ihn einst fragen: Wehrdi, was hast du Gutes an deinen Brüdern gethan? Sie könne daraus doch wohl abnehmen, ob er mit den einzigen Leuten, die Vertrauen zu ihm hätten, sein Gespött treiben werde? Er könnte uns freilich auch mit Geld helfen, aber das sei drückend für uns und solche Unterstützung wäre nie ein festes Fundament für eine Haushaltung. Wolle eine Familie fest stehen, so müsse sie selbst mit starken Wurzeln in den Boden greifen, angebrachte Stützen hülfen nur vorübergehend und seien zerbrechlich. Als ich da bei ihm so gewimmert und gejammert: wenn man doch nur die Noth kennen thäte, so hülfe man gewiß; so sei ihm das aufgefallen und er habe das ziemlich wahr gefunden. Darum habe er mich zum Schreiben aufgemuntert. Seither habe er noch darüber nachgedacht und sei auch zum Pfarrer gegangen, und sie wären beide darüber eins geworden. Sie seien nämlich darüber eins geworden, daß man im Kanton Bern anfange zu glauben, wenn man einander recht wüst sage, sei damit alles gethan. Zum Unglück ist nun die ganze Schulmeistergeschichte mitten in diesen wüsten Strudel hineingerathen und die Schulmeister haben sie selbst hineinstoßen helfen, machten selbst einen höllischen Lärm. Das Ende davon war, daß man die Schulmeister, um sich nicht ferner von ihnen den Kopf waschen zu lassen, aufs Trockne setzte, und da sitzen sie nun. Nun aber, meinen der Pfarrer und ich, könnte nichts mehr die Gemüther versöhnen und gegen euch ge-

recht machen, als eine unbefangene Geschichte eines Schulmeisters und seiner Haushaltung. Und gerade eure Geschichte, meinte ich, müsse das ganz besonders thun, wenn man aufrichtig sie erzählt. Allerdings werden die Leute hie und da über den Schulmeister etwas lachen müssen, aber weil er dann wieder so kreuzordentlich wird, so werden sie euch um so gewogener werden, um so eifriger euch helfen wollen. Aber euch alleine können sie nicht helfen, sondern sie müssen zugleich auch den andern helfen. Und nun denket, Mädeli, daß von fast tausend Schulmeisterinnen fünfhundert in ähnlicher und noch tieferer Noth sind als ihr; denket, daß ihre Kinder noch mehr entbehren müssen. Und allen diesen könnet ihr helfen, könnet die Sorge von ihren Stirnen, die Thränen aus ihren Augen, den Jammer aus ihren Herzen treiben; könnet ihnen Brot verschaffen, Kleider, muntern Sinn, freudige, dankbare Gefühle; könnet tausend Kindern eine fröhlichere Jugend verschaffen, eine bedeutungsvollere Erziehung — das Alles könnet ihr, Mädeli; könnet machen, daß manche Sohnsfrau ihre Schwieger ohne eigenes Entbehren pflegen, ihrem eigenen Vater ein weißes Brötchen verschaffen kann, das Alles, Mädeli, könnet ihr vollbringen, und womit? Mit etwas Selbstüberwindung, mit Hintansetzung eurer Schüchternheit und des Vorurtheils, nicht gedruckt zu werden und den Leuten so in die Mäuler zu kommen. Das ist doch lange nicht das Leben lassen. Es ist ein Dulden, aber sicher ein so schweres nicht; es ist fast nur das Dulden des ersten Kusses, den ein Mädchen von seinem Liebhaber erhält. Es sträubt sich so heftig und doch ist er ihm das erste Pfand des ersehnten Glückes, der Vorläufer von tausend nachkommenden. Es ist also eigentlich ein süßes Dulden, und glaubt es mir, Frauchen, wenn ihr es duldet, so werdet ihr Liebhaber bekommen wie Sand am Meer. Und wer weiß, ob man nicht ordentlich wallfahrtet zu euch, nicht nur Schulmeister, um euch zu danken, sondern ganz andere Leute. Junge schöne Herren z. B., die absolut sehen wollen, wie eine schöne, gescheute, fromme Frau

Schulmeisterin aussieht. Darum, Mädeli, sperrt euch nicht dagegen. Gegen euren Willen möchten wir natürlich nichts machen, aber, nicht wahr, ihr habt euch jetzt eines Bessern bedacht?

Mädeli sagte ihm, er sei ein Schalk, der es wohl gut meinen möge, aber daß die Sache den gewünschten Austrag nehme, das wisse Niemand, und dann habe man, wenn es nicht gelinge, sich für die ganze Welt dargegeben und vor der ganzen Welt lächerlich gemacht für sein Lebenlang.

Weiß denn überhaupt der Mensch, sagte Wehrdi, wenn er etwas unternimmt, wie es herauskömmt? Würde nicht Jeder Alles unterlassen müssen, wenn er vorher des Erfolges sicher sein wollte. Was würde wohl Gutes auf Erden geschehen sein, wenn dieser Grundsatz gültig wäre? Wo der Mensch das Gute will, da soll er handeln, den Erfolg aber Gott überlassen, in dessen Hand er steht. Habt ihr diesen Grundsatz etwa auch aufgestellt, als euch euer Mann zur Frau wollte? habt ihr ihm auch gesagt, wenn ihr wüßtet, daß es gut käme, so wolltet ihr ihn nehmen, da ihr es aber nicht wüßtet, so solle er in Gottesnamen seiner Wege gehen?

Mädeli mußte wider Willen lächeln, dann aber warf sie dem Wehrdi vor, daß er alles ins Lächerliche ziehe und den ernstesten Dingen einen sogenannten Spaß anhänge. Wüßte sie, daß sie fünf Schulmeister aus dem Elend erlösen könnte und fünf Kindlein, es brauchten nicht fünfhundert zu sein, so wollte sie sich für sich alles gefallen lassen. Und wenn man eigentlich dieses wolle, so werde sie nichts mehr dagegen sagen, aber man solle ihr eben auch nicht davon reden. Hätte der Pfarrer die Sache nicht gebilliget, so würde sie noch jetzt Mühe haben, nicht zu glauben, man treibe das Gespött mit ihr.

Wehrdi sagte ihr, es sei doch nicht recht, daß der Pfarrer mehr gelte bei ihr als er, dieser könne zwar etwas feiner thun, aber Spaß mischen in ernste Dinge, das habe er eigentlich vom Pfarrer gelernt. Der sage:

es sei am Himmel so und auf der Erde. Ungeheuer tief und ernst sei Alles, aber über die ernste Unergründlichkeit zucke der Sonnenstrahl, blicke der Mond, flimmerten die Sterne, wandle manch ander Lichtlein: so solle es im Leben sein, so solle es im Menschen sein. Was die Menschen bei ihm Spaß nennten, sei doch nur eigentlich ein Strahl, ein Lichtlein, in dessen Schein das Tiefe und Unergründliche erst bemerkbar werde. Wo keine solche Lichtlein sichtbar würden, da lebe man in gränzenloser Oede, die wundervolle Tiefe ergriffe Einen nicht zur Ehrfurcht, sondern sie erscheine Einem nur als wüste Leere. So rede der Pfarrer, und so gut als der Pfarrer meine er es auch mit uns, und er könne gar nicht leiden, wenn sie demselben mehr trauen wolle als ihm. Wehrdi war gar possirlich, wenn er mit seinem sonst so gebietenden Wesen anhalten und bitten wollte. Daher konnte meine Frau am Ende nicht anders, als ihn zu versichern, sie wolle ihm so viel zutrauen als irgend einem andern, wenn er darnach thue. So nun ward die Fortsetzung der Arbeit beschlossen. Wehrdi kam, fragte, jagte und nahm dann die Blätter mit sich nach Hause und brachte sie mir nicht wieder. Auf mein Fragen nach ihnen antwortete er: er müsse alles in ordentlichen Zusammenhang bringen.

Während wir so arbeiteten, verbreitete sich das Gerücht: es werde von einer mächtigen Seite her daran gearbeitet, daß die Taxation aufgehoben und uns eine Staatszulage zu dem bisher von den Gemeinden entrichteten Einkommen zugetheilt werde, und zwar jährlich 60 Thaler.

Diese Nachricht war viel zu schön, als daß wir sie geglaubt hätten. Ach, wer so oft getäuscht wird, wird mißtrauisch! Unsere Herzen zitterten in Wonne, wenn wir gedachten, daß es so werden könnte, aber eben darum glaubten wir es nicht. Ach, dachte ich, wäre deine Arbeit doch schon fertig, könnte die jetzt hervortreten, dann vielleicht würden die erweichten Herzen stimmen für unser Glück. Aber, eben weil ich noch so weit zurück war, daß die Würfel lange gefallen sein mußten, ehe ich zu Ende

kam, verlor ich den Muth zur Fortsetzung und sagte Wehrdi: es werde nun am besten sein, abzuwarten was komme, ohnehin könne ich jetzt so wenig zum Schreiben kommen und ich vermöge es wahrlich nicht, soviel Zeit zu gebrauchen um nichts und wieder nichts.

Potz Tausend, nein! sagte Wehrdi, das thut mir nicht. Es ist noch nicht gewiß, daß man macht, was die Kommission vorschlägt. Und wenn auch entsprochen wird, so ist das Buch doppelt nöthig. Es ist nöthig, um eine Menge Leute mit euch zu versöhnen, die böse über euch sind und noch böser werden, wenn es euch besser geht. Es soll machen, daß die Leute den Lehrern ohne Ausnahme die Staatszulage gönnen, weil sie zur Führung einer nicht bettelhaften Haushaltung nöthig ist. Es soll zeigen, daß man unter den stattgehabten Umständen euch in diesem Augenblick gar nicht anders verlangen kann, als ihr seid.

Aber auch gar nöthig ists den Schulmeistern selbst, sie können gar vieles daraus lernen und besonders die jungen. Diese macht es aufmerksam auf eine Menge Steine im Wege, über die Jeder fällt, der nur nach den Sternen guckt, nur nach den Sternen gucken lernt. Und wird ihnen hoffentlich später auch durch Mädelis Bild den so frühe regen, heirathslustigen Sinn veredeln. Und der Pfarrer meint, es sollte auch aufs neue aufmerksam machen auf das eigentliche Wesen, das Innere der Schule, das man zu vergessen scheine, das in einem gräulichen Wirrwar liege und dem nicht aufgeholfen werde bloß mit neuen Häusern und auch nicht allein mit neuen, ganz ihrer Willkür überlassenen Menschen. So weit werden wir aber kaum kommen. Wenn wir nur die Welt mit euch versöhnen und manches Lehrers Augen aufthun, sie lenken auf das Eine, das Noth thut, so thun wir viel.

So sprach Wehrdi zu mir, und der Pfarrer, der bis dahin that, als wisse er nichts davon, sagte mir einst im Vorbeigehen: Käser, seid nur fleißig und setzet nicht ab, es wäre mir leid.

So wendete ich denn alle mögliche Zeit dazu an, aber immer mühseliger. Wer 150 Kinder fünf bis sechs Stunden hintereinander unterrichtet hat, der weiß, wie es einem im Kopf ist. Zudem mußte ich meiner Frau auch etwas beistehen in der Haushaltung, denn sie wurde ihr immer beschwerlicher und mit dem Spinnen kam sie fast gar nicht mehr fort. Es war ein gar gewaltig kalter Winter, und am Morgen um fünfe das Heizen so schaurig, daß ich es ihr für kein Geld überlassen hätte, der Weg zum Brunnen so glatt, daß ich sie denselben nicht mehr gehen ließ, und das Wasser so kalt, daß ich gar zu gerne unsere Wäsche auswärts hätte waschen lassen, wenn nur Geld dazu vorhanden gewesen wäre. Die Kinder halfen freilich schon, aber man mußte sie dabei immer im Auge haben. Der Knabe konnte sich leider das Regieren und das daraus entstehende Zanken nicht abgewöhnen. Mädeli ward auch so still und weichmüthig, wenn es alleine war, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, immer für mich zu sein und für mich zu arbeiten. Kam ich dann in die Stube, so erheiterte sich sein Gesicht, es war als ob eine Wolke davon wegflöge. Freilich waren unsere Gespräche nicht immer die erheiterndsten, aber sie waren doch ein einiges Besprechen der gemeinsamen Sorgen. Der neue Ankömmling machte den Ankauf einer neuen Bettstelle für die zwei jüngern Kinder nöthig. Da hatten wir tief und schwer zu sinnen, wie es sich am wohlfeilsten machen ließe und wie wir Geld auch für das Wohlfeilste aufbringen wollten. Wir rechneten Kreuzer für Kreuzer zusammen, und wie oft, wenn die Kinder im Bette waren, nahm ich das Körbchen aus dem Schranke und zählte Stück um Stück und so langsam als möglich, aber immer waren eher weniger als mehr. An die Kindbetti und ihre Kosten durfte ich nicht einmal denken. Ich sprach einmal davon, Wehrdi einstweilen um ein Anlehen anzusprechen, aber Mädeli wurde ganz roth im Gesichte und ruhte nicht, bis ich es ihr versprochen, es doch ja nicht zu thun, we=

nigstens nicht bis in der größten Noth und nicht ohne ihr Vorwissen.

Einmal, den 1. März war es 1837, hatte mich Jemand lange aufgehalten in der Schulstube und erst losgelassen, als meine Kinder mir zweimal zu sagen kamen: ich solle doch kommen, wir wollten essen.

Mädeli stellte nun eine Mehlsuppe oder, wie Andere sagen, eine Wassersuppe auf den Tisch und gewärmte Aepfelschnitze dazu, an die eine Portion Wasser gegossen war, um sie durch die Brühe ergiebiger zu machen. Ich schnitt ein etwas saures Gesicht und fragte: warum wir nicht Kaffee und Erdäpfelstücke hätten, wie gewohnt? Da traten meinem Weibchen die Thränen in die Augen und es berichtete: es sei heute wieder einmal mit dem Licht im Keller gewesen um Erdäpfel zu holen, und da sei es fast in den Boden gesunken vor Schrecken, denn es habe gesehen, wie wenig rothe Erdäpfel wir noch hatten. Wollten wir deren noch zum Setzen behalten, so müßten wir bald aufhören von ihnen zu essen. Da habe es vor Angst heute sparen wollen und nicht daran gedächt, daß ich der Suppe nichts nachfrage. Ich solle doch recht nicht zürnen, es sei ihm noch in allen Gliedern. Ich gab meinem Weibchen zur Abbitte die Hand, aber sagen konnte ich nichts. Die Aepfelschnitze, so angefeuchtet sie waren, stachen mir im Halse wie buchene Späne, und mich dünkte, als schluckte mein Weibchen auch etwas hinunter, aber nicht Suppe, nicht Schnitze. So saßen wir da, während die Kinder lustig aßen und an der süßlichten, bläulichen Brühe sich labten, schweigsam Hand in Hand. Keines seufzte um des Andern willen, aber Jedes dachte in schwerem Harm an das Kindbettchen, an die Kindbetti, die fehlenden Erdäpfel. Diese dreifache Noth sauste uns in den Ohren, flimmerte uns vor den Augen. Wir rangen nach Trost, aber wir fanden keinen. Wir sahen das Lämpchen nicht düsterer brennen, wir hörten die Hausthüre nicht girren, aber wir merkten, daß aus der leise geöffneten Stubenthüre eine Gestalt auf uns zuschritt durch den düstern Hintergrund

der Stube. Ehe wir sie erkannten, sprach die wohlbekannte Stimme des Pfarrers: Putzet das Licht und freuet euch. Gestern erkannte der Große Rath euch jährlich 60 Thaler als Staatsbeitrag zu, eure gegenwärtige Besoldung bleibt. Den Vernünftigen ist nun einstweilen geholfen.

Wir saßen da, wie eingewurzelt. Wie die Sonne mit dem Nebel ringen muß, ehe sie die Erde erleuchten kann, so mußten diese Worte ringen mit unserm Gram, ehe ihr Sinn zum Bewußtsein kam und aufflammte in unsern Seelen.

Da faltete mein Weib die Hände und die nassen Augen hob es auf und mit bebender Stimme betete es: Ach Gott, vergieb, daß wir dich vergessen und wieder so gekümmert. Wir wollen es nie mehr thun, aber nie vergessen wollen wir, was du an uns thust unverdienet. Ach, wir sind von Natur verderbt und böse durch eigene Schuld. Aber bessern wollen wir uns, dazu hilf du uns, und sollten wir je dich wieder vergessen, so vergiß du uns nicht und nimmer.

Und: Amen! sprach der Pfarrer.

E N D E.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

## Inhaltsanzeige des ersten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel. Von großer Betrübnuß und Elend . . . . 5
Zweites Kapitel. Von Vater und Mutter . . . . . . . 21
Drittes Kapitel. Wie es Vater und Mutter mit den Kindern hatten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 30
Viertes Kapitel. Wie ich um mein Kronprinzenthum komme . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 44
Fünftes Kapitel. Wie ich aus einem Erbprinzen ein Schulprinz werde . . . . . . . . . . . . . . . . . . 50
Sechstes Kapitel. Wie ich auch um dieses Prinzenthum komme . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 67
Siebentes Kapitel. Wie das Vaterhaus mir zum Diensthause gemacht wird . . . . . . . . . . . . . . . . 76
Achtes Kapitel. Wie ein alter Freund dem armen Weberknechtlein einen Ausweg zeigt . . . . . . . . . . . 87
Neuntes Kapitel. Wie es mir im Kopfe rundum und endlich mit mir ins Schulmeisteramt geht . . . . . . . . 90
Zehntes Kapitel. Der Abschied . . . . . . . . . . . . . 98
Eilftes Kapitel. Wie es mir als Schulmeister-Adjutanten erging . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 103
Zwölftes Kapitel. Ich suche Brot und finde — endlich. 116
Dreizehntes Kapitel. Wie ich Schulmeister lerne auf die alte Mode . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 130
Vierzehntes Kapitel. Alleluja! Endlich . . . . . . . . . 148

# Inhaltsanzeige des zweiten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel. Wie mir die Augen aufgethan werden . 3

Zweites Kapitel. Des Amtes Antritt. . . . . . . . . . 10

Drittes Kapitel. Wie mir der Verstand gemacht wird . 23

Viertes Kapitel. Wie ich einen Pfarrer besuche . . . . 29

Fünftes Kapitel. Etwas vom Wesen und Treiben der Liebe, und wie es sich bei mir gestaltet . . . . . . . . . 36

Sechstes Kapitel. Wie ich also sitzen blieb und zwar in der Klemme. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 53

Siebentes Kapitel. Wie ich mich in die zweite Klemme bringe. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 72

Achtes Kapitel. Wie man hungrigen Vögeln Lätschen stellt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 89

Neuntes Kapitel. Wie ein Schulmeister den Katzenjammer hat . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 97

Zehntes Kapitel. Wie ein Schulmeister einer ganzen Gemeinde Stand hält . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 101

Eilftes Kapitel. Wie ein Pfarrer abputzen kann, und was es nützt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 106

Zwölftes Kapitel. Wie mich die Bauern und Buben kuriren . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 120

Dreizehntes Kapitel. Wie ein Schulmeister merkwürdige Betrachtungen anstellt . . . . . . . . . . . . . . . . 127

Vierzehntes Kapitel. Wie mir wieder Trost kömmt ins ermattete Herz, fernere Prüfungen zu ertragen . . . . . 141

Fünfzehntes Kapitel. Wie nach dem Trost ich auch zu einer Schule komme . . . . . . . . . . . . . . . . . . 147

Sechszehntes Kapitel. Was ein Brief für Wirkung thut . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 152

Siebenzehntes Kapitel. Wie ich meinen Nachfolger bewillkomme und auf der Schnabelweid Abschied nehme . 154

Achtzehntes Kapitel. Wie ich abermals einen Pfarrer besuche . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 159

## Inhaltsanzeige des dritten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel. Der erste Winter im neuen Amte . . 3

Zweites Kapitel. Ach Gott! Wenn die Liebe nicht wär, wie vernünftig man wär . . . . . . . . . . . . . . . . . 25

Drittes Kapitel. Wie eine Wäscherin zum praktischen Professor wird . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 38

Viertes Kapitel. Von den Verdrießlichkeiten eines Bräutigams . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 45

Fünftes Kapitel. Von den Verhandlungen über Hochzeittag und Ehesteuer . . . . . . . . . . . . . . . . . . 50

Sechstes Kapitel. Wie die Leute uns in die Mäuler nehmen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 53

Siebentes Kapitel. Wie ich mit Mädeli auf Reisen gehe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 56

Achtes Kapitel. Wie ich am Vorabend wichtiger Ereignisse stand . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 89

Neuntes Kapitel. Der Hochzeittag . . . . . . . . . . . 71

Zehntes Kapitel. Der Maienmorgen des Lebens . . . . 78

Eilftes Kapitel. Wie eine junge Frau die Auszehrung hat . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 93

Zwölftes Kapitel. Von Vaterfreuden und Vatersorgen . 103

Dreizehntes Kapitel. Wenn Noth auch kömmt, Wenn nur nicht die Liebe von dannen rennt . . . . . . . . . . 122

Vierzehntes Kapitel. Je gewaltiger die Noth an uns geht, Desto näher der Herr uns zur Seite steht . . . . . 129

Fünfzehntes Kapitel. Wie die Leute den lieben Gott kennen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 142

## Inhaltsanzeige des vierten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel. Ein Tod und eine Theilung . . . . . . . . 3
Zweites Kapitel. Wieder eine Kindbetti, wieder ein Tod, aber diesmal ohne Theilung . . . . . . . . . . . . . . . . 16
Drittes Kapitel. Wie ich ohne Theilung zu einem Erbe komme . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 24
Viertes Kapitel. Von den Leuten im Allgemeinen und von einer weisen Frau insbesondere . . . . . . . . . . . . 35
Fünftes Kapitel. Von schulmeisterlichen Finanzen . . . . 45
Sechstes Kapitel. Nun gar in solcher Noth noch Visiten! 53
Siebentes Kapitel. Von allerlei Gedanken und wie ich um mein Erbe komme . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 73
Achtes Kapitel. Wie ich wieder etwas zu merken anfange und namentlich, daß ein neuer Pfarrer gekommen . . . . 85
Neuntes Kapitel. Wie ein Mund zugeht und viele andere auf . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 89
Zehntes Kapitel. Wie eine Frau mit einem Manne thut, wenn er von einer Gräbd heimkömmt . . . . . . . . . . 92
Eilftes Kapitel. Wie endlich auch ein Pfarrer das Maul braucht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 97
Zwölftes Kapitel. Wie man in Gytiwyl ein Schulhaus baut . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 109
Dreizehntes Kapitel. Wie der Pfarrer mir die Schule doktern will . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 117
Vierzehntes Kapitel. Wie es mir geht, als auch ich die Schule doktern will . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 136
Fünfzehntes Kapitel. Wie endlich ein Anderer das Doktern übernimmt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 141
Sechszehntes Kapitel. Wie bei allem Doktern die Schule verdoktert wird . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 156
Siebenzehntes Kapitel. Wie Alles ein Ende nimmt: jeder Jammer und sogar jedes Buch . . . . . . . . . . . . . 168

Die

# Allgemeine deutsche Volks-Bibliothek,

von welcher jährlich 6 Bände (alle 2 Monate 1 Band) erscheinen, kostet im Subscriptionspreise 1 Thlr. 10 Sgr. jährlich, oder 10 Sgr. vierteljährlich.

Schriftsteller wie Jeremias Gotthelf und Gustav Nieritz sind für dieses Unternehmen gewonnen; so wird die allgemeine deutsche Volks-Bibliothek die außerordentliche Anerkennung, welche ihr bereits im Volke wie von Seiten der höchsten Autoritäten zu Theil geworden, auch ferner zu verdienen und zu wahren wissen.

Folgende Werke sind bis jetzt in der allgemeinen deutschen Volks-Bibliothek erschienen, die zu den beigesetzten Preisen auch einzeln zu haben sind:

**Käthi, die Großmutter,** oder: **der wahre Weg durch jede Noth.** Eine Erzählung für das Volk, von Jeremias Gotthelf. 2 Bände. 18 Sgr.

**Jacob Sturm,** oder: **Tagebuch eines Dorfschulmeisters.** Ein Buch für das Volk, von Gustav Nieritz. 10 Sgr.

**Hans Joggeli, der Erbvetter, und Harzer Hans; auch ein Erbvetter.** Zwei Erzählungen für das Volk, von Jeremias Gotthelf. 10 Sgr.

**Leiden und Freuden eines Schulmeisters.** Von Jeremias Gotthelf. (Bearbeitung des Verfassers für das Deutsche Volk.) 4 Bände.

---

Im Verlage von **M. Simion** in Berlin erscheint:

# Jugend-Bibliothek

von

## Gustav Nieritz.

Dieselbe bringt die neuesten Volks- und Jugend-Erzählungen des hochgefeierten Nieritz.

Jährlich erscheinen 6 Bändchen und erhalten Diejenigen, welche noch vor Weihnachten des laufenden Jahres bestellen, eine Subscriptions-Prämie, ein Weihnachtsbuch mit Bildern, gratis, ein Vortheil, der für spätere Käufer fortfällt. Preis des Jahrganges 2 Thlr.

Es ist anerkannt, daß diese Jugend-Bibliothek ausgezeichnete Erzählungen sowohl für die reifere Jugend wie für Volks-Bibliotheken darbietet. Wir machen Eltern, Lehrer und besonders Volks-Bibliotheken auf dies überaus schöne und nützliche Werk aufmerksam.

STAATL. BIBLIOTHEK REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gotthelf, Jeremias,

Leiden und Freuden eines Schulmeisters

Bd.: 4

Berlin 1848

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3638(1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091398-4